Beethoven.

Ein Künstlerleben.

Von

Herfbert Rau.

Beethoven.

Ein Künstlerleben.

Kulturhistorisch-biographisch geschildert

von

Heribert Rau.

Zweiter Band.

Dritte Auflage.

Leipzig.
Theodor Thomas.
1887.

Inhalt.

Zweiter Band.

III.

Das Drama beginnt.

(Beethoven als Mann.)

IV.

Des Adlers kühnster Flug.

(Beethoven in seiner Größe.)

Erste Abteilung: Der Sonne zu!

III.

Das Drama beginnt.

(Beethoven als Mann.)

Das böse Prinzip.

Wenn uns schon bei dem Erbleichen jedes einzelnen Jahres die Mitternachtstunde, die es verschlingt, ein feierliches memento mori entgegenruft; wenn bei dieser Gelegenheit schon der Gedanke, daß wieder ein nicht unbedeutender Zeitabschnitt unseres Lebens unwiederbringlich in das unerschöpfliche Meer der Vergangenheit hinabgeglitten sei, uns unwillkürlich mit tiefem Ernst erfüllt, um wieviel gewaltiger muß dann jeden denkenden und fühlenden Menschen der Scheidegruß eines versinkenden Jahrhunderts berühren?

Und in der That! die Menschheit steht ja dann an einer ungeheuren Gruft, bereit, eine Riesenleiche einzusargen. Und um die Riesenleiche scharen sich die bleichen Geister all der zahllosen Wünsche und Hoffnungen, die das erblichene Säculum der Menschheit gab, und die das unerbittliche Geschick dennoch zum großen Teil mit seiner kalten Marmorfaust zerdrückt und mitgebettet hat in des Jahrhunderts Sarg.

Ja! wie vieles, was den einzelnen, den Völkern und der Menschheit als groß, ehrwürdig, lieb und teuer galt, sank mit zu Grabe?

Jeder einzelne ruft daher wohl beim zwölften Glockenschlage: Schlaft wohl, ihr Teuren, die die Zeitwellen hinabgespült in der Vergessenheit unersättlichen Schlund! — schlummert fort in der Erinnerung Schooß, ihr großen Menschen, die ihr euch durch erhabene Thaten und mit eurem Tode die Liebe der Nachwelt erkauft; — ihr Hoffnungen und Wünsche, die ihr, noch kaum geboren, starbt, ... lebt wohl! Denn flüchtig und vorübergehend ist ja alles hier in Zeit und Raum.

Aber ... wie vor Alters in Frankreich die Sage ging: „der

König stirbt nicht!“ und wie man daher den Tod eines Königs von Frankreich dem Volke mit den Worten verkündete: „Le roi est mort! vive le roi!“ — so ist es auch bei der Königin des Lebens, der Zeit. Denn kaum ist das Jahrhundert mit der Mitternacht letztem Glockenschlage begraben, so erhebt sich — mit dem funkelnden Diadem der Morgenröte einer neuen Zeit geschmückt, das neue Jahrhundert gleich einer jugendlichen Königin. Und die Menschheit jubelt ihm entgegen, und in seinem Gefolge fliegen den Völkern neue Wünsche, neue Erwartungen, neue Hoffnungen zu und neues Glück oder Unglück schießt unter seinen Tritten auf. In solchem Wechsel ziehen denn Jahrtausende dahin:

Und Völker kommen, Völker geh'n,
Wie Blätter grünen
Und im Sturm verweh'n!

Wenn sich aber jemals bei dem Scheiden eines Jahrhunderts und dem Anbruch eines neuen solche Gedanken und Gefühle in den Herzen und Geistern der Menschen regten, so war dies gewiß um jene Zeit der Fall, von der wir hier schreiben — nämlich bei dem Schlusse des achtzehnten und dem Anbruch des neunzehnten Jahrhunderts, die beide der Welt einen einzigen Namen entgegendonnerten; aber einen Namen, zu dem die Völker entweder aufjauchzten, oder vor dem sie bis in das Mark ihrer Seele erbebten; und dieser Name war: Napoleon Buonaparte!

Den 23. August 1799 war Napoleon, nach dem Siege bei Abukir, von seinem denkwürdigen Feldzuge in Ägypten nach Frankreich zurückgekehrt, das ihn, als den Retter der Republik, mit Jubel empfing und im Triumphe nach Paris führte. „Ich habe die Republik siegreich und mächtig verlassen und finde sie besiegt und unmächtig wieder!“ waren die Worte, die er hier mit vollem Rechte dem Direktorium in das Antlitz schleuderte; denn England, im Vereine mit Rußland und der Pforte, hatte nebst Österreich den Krieg so energisch fortgesetzt, daß die Fahnen der Republik wieder über den Rhein zurückgedrängt waren. Auch aus Italien waren sie vertrieben worden, und zu dem allen kamen noch innere Kriege und Empörungen.

Da schien Frankreich und allen der Freiheit und dem Völkerrechte schlagenden Herzen in Napoleon, dem Republikaner, ein Stern der Hoffnung aufgegangen zu sein. Laut verlangte daher

die öffentliche Meinung nach einer Veränderung der Regierungsform, und wahrlich, das neue Jahrhundert sollte sie bringen. Der Rat der Alten übertrug voll Vertrauen Napoleon den Oberbefehl über die Truppen; kaum aber war Buonaparte zu dieser Würde gelangt, so vernichtete er am 9. November (18. Brumaire) die Direktorialgewalt und schwang sich an die Spitze der drei provisorisch ernannten Konsuln. Die vierte Konstitution der Republik ward am 15. Dez. (22. Frimaire) 1799 proklamiert und Napoleon Buonaparte mit einer fast königlichen Gewalt auf zehn Jahre zum Oberkonsul erwählt.

Mit diesem Ereignisse von unberechenbarer Wichtigkeit und Tragweite schloß das achtzehnte Jahrhundert; war es da ein Wunder, daß die ganze zivilisierte Welt dem neunzehnten mit einer nie dagewesenen Spannung entgegenging? Wie vor dem Antichrist zitterte vor Buonaparte das Königtum und die ganze Partei der Royalisten und der Legitimität; als dem Begründer einer neuen großen Zeit der Freiheit und des Völkerglücks jauchzte ihm nicht nur das republikanische Frankreich, sondern auch gar viele edle Männer und Frauen anderer Länder entgegen, die in ihm das Urbild eines echten Republikaners sahen. Niemand aber war in dieser Beziehung begeisterter für ihn — niemand staunte ihn mehr an — niemand hoffte glühender durch ihn das siegreiche Durchdringen einer Platon'schen Republik, als: Ludwig van Beethoven.

Und er und Frankreich und so viele edle und vernünftige Männer und Frauen schienen sich anfänglich nicht getäuscht zu haben.

Tüchtige Männer standen dem ersten Konsul an der Seite; sein scharfer Blick hatte sie sofort gefunden und erkannt, sein ungemeines Feldherrntalent stellte sie sogleich an den rechten Platz. Wohl kann man daher behaupten, daß der Zeitraum der Konsularregierung — also der Anfang und Sonnenaufgang des neunzehnten Jahrhunderts — einer der segensreichsten für das französische Volk gewesen. Ein neues Gesetzbuch ward ausgearbeitet, Handel und Wandel blühten aufs neue, Künste und Wissenschaft fanden Aufmunterung, Ackerbau und Fabrikwesen erhoben sich, die Emigrantenliste ward geschlossen und ein allgemeiner Friede versprochen.

Und wer weiß, wie sich die Verhältnisse Europas gestaltet haben würden; wer weiß, welch ganz andere Richtung der Genius Napoleons eingeschlagen hätte — wenn sich nicht England,

Österreich, das deutsche Reich, Rußland, Neapel und die Pforte jeder neuen Einrichtung, die auch nur im entferntesten einen republikanischen Anstrich zeigte, starr widersetzt haben würden. „Lieber mit der Hölle Frieden, als mit Napoleon!“ — war das Losungswort in dem Lager der Royalisten und der Legitimität, und so blieben diese sämtlichen Reiche zum Kriege gegen Frankreich gerüstet. Was lag nun näher, als daß sich ein Mann, wie Buonaparte, den Frieden, der ihm auf dem Wege der Güte verweigert wurde, mit dem Schwert erkämpfte, und so begann — ein trauriger Frühgruß des neunzehnten Jahrhunderts — der Schlachtendonner aufs neue.

Ein zweiter Hannibal drang Buonaparte über den großen Bernhard in Italien vor und stellte die zisalpinische Republik wieder her. Am 14. Juni 1800 entschied die blutige Schlacht bei Marengo das Schicksal Italiens zu Gunsten Frankreichs.

Merkwürdiger, furchtbarer Tag! — — — Schon waren die Franzosen auf beiden Flügeln geschlagen, da erneute sich am Abend, unterstützt von Desaix' Reserve, der heiße, der wütende Kampf, und das Wort Napoleons: „Kinder, ihr wißt, daß ich gewohnt bin, auf dem Schlachtfelde zu schlafen!“ führte seine Scharen nach dreizehnstündigem Kampfe zum Siege, der freilich durch den Tod Desaix' und so vieler Tapferer teuer genug erkauft wurde.

Jetzt aber verließ auch Buonaparte das italienische Heer, dessen Oberbefehl er an Massena übergab und eilte — ein Schrecken der europäischen Kabinette — geschmückt mit den Lorbeeren von Marengo nach Paris zurück.

Im Siegestaumel empfing ihn das französische Volk, und hier in Paris schrieb er jetzt den Gesandten der fremden Staaten demütigende Gesetze vor. Endlich — den 15. Juli 1800 — kam zu Parsdorf ein Waffenstillstand zu Wege. Er kostete freilich dem deutschen Reiche seine südwestlichen Kreise, die Frankreich überlassen werden mußten; aber die Hauptsache war, daß darauf hin ein Friedensvertrag entworfen wurde, auf den sich sofort alle Hoffnungen Deutschlands richteten.

Man kann sich daher kaum die Freude denken, welche die Nachricht von diesem Waffenstillstande überall verbreitete. Auch in Wien ward sie mit Jubel aufgenommen und alle Welt war hier schon des abzuschließenden Friedens gewiß, während im geheimen an demselben Tage von Wien aus neue Rüstungsbefehle

ausgingen und Erzherzog Johann in größter Stille mit dem Oberbefehle betraut wurde.

Dennoch feierte der Hof mit der ganzen Bevölkerung die frohe Botschaft, und zwar — da es ein wunderherrlicher Julitag war — durch eine so glänzende Praterfahrt, wie diejenige am ersten Mai gewöhnlich zu sein pflegt.

Keine Verordnung, keine Ankündigung war zu diesem Zwecke erschienen; der Gedanke war wie von selbst in den jubelnden Seelen aufgetaucht; verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch die ganze Stadt, ja bis zum Hofe, und fand einen solchen Anklang, daß die Ausführung im glänzendsten Maße und wie verabredet erfolgte.

Nun aber muß man wissen, was der erste Mai in Wien bedeutet! und was eine Praterfahrt an diesem Tage heißt!

Der erste Mai ist für Wien ein Festtag, wie kein anderer. Hunderte der schönsten, der glänzendsten Equipagen und viele, viele Tausende von Menschen eilen an diesem Tage durch die Jägerzeile nach dem Prater, dem großen Schauspiele seiner Einweihung beizuwohnen. Und dieses Schauspiel ist, wenn es das Wetter einigermaßen begünstigt, ein prächtiges, ein imponierendes.

Bekannt ist es ja, daß keine Stadt der Welt einen Vergnügungsort hat, durch den sie sich so trefflich charakterisiert, als Wien durch seinen Prater. Entfaltet sich hier doch in den Tagen des Frühlings der ganze Reichtum, der volle Glanz des österreichischen Adels auf die prächtigste Weise. Bis gegen Ende des Monates Mai währen hier von nachmittags drei Uhr an bis in die Nacht hinein die berühmten Praterfahrten. Von den glänzenden kaiserlichen Hof-Equipagen an, bis herab zu den einfachen schwerfälligen Mietkutschen folgte bei diesen Gelegenheiten schon damals Wagen auf Wagen, die bald im Schritt, bald im Trab die Hauptalleen dieses herrlichen Parks durchfuhren. So auch war es heute! Zu beiden Seiten Reiter und Fußgänger und — aus den Wiesen und Gebüschen der nächsten Umgebung freundlich hervorschauend — unzählige Wirtschaften und Kaffeehäuser, um welche sich die bunte Menge in ungetrübter Heiterkeit und Freude drängte.

Bei Gott! herrlicher wie eben jetzt hatte sich das Bild des Praters wohl noch niemals zu einem bezaubernden, an prächtigen Farben überreichen Ganzen zusammengefügt!

Auf die eigentliche Praterfahrt hingewendet, hatte das Auge Mühe, die rasch sich vorüberdrängenden Einzelbilder, wenn auch

nur flüchtig, festzuhalten. Die prächtigen Pferde, die man schon damals in solcher Anzahl und Pracht nur in Wien fand — die eleganten, trefflich gebauten Wagen, in deren Innerem sich die reichsten Toiletten entfalteten, folgten sich zu Hunderten, auf der linken Seite hinunter, auf der rechten hinauf, in der Mitte von reitenden Gensdarmen auseinander gehalten.

Und welchen auffallenden Glanz, und welche fast theatralische Pracht boten gerade die Toiletten jener Tage! Prangten doch damals auf den Häuptern aller Damen von Rang und Vermögen sorgfältig gewundene, künstlich gesteckte Turbans, meist von weißer Gaze, oder auch von weißem und von ponceau Crep, mit Clinquant und vorn mit einem sanft von der Linken zur Rechten gebogenen leichten Reiherbusche — dem sogenannten Esprit — versehen. Auch mit Silberflittern reich gestickte Schleier l'Iphigenie mit einem Kranze von Rosen oder Hyazinthen waren häufig vertreten. Dabei umschlossen — ein seltsames Zeichen der muselmännischen Alliance — türkische Roben, von ponceau Seide mit Gold gestickt und Tunicen von schwarzem Crep und gleicher Stickerei die reizenden Körper der Schönen; während die Enden der Ärmel weiße Spitzen zeigten, welche auf die bis über die Ellenbogen reichenden Handschuhe leicht herabfielen. Prächtige Kaschmir-Shawls, die man infolge des egytischen Feldzuges Napoleons Shawls d'Egypte nannte, hüllten den Oberkörper ein; während Ohrringe, Halsbänder und Aigretten von Diamanten blitzten.*)

Welcher Glanz und welche Pracht! welch' herrlicher Anblick jetzt im reinsten Sonnenglanze!

Aber auch dort welches Leben, wo die Volksbelustigungen sich unter Jubel geltend machen.

Aus den waldigen Baumgruppen und Wiesengründen, erquickt von dem frischen Donauwasser, welches den Park durchströmt, tönten die verworrenen Laute der ausgelassensten Freude; weit über hundert Wirtschaften hatten dabei Mühe, die versammelte Masse genügend zu bedienen. An den im Freien aufgeschlagenen Tischen saßen Jung und Alt, Männer und Weiber,

---

*) Eine 1800 erschienene Zeitschrift für Theater, Kunst und Mode sagt: „Der Stubenkehricht wird jetzt teuer bezahlt, weil die Damen so viele und reiche Stickereien von Gold- und Silberflittern an ihren Schleiern, Turbans und Kleidern tragen, daß Zimmer und Säle nach Gesellschaften und Bällen ganz mit solchen Flittern übersäet sind."

Greise und Kinder, Vornehme und Geringe fröhlich bei einander, während Italiener mit ungeheuren Tragkörben und dem unausgesetzten, eintönigen Rufe: „Salami! Salamini Signori!“ die Reihen langsam durchschritten, Gaukler ihre Künste machten und Musikanten aller Art Proben ihrer Geschicklichkeit oder Ungeschicklichkeit ablegten.

Durch dieses heitere Gewirre nun schritten eben auch zwei junge Männer, von welchen der eine höchstens sechsundzwanzig, der andere wohl vierundzwanzig Jahre alt war. Beide mußten Brüder sein, dies erkannte man auf den ersten Blick; dagegen schienen ihre pekuniären Verhältnisse sehr verschieden, da der ältere höchst stattlich, der jüngere aber fast ärmlich gekleidet war. Dieser trug einen grauen, sehr einfachen Anzug, jener glänzte in der für damals modischsten Kleidung: einem blauen Frack, auf dessen riesigem Revers je sieben gewölbte Knöpfe von gelbem Metall wie Sterne erster Größe funkelten. Das Scharlach-Gilet — welches den zierlich gefältelten Chapeau neckisch sehen ließ — war mit einer breiten goldenen Schnur eingefaßt. An den kurzen Beinkleidern von schwarzer Seide hingen in der Gegend der Kniee durch goldene Schnallen gezogen, zwei kleine goldene Quasten auf die schwarzseidenen Strümpfe herab; die Schuhe schmückten ebenfalls Schnallen, von gleichem Metalle, während der breitgekrempte Hut und der mit einem gemalten Porzellanknopfe gezierte Stock das Ganze vollendeten. Wohl hätte nun diese zierliche, für die damalige Zeit ganz moderne und reiche Erscheinung leicht auf einen Mann von Vermögen und feiner Erziehung schließen lassen; allein schon eine flüchtige Beobachtung mußte den Schärfersehenden sagen: daß die Manieren dieses jungen Mannes keineswegs feine Bildung verrieten; auch sprachen die stolzen Mienen, der zusammen gekniffene Mund, die von oben herabfallenden Blicke und der übermäßig gehobene Kopf mehr von dem Hochmut und Dünkel eines Parvenü, als von dem Bewußtsein inneren Wertes oder der behaglichen Gewißheit einer, durch die Geburt erlangten sicheren und angenehmen Lebensstellung.

Überhaupt lag in den Zügen dieses jungen Mannes etwas ungemein Zurückstoßendes; obgleich man eigentlich nicht gut sagen konnte, was diesen peinlichen Eindruck hervorrief: der scharf ausgeprägte Stolz, der Anflug von Geckenhaftigkeit oder der falsche Blick der kleinen listigen Augen.

Weniger unangenehm war die Erscheinung des jüngeren Mannes, schon weil sein Äußeres einfacher, ja man konnte

sagen gedrückter und daher von jedem Stolze völlig frei erschien.

Das Listige der Augen freilich und das Falsche des Blickes hatte er mit jenem gemein. So viel ist gewiß, daß sich wohl kein Mensch diese beiden — die jetzt in vertrautem Gespräche begriffen, Arm in Arm durch die einsamen Nebengänge des Parkes schritten — freiwillig zu Freunden erwählt haben würde. Es lag zu viel Mephistoartiges, namentlich in dem älteren. Desto inniger schienen beide mit einander zu stehen, was jedem Lauschenden auch sogleich ihre Unterhaltung verraten haben würde.

„Aber, mein lieber teurer Bruder Johann“ — sagte eben der modisch gekleidete — „jetzt habe ich Dir die Freude gemacht und Dich in unser prächtiges Wiener Leben eingeführt — nun bist Du aber auch wohl so gut, mir ein paar verständige, ernste Worte über unsere Lage, oder vielmehr über die Deine, zu gönnen.“

„Von Herzen gern, lieber Caspar!“ — sagte der jüngere; aber der andere unterbrach ihn rasch, indem er mit gerümpfter Nase und finsterer Stirne rief:

„Nenne mich nicht bei diesem widerlichen, gemeinen Namen! Du weißt, ich konnte ihn schon im elterlichen Hause nicht leiden und Mutter rief mich auch immer Karl.“

„Ja, und wenn Dich der Vater Caspar rief, dann wußten wir alle schon, wieviel Uhr es geschlagen hatte: dann brannte es ihm nach durchschwärmten Nächten im Kopfe und unsere Rücken wurden die Blitzableiter seines Zornes.“

„Erinnere mich nicht an diese Zeit!“ — sagte hier Karl noch immer finster. — „Gott sei Dank, daß sie vorüber ist. Hier darf kein Mensch von diesen Dingen etwas erfahren.“

„Ja freilich!“ — meinte Johann — „Du hast gut: Gott sei Dank! sagen; Du lebst in diesem herrlichen Wien, wie der Vogel im Hanfsamen; — bist, durch Ludwigs Vermittelung, Kassierer bei der Nationalbank, also ein gemachter Mann — hast eine wunderschöne, blutjunge Frau . . .“

„St!“ — sagte Karl bei diesen Worten, und seine Stirne umwölkte sich noch mehr. — „Man sieht, daß Du noch ein schrecklicher Neuling in der Welt bist! Man muß nie einen Mann, um seiner Frau willen, glücklich preisen! . . .“

„Aber Karl“ — rief der jüngere Bruder — „Deine Betty ist ja ein wahrer Engel . . .“

„Schweige mir davon!“ — sagte hier der ältere so ent-

schieden und gebieterisch, daß der jüngere Bruder sofort gehorchte und nur leise den Kopf zu schütteln wagte.

„Aber“ — fuhr Johann nach einer kleinen Pause schüchtern fort — „es geht Dir doch sonst gut in Wien.“

„O ja! recht gut. Und damit es Dir auch gut gehe, und Du endlich einmal aus Deiner elenden Bonner Stelle als Apothekergehilfe herauskommst, hab' ich Dich hierher kommen lassen.“

„Ich dachte, Ludwig hätte mich kommen lassen?“ — sagte der jüngere Bruder naiv.

„Wer hat Dir geschrieben: Ludwig oder ich?“

„Geschrieben hast Du freilich; aber Reisegeld und die Deckung für meine kleinen Schulden kommen doch wohl von Ludwig?“

„Nun ja! — rief Karl ärgerlich — „aber ich war es, der ihm beides abgepreßt und der ihn überhaupt dazu bewogen hat, Dich nach Wien zu rufen.“

„Dann bin ich Dir doppelt dankbar!“ — sagte Johann, obgleich er wohl ahnte, daß Karl — der selbst hülflos nach Wien gekommen und fast ganz durch den ältesten Bruder, Ludwig van Beethoven, in seiner Existenz begründet worden war — sich hier mit fremden Federn schmücke.

„Aber was soll ich nun hier machen?“ — fuhr Johann fort — „soll ich wieder ohne alle Aussicht auf dereinstige Selbständigkeit in einer Apotheke als Provisor oder Gehilfe eintreten? dabei wäre nichts gewonnen.“

„Ludwig wünscht dies allerdings!“ — nahm Karl das Wort — „wenigstens möchte er, daß Du Dich noch ein oder zwei Jahre in einer Wiener Apotheke ausbildetest. Dazwischen sollst Du dann auch noch Kollegien hören. Das ist aber nichts! Er muß Dir auf der Stelle eine Apotheke ankaufen.“

„O ho!“ — rief hier Johann lachend. — „Du sprichst das so aus, als wenn das gar nichts wäre. Weißt Du denn, was eine Apotheke kostet?“

„Warum nicht?“ — entgegnete Karl. — „Es würde wenig brüderlichen Sinn beweisen, wenn ich mich nicht schon in dieser Beziehung umgesehen hätte. Freilich kann von keiner der großen Stadtapotheken die Rede sein; aber es giebt in der nächsten Umgebung Wiens auch kleinere derartige Geschäfte, die sich gut rentieren und Dir durch ihren Besitz Selbständigkeit geben, — und — selbständig mußt Du vor allen Dingen werden, wenn mein Plan . . . .“

„Welcher Plan?“

„Davon später. Vor allen Dingen: würdest Du Dich zur Übernahme einer Apotheke gewachsen fühlen?"

Johann zögerte einen Augenblick mit der Antwort; dann sagte er: — „Ich glaube am Ende, daß ich ein Geschäft übernehmen könnte, wenn es sein muß: gestehe Dir aber offen, daß es besser wäre, ich machte es wie Ludwig wünscht ...."

„Nein, nein, nein!" — rief hier Karl, und die entschiedene Art und Weise, wie er dies „nein!" ausstieß und der Ton, mit dem er es that, bewiesen nur zu deutlich, wie herrschsüchtig der Charakter dieses Menschen sei, und wie sich die Gewohnheit des Herrschens schon bei ihm festgesetzt. — „Nein! — rief er jetzt noch einmal. — „Das sind wieder solche unpraktische Ideen von Ludwig. Aber ich sehe schon, ich muß Dich vor allen Dingen und ehe Du mit dem Bruder zusammentriffst, in den Stand der Dinge hier einweihen."

Johann war damit sehr einverstanden; beide Brüder setzten sich daher auf eine Bank und Karl hub an:

„Du weißt, wie unser Bruder Ludwig von jeher ein unbändiges Glück gehabt hat. Während wir schon in Bonn den häuslichen Skandal immer mit durchmachen mußten, und bei dem dürftigsten Leben von der Welt unsere Schläge die Menge bekamen, lebte er, wenigstens zur Hälfte, in dem Hause der Frau von Breuning wie ein Prinz, kam in alle vornehmen Häuser und sogar zu Hofe."

„Aber lieber Karl", — sagte der jüngere der Brüder hier lächelnd — „an letzterem war doch wohl nur sein Verdienst, seine Kunst schuld."

„Ei was!" — rief Karl, und tiefe Falten lagerten sich auf seine Stirne, während sich ein Ausdruck der Mißgunst in seinen Zügen unverkennbar kund gab. — „Kann er vielleicht für seine Kunst etwas? Ist es für ihn ein Verdienst, daß ihn der Himmel mit einem großen Talente begabt hat?"

„Nun!" — meinte Johann — „so viel muß man doch zugestehen, daß Ludwig, hätte er seine schönen Anlagen nicht mit ganz unermüdlichem Fleiße und großer Anstrengung ausgebildet, nicht zu dem gekommen wäre, was er jetzt ist."

„Ebenso würde es bei uns gewesen sein", — sagte Karl — „hätte uns der Himmel sein Talent beschert."

Johann schüttelte lächelnd mit dem Kopf: „Brüderchen!" — rief er dann — „unter uns gestanden, wir waren beide recht wilde und böse Jungens und von Fleiß habe ich nie etwas in

unseren Zeugnissen gelesen, wohl aber sehr viel von neben die Schule laufen und Lumpenstreichen."

„Hm!" — machte Karl mit fest zusammengekniffenen Lippen; dann setzte er mit einem gewissen Stolze hinzu — „etwas Geniales hat jedes aus unserer Familie! Ich rechne daher auch das große Talent Ludwigs für einen Familienschatz. Der Himmel hat es nicht ihm, sondern uns allen gegeben, und somit liegt Ludwig auch die Pflicht ob, den Vorteil, den er daraus zieht, mit uns zu teilen."

„Meinst Du dies im Scherz oder im Ernst?" — frug hier Johann!"

„Im größten Ernst!" — versetzte der Ältere der beiden. — „Ich habe über diesen Gegenstand viel nachgedacht und mich längst überzeugt, daß ich in dieser Ansicht recht habe. „Ja" — fuhr er dann fort und seine kleinen Augen leuchteten pfiffig auf — „wenn Du es wissen willst, es liegt sogar uns Brüdern eine moralische Verpflichtung ob, einen Teil von dem, was Ludwig durch sein Talent erobert, bei uns zu kapitalisieren."

„Eine Verpflichtung?" — wiederholte Johann — ich muß gestehen . . ."

„Daß Du mich nicht verstehst, nun ja! dafür kennst Du unseren Ludwig auch noch zu wenig. Siehst Du, Ludwig war immer ein Schwärmer, ein Phantast, ein höchst unpraktischer Mensch . . ."

„Das ist wahr!" — sagte Johann.

„Nun denn" — fuhr der andere fort — „jetzt ist er dies alles noch hundertmal mehr, als sonst. Dabei lebt und webt er in dem großen weiten Reiche der Einbildungen, der luftigen Utopien, der sphärenrauschenden Begeisterung — wie er sich selbst in seinem musikalischen Raptus ausdrückt, und ist eben so excentrisch in seinen Ideen, wie in seinen Handlungen. Das Schlimmste aber ist, daß er weder Geld noch Geldeswert noch irgend welche haushälterischen Verhältnisse kennt, und, da sein Geist sich stets auf Tonwellen schaukelt, er auch nie und nimmer festen Fuß in der Wirklichkeit fassen kann."

„Das ist freilich schlimm!" — meinte Johann. — „selbst für ihn."

„Das sage ich ja!" — rief Karl und heftete die listigen Blicke scharf auf das Antlitz seines jüngeren Bruders — „darum wird er auch alle Tage und von allen Menschen übervorteilt und betrogen, — darum muß er bevormundet werden und darum ist

es auch eine unabweisbare Verpflichtung für uns, als seine Brüder, die es redlich und gut mit ihm meinen, daß wir diese Bevormundung auf uns nehmen."

„Freilich", — sagte hier Johann im Tone aufrichtiger Überzeugung — „wenn es sich so verhält, kann ich Dir nicht unrecht geben."

„Aber — fuhr jetzt Karl fort — „die Sache ist nicht so leicht, wie Du Dir vielleicht denkst. Ludwig ist einmal, wie Du weißt, ein störrischer, eigensinniger, übellaunischer Mensch, der immer mit dem Kopfe durch die Wand will und mit dem zurechtzukommen eine wahre Höllenarbeit ist. Dann haben sich zudringliche Menschen, wie Fürst Lichnowsky, der alte Narr van Swieten u. s. w., seiner bemächtigt, die ihn unter dem Vorwande der Freundschaft in ihrem Interesse gängeln, ja selbst von mir, seinem eigenen Bruder, entfernt zu halten suchen. Jetzt wirst Du begreifen, warum ich Dich von Bonn hierher wünschte; aber Du wirst zugleich auch einsehen, daß wir unseren Zweck, den Bruder zu retten, nur dann zu erreichen vermögen, wenn wir in allen Dingen Hand in Hand gehen."

„Ja, das sehe ich ein!" — sagte Johann überzeugt.

„Nun denn!" — fuhr Karl fort und legte seine Hand sanft auf die des Bruders — „alles, was wir also in Vermögensangelegenheiten thun, ist gewissermaßen gemeinsame Sache unter uns drei Brüdern: wir betrachten unser Vermögen als eine gemeinsame Familienanlage."

„Das heißt das Vermögen Ludwigs!" — meinte Johann — „denn wir beide haben ja doch eigentlich nichts!"

„Ach!" — rief Karl ärgerlich und mit einem verächtlichen Blick auf den Bruder — „begreifst Du mich denn noch nicht? Eben weil uns, die Vernünftigeren, der Himmel nicht bedacht hat, wollen wir in stiller Vorsorge so viel als möglich von Ludwigs Einnahmen bei uns kapitalisieren. Dies Kapital gehört uns dann gewissermaßen allen dreien."

„Wie so?"

„Nun, z. B. Ludwig muß Dir jetzt eine Apotheke kaufen. Das Geld, was er dazu schießen wird, ist allerdings sein; dadurch aber, daß ich die Sache veranlaßt habe, sie ins Reine bringen und somit Ludwig seine Gelder erhalten werde, fällt mir ein gerechter Anspruch darauf zu, sowie Dir in der Vermehrung des Kapitals durch eine kluge Bewirtschaftung der Apotheke selbst. Verstehst Du mich jetzt?"

„Vollkommen!“ — sagte Johann leise lächelnd und auch aus seinen Augen leuchtete jetzt ein verschmitzter Blick.

„So ist die Sache also abgemacht?“

„Abgemacht.“

„Wir gehen in allem, was ich vorschlage, Hand in Hand?“

„Natürlich!“

„Und da ich die Verhältnisse hier und den Bruder besser kenne, vertraust Du Dich vor der Hand meiner unbedingten Führung an?“

„Das versteht sich von selbst.“

„Und bist einverstanden, daß Dir Ludwig eine Apotheke kaufen muß?“

„Sehr gerne.“

„Wirst ihn auch zu überzeugen suchen, daß dies seine Pflicht als Bruder ist?“

„Mit allen mir zu Gebote stehenden Kräften.“

„Und daß Du sonst namenlos unglücklich würdest?“

„Ja!“

„Endlich gestehst Du mir, als dem Begründer Deines Hausstandes, Deiner Selbständigkeit und Deines Glückes zu, daß ich auch die gerechtesten Ansprüche auf Deine brüderliche Dankbarkeit habe?“

„Gewiß, lieber Karl!“

„Und wirst mir, wenn ich dann hie und da wieder Deiner Freundschaft bedürfen sollte, mit Freuden unter die Arme greifen?“

„Ich werde dies stets gern und freudig thun.“

„Nun denn“ — rief jetzt Karl freudestrahlend, indem er aufstand — „so ist unser Bund geschlossen. Die Hand darauf, Bruder, daß Du in allem Wort hältst!“

„Hier ist sie!“ — entgegnete Johann und reichte seine Rechte dem Bruder.

„Und nun in Ludwigs Wohnung. Wie wird er sich freuen, Dich zu sehen. Das ist noch das einzige Schöne an ihm, daß er an seinen Brüdern mit großer Liebe hängt.“

Und Karl und Johann van Beethoven verließen Arm in Arm den Prater, um den geliebten Bruder aufzusuchen.

Das Paradies.

Als die beiden Brüder den Lichnowsky'schen Palast erreicht hatten und nach Herrn Ludwig van Beethoven frugen, erfuhren sie schon bei dem in Gravität hoch aufgerichtet dastehenden riesigen Portier unter verschiedenen „Wohl!“ — „Wohl!“ daß der Herr van Beethoven seit einigen Tagen nach Hetzendorf übergesiedelt sei.

Karl schüttelte bei dieser Nachricht sehr verdrießlich und misbilligend den Kopf.

„Da lernst Du nun gleich eine von Ludwigs albernen und unverzeihlichen Verschwendungen kennen!“ — sagte er im Weggehen zu dem jüngeren Bruder. — „Heißt das nicht geradezu sich selbst und somit auch uns um das Geld bringen? Da giebt ihm Fürst Lichnowsky eine herrliche Wohnung in seinem Palaste, freien Tisch, freie Wäsche, freie Bedienung, Pferde zum Reiten, so viel er will und Gott weiß, was noch alles! ..... und was meinst Du, was Ludwig thut?“

„Nun?“ — frug Johann neugierig.

„Er mietet sich bald hier bald dort in Privat- oder Wirtshäusern ein, und wirft das Geld für Miete, Mittagstisch und so weiter geradezu zum Fenster hinaus!“

„Das ist freilich thöricht! — sagte Johann. — „Allein ist nicht Hetzendorf ein ländlicher Aufenthalt?“

„Allerdings!“ — versetzte Karl — „und ein sehr schöner. Das Dorf ist äußerst freundlich und liegt dicht an dem herrlichen Garten des kaiserlichen Lustschlosses Schönbrunn.“

„Nun! — meinte der jüngere Bruder — „da dürfte doch auch Ludwig nicht zu tadeln sein, wenn er einige Wochen des

Sommers dort zubringt. Vielleicht bedarf er der Erholung! — vielleicht kann er da draußen auch besser komponieren!"

„Unsinn! — rief Karl ärgerlich. — „Bestärke ihn auch noch in seinen Tollheiten! Er soll fein zu Hause bleiben, wie andere ehrliche Menschen auch. Zu Hause arbeitet man am besten; auf dem Lande aber giebt es tausend Zerstreuungen, die einem von der Arbeit abziehen, und so wird — durch ganz unnötige Ausgaben und durch Zeitverschwendung — der Verlust ein doppelter."

„Du bist zu streng, Karl!"

„Ich will nur das Beste des Bruders."

„So mußt Du ihm aber auch seine Freiheit lassen."

„Damit er sie mißbrauche? nein!"

„Laß uns den Erfolg wenigstens erst einmal abwarten."

„Ich kenne das schon" — rief hier Karl mit Entschiedenheit. — Das „Schlimmste dabei ist, daß er sich meiner wohlgemeinten Beaufsichtigung dadurch entzieht. Aber ich weiß recht gut, wer ihn, eben darum, zu diesen sogenannten Sommerausflügen anspornt: der alte Halunke Swieten, und der Fürst und die Fürstin Lichnowsky. Das übermäßige Vertrauen Ludwigs zu diesen Menschen zu untergraben, ist daher und bleibt eine unserer ersten und wichtigsten Aufgaben."

Johann wagte nicht etwas weiteres zu sagen, da er die Verhältnisse des Bruders zu diesen Leuten nur oberflächlich, ja fast gar nicht kannte. Demohngeachtet fing er — trotz seiner geringen Befähigung — doch nachgerade im stillen an, seinen Bruder Karl und dessen unlautere Grundsätze zu durchschauen. Er mußte sich auch sagen: daß diese Grundsätze — namentlich dem Bruder gegenüber, der doch Karl aus dem Staube gehoben — perfid seien. Und doch sprach auch wieder etwas in seinem Innern für dieselben, und dies war auf der einen Seite der Neid über Ludwigs Glück, von dem auch er nicht frei war; auf der anderen aber der, durch Karl erregte Wunsch, wie dieser nun auch zur Selbständigkeit und Wohlhabenheit zu gelangen.

Bei einem so schwachen Charakter aber, wie der Johanns — er war einer von denjenigen Menschen, die man, wie man zu sagen pflegt, um den Finger wickeln kann — und dem Einflusse des überwiegend geistigeren älteren Bruders konnte der Kampf zwischen Rechtlichkeitsgefühl und Egoismus nicht lange dauern. Letzterer siegte denn auch um so rascher, als ihm die Trägheit und die Sinnlichkeit zu Hülfe kamen, die in Johanns

Wesen von Kindheit an eine große Rolle gespielt hatten, und so bedurfte es auf dem Wege nach Hetzendorf kaum noch der guten Lehren Karls, um Johann ganz für seine Pläne zu gewinnen. Lange, ehe sich das freundliche Dörfchen in der Nähe zeigte, waren beide Brüder von Grund der Seele aus einverstanden.

Ludwig van Beethoven ahnte indessen nicht im entferntesten den Besuch der Brüder. Da er fast nur nach Innen lebte, war er stets geneigt, äußere Ereignisse und Vorkommenheiten leicht und schnell zu vergessen, und so dachte er in der That jetzt schon gar nicht mehr daran, daß er seinen jüngsten Bruder von Bonn nach Wien hatte bescheiden lassen, um ihm hier mit der Zeit eine eigene Existenz zu gründen.

War doch ohnedem sein Geist in diesen Tagen mehr denn je in schöpferischer Thätigkeit, da er mit einer größeren Komposition „Christus am Oelberge“ beschäftigt war. Wie herrlich ließ sich aber auch hier in der paradiesischen Umgebung komponieren; wie unaussprechlich glücklich machte Ludwig diese Einsamkeit und Zurückgezogenheit des Landlebens. Nur gerade heute war er nicht allein: sein lieber treuer alter Freund, Papa Swieten, hatte ihn aufgesucht, um ihm zuerst die große Nachricht von dem Parsdorfer Waffenstillstande und den Friedenshoffnungen Europas zu überbringen.

Aber Swieten und Beethoven waren hier durchaus nicht ein und derselben Meinung; während der alte Papa diese große Nachricht seinem Lieblinge freudestrahlend mitteilte, zuckte dieser fast ärgerlich die Achseln und meinte, nun wäre es wieder einmal um die schönsten Hoffnungen der Menschheit geschehen.

Obgleich nun van Swieten längst Beethovens Bewunderung für Napoleon Buonoparte kannte, vermochte er ihn hierin doch nicht zu verstehen: Friede! Friede! war ja jetzt der Ruf der ganzen Welt; — und sollte und mußte ein dauernder Friede denn nicht namentlich dem Künstler willkommen sein?

Die Sache aber verhielt sich hier wie folgt: Swieten dachte als ein in Wien in den besten Verhältnissen lebender Musikfreund und Künstler, als alter ruhiger Mann und guter Bürger; — — Beethoven aber nahm, in der Größe seines Wesens und mit der Jugendkraft seines Herzens, den viel höheren Standpunkt eines, die ganze Menschheit umfassenden Kosmopoliten ein.

Ludwig van Beethoven war, seinen politischen Gesinnungen nach, ein echter feuriger Republikaner. Platons „Republik“ war bei ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Er

beurteilte daher auch nach jenen Prinzipien alle Verfassungen der Welt. Seiner Meinung nach sollte alles so eingerichtet sein, wie es der griechische Philosoph vorgeschrieben hat. Und so lebte er denn auch in dem festen unumstößlichen Glauben; Napoleon gehe mit keinem anderen Plane um, als Frankreich nach ähnlichen Prinzipien zu republikanisieren. Es sei daher auch durch das Konsulat und Auftreten Napoleon Buonapartes als erster Konsul der Anfang zu einem allgemeinen Weltglück gemacht.*)

Es versteht sich von selbst, daß der weltklugere Swieten diese schöne, aber sehr utopische Ansicht des Freundes stets mit aller Macht bekämpfte, und so kam es denn auch ganz natürlich heute wieder über den Waffenstillstand und zu hoffenden Frieden zwischen beiden zu einem heißen, aber unblutigen Kampfe.

Beethoven schwärmte für den Sieger von Marengo und hatte eben mit glühenden Worten dem still vor sich hinlächelnden alten Papa alle die Herrlichkeiten einer platonischen Republik auseinander gesetzt, als dieser sagte:

„Und Sie glauben wirklich, lieber Beethoven, daß der Buonaparte so hochherzig wie Sie denke und Frankreich mit einer Republik nach Platons Grundsätzen beglücken werde?“

„Ja, ja! das glaube ich, davon bin ich sogar überzeugt!“ — rief Beethoven ernst.

„Würde er sich dann aber die Usurpation der ersten Konsul-Würde erlaubt haben?“

„Warum nicht? Er sah ein, daß Frankreich nur durch ihn zu retten sei.“

„Kein echter Republikaner darf eine Würde im Staate mit Gewalt an sich reißen.“

„Jeder gute Bürger ist verpflichtet, wenn es darauf ankommt, den Staat um jeden Preis zu retten. Napoleon machte sich allerdings selbst zum Diktator Frankreichs: allein man darf nicht vergessen, daß dies die augenblickliche Lage seines Vaterlandes forderte.“

„Aber es scheint dem kleinen Korsen gar nicht allein um Frankreich zu thun zu sein. Mir kommt es fast vor, als ob er zur Beglückung seines Vaterlandes ohnedem schon zu viel Macht habe.“

„Daß Buonaparte mehr Macht besitzt, als sich mit der Freiheit Frankreichs verträgt, ist unleugbar; aber, mein alter

---

*) Historisch: Schindler: S. 56. Oulibicheff: S. 68.

lieber Freund, daß er mehr Gewalt habe, als zum Schutze der Republik und zur Vernichtung ihrer Feinde nötig ist, leuchtet mir nicht ein."

„Lieber Beethoven!" — rief hier van Swieten — „ich bin ein alter Mann und habe viel in der Welt erlebt und beobachtet; glauben Sie mir, Ihr Buonaparte denkt anders, als er scheint. Er ist ein großer Feldherr; aber ich setze meinen Kopf zum Pfande, er ist ein schlechter Republikaner. Wenn wir jetzt Frieden bekommen, so wendet er vielleicht sein Herz und seinen Geist dem Glücke und der Wohlfahrt Frankreichs zu; kommt aber der Friede nicht zu stande, kann Napoleon wieder das Schwert ziehen . . . glauben Sie mir, dann ist es bald aus mit dem Republikanismus. Sobald der Löwe Blut geschmeckt . . ."

„Nein!" — rief hier Beethoven aufspringend und vor der Gartenbank auf- und ablaufend, auf der van Swieten saß — „nein! Papa! da haben Sie unrecht; ein Heuchler ist Napoleon nicht!"

„Aber jedenfalls ein Mensch!"

„Ein großer, ein herrlicher Mensch; als Feldherr ein Alexander, als Republikaner ein Cato."

„O ja!" — sagte Swieten trüb lächelnd — „und vielleicht bald, als Cäsar, ein Dictator perpetuus!"

„Ich weiß wohl", — fuhr Beethoven erregt fort, — „daß man ihn für einen Menschen ohne Grundsätze, ohne Religion ausschreit; aber das ist lächerlich. Weil er groß denkt, verstehen ihn die Kleinen nicht. Ist er es denn nicht gerade, der den Frieden will? Hier halte ich noch das Zeitungsblatt in der Hand, das Sie mir eben mitbrachten. Soll ich Ihnen die neueste Proklamation von Paris vorlesen?"

„Thun Sie das immer!" — sagte der alte Papa gutmütig lächelnd.

„Nun denn!" rief Beethoven, stellte sich vor Swieten und las:

„Franzosen! Söhne der Republik! Der erste Konsul ruft euch im Namen des Friedens auf, euere ganze Sorgfalt der Abreise der Konskribierten, welche noch nicht der Stimme der Ehre folgten, zuzuwenden. Nun, da Europa die Unterpfänder der Weisheit der französischen Regierung vor Augen hat, da der Sieg und das Glück Frankreich krönen, da heldenmütige Armeen die neue Regierung verteidigen und die wiederholte Zustimmung der

ganzen Nation sie laut anerkannt hat, so werden die kriegführenden Mächte wahrscheinlich den Frieden nicht von sich stoßen, welcher ihnen von neuem und unter solchen Bedingungen angeboten worden ist, die ihre Unfälle nicht härter gemacht haben. Wenn jedoch der Eigensinn der Überwundenen größer wäre, als die Mäßigung der Überwinder, — wenn die kriegführenden Mächte, zum Unglück aller Nationen, es wagten, den Krieg fortzusetzen, so müßte noch eine letzte Anstrengung geschehen, und man müßte endlich den Frieden gebieten, welchen wir jetzt anbieten."*)

Beethoven hielt inne, sah van Swieten triumphierend an und sagte:

„Heißt das nicht ehrlich den Frieden wollen? Napoleon Buonaparte will ihn der Welt aus seinen Siegen erblühen lassen. O! er ist ein großer, ein herrlicher Mensch! Ein Mann, wie ihn nur die schönsten Zeiten des Altertums kannten!"

„Beethoven!" — rief hier der alte Papa erstaunt — „lassen Sie sich doch nicht ganz durch Ihre Begeisterung für das Große dieser Erscheinung blenden. Kennen wir denn die Bedingungen, die Frankreich stellt? Wie, wenn diese anscheinende Bereitwilligkeit zum Frieden nur Schlauheit wäre, man aber die Bedingungen so gestellt hätte, daß sie die verbündeten Mächte gar nicht annehmen könnten?"

„Und warum diese unwürdige Voraussetzung?"

„Weil der Degen am Fuße der Friedensproklamation schon wieder aus der Scheide fährt. O! er ist ein stürmischer Kamerad, dieser Napoleon. Ich wollte, ich dürfte ihm ein einziges Wörtchen auf seinen Lebensweg mitgeben."

„Und welches?"

„Das köstliche Wort piano!"

Beethoven lachte, setzte sich wieder und sagte: — „Ich glaube nicht, daß Napoleon sehr musikalisch ist, obgleich er prächtige Schlachten-Symphonien mit obligatem Kanonendonner komponiert. Ich muß ihm das Ding im Reiche der Musik einmal nachmachen; aber da wird freilich wenig piano darin vorkommen."

„Und doch ist piano mein Lieblingswort und würde sicher für Ihren großen Corsen von gewaltigem Nutzen sein."

„So lassen Sie hören, was Sie darüber denken."

---

*) Proklamation: Paris, den 13. Juli 1800.

Der alte Papa nickte freundlich, lehnte sich behaglich auf der Gartenbank zurück und sagte dann:

„Piano ist in allen Bedeutungen und Anwendungen ein gar vortreffliches Wörtchen. Ich würde schon das kleinste Kind damit bekannt machen. Kein Wesen — könnte ich über Geister herrschen — müßte es vermissen, denn es giebt nicht leicht irgend ein Geschäft, irgend eine Lage des Lebens, wohin nicht dies Wörtchen, samt dem daraus entstandenen: Chi va piano, va sano, chi va sano, va lontano! paßt. Hörte dann das sanftere Weib, wie der rauhere Mann mit finsterem Zorne die Untergebenen von sich scheucht, so sagte ihm ihr Blick: „Piano, mein Theurer!" Wollte der an den Stock vermählte Terrorist der Schule um sich schlagen und es stände mein Wörtchen „Piano!" als Devise mit großen goldenen Buchstaben über der Thüre und an der Wand, so müßte ihm die Hand ermatten."

„Trefflich! — rief Beethoven lachend.

„Lief eine allzubehende Damenzunge" — fuhr der alte Papa gemütlich fort — „durch Reihe und Glieder der Gesellschaft, und knickte leichtsinnig die Blumen der Ruhe und Freude an der sorglosen Brust der Gespielinnen, und die bessere Nachbarin winkte ihr ein warnendes „Piano!" zu, so würde das Auge der Unschuld seltener durch Thränen getrübt werden. Erhübe die Hausfrau schon die herbe Stimme gegen Gesinde und Kinder . . . . ein Blick in den Spiegel und ihr eigenes zornflammendes Antlitz müßte ihr mein: Piano, piano! zurufen."

„Köstlich! köstlich!"

„Würde ein gewisser Komponist mit Namen Ludwig van Beethoven" — fuhr van Swieten ruhig fort — „bei den freundlichsten Bitten schöner Damen, sich hören zu lassen, gleich wild und bissig wie ein Brummbär, und er dächte an mein Wörtchen Piano! so bin ich überzeugt, sein Zörnchen legte sich!"

Beethoven drohte lachend mit dem Finger.

„Hörte das schöne Mädchen, das, hingerissen von der Lust des Tanzens, wie rasend die Reihen durchfliegt, — der junge Mann, der sich wie blind dem Vergnügen in die Arme stürzt, — die Jungfrau, der eine Leidenschaft den wahren Gesichtskreis der Dinge verhüllt — hörten sie mein wohlgemeintes liebes Wörtchen „Piano!" aus dem Munde ihres Schutzgeistes, sie wären gerettet."

„Und Diejenigen" — fiel hier Beethoven ein — „für deren Gebrauch Welschland das Wort zunächst geschaffen hat?

Was würde Papa Swieten zu diesen, zu den Musikern, in betreff seines Wörtchens sagen?"

„Ich würde ihnen zurufen: Ihr, die Ihr dem Orchester Wohllaut und Begeisterung, dem lauschenden Ohre aber des Dichters Geist zubringen sollt, euch sage ich: fleht jeden Morgen zu Apoll: Führe uns nicht in Versuchung, ein P für ein F anzusehen, damit sich am jüngsten Gerichte nicht alle diejenigen klagend gegen uns erheben, deren ausdruckvolles Lied wir überschrieen, deren Lunge wir geschadet, und deren Ärger wir erregt haben, weil wir alle Produktion der sanftesten der Künste durch unser immerwährendes Forte verunstalteten."

„Bravo, bravissimo!" — rief Beethoven entzückt; aber der alte Herr war noch nicht zu Ende:

„Und dem großem Komponisten Ihrer Schlachten-Symphonien mit obligatem Kanonendonner" — fuhr er feuriger fort — „dem könnte eben auch mein Wörtchen Piano! nichts schaden. Wenn er, in der großen Pause nach seinen Schlachten, die Augen aufmachte und die Tausende anschauen wollte, die er nach den Noten seiner Kanonen dahingestreckt, Menschenkinder wie er: Väter, Brüder, Bräutigame und Söhne . . . . . dann würde ihm vielleicht — vorausgesetzt, daß er überhaupt ein Herz hat — das Winseln der Verwundeten, das Todesröcheln der Sterbenden, der Jammerruf der Hinterbliebenen ein furchtbar ernstes „Piano!" „Piano!" entgegentragen. Oder . . . . . wenn er hinblicken wollte auf die Geschichte, würde ihm da nicht der furchtbare Sturz so manchen Eroberers, das Schicksal so vieler Ehrgeizigen, der blutige Schatten Cäsars, ein warnendes „Piano!" „Piano!" entgegenschmettern? Aber ich fürchte, ich fürchte! der Kanonendonner seiner gewonnenen Schlachten, und das Siegesjauchzen seines eigenen Egoismus, haben beide sein moralisches Gehör schon so sehr geschwächt, daß er selbst das Piano nicht mehr hört, das ihm die Gottesstimme in der eigenen Brust und in der Menschheit zuruft!"

„Der alte Swieten war aufgestanden. „Es ist genug!" — sagte er jetzt noch — „ich bin ja nicht nach Hetzendorf gekommen, um Ihnen, mein lieber Beethoven, trübe Gedanken zu machen. Lassen wir daher alle Politik ruhen und zeigen Sie mir lieber das freundliche Paradies näher, in welchem Sie jetzt Ihre herrlichen musikalischen Gedanken wie reife köstliche Früchte von den Bäumen brechen."

„Mit Freuden!" — rief Beethoven, der ebenfalls froh war, auf ein anderes Thema zu kommen, da er wußte, daß er

sich über seine politischen Ansichten nie mit van Swieten einigen werde. Er reichte daher dem alten Papa seinen Arm und führte ihn erst in dem kleinen aber hübschen Garten herum, der an das Haus stieß, in welchem er gemietet hatte. Dann aber lenkte er die Schritte nach dem wundervollen Parke des Schönbrunner Schlosses.

Hier freilich befand man sich wie im Paradiese. Der Himmel lachte im reinsten Blau, die Sonne erstrahlte in südlicher Glut und dennoch wehte in den schattigen Gängen und unter dem prächtig-grünen, fast undurchdringlichen Laubdache der hochstämmigen Bäume eine so erquickende, wohltätige Kühle, daß man tief aufatmend, die würzige Luft mit Behaglichkeit einziehen mußte.

Und nun die herrliche Gruppierung der Bäume selbst, der Wechsel der Aussichten, die versteckten, plötzlich hervortretenden Wiesen und Wasser und alle die prächtigen Anlagen — wie erfreuten sie jedes für Naturschönheiten empfängliche Herz.

„Aber das ist alles noch nicht die Hauptsache!" — sagte Beethoven jetzt mit dem Ausdruck wahrer innerer Glückseligkeit. — „Das alles hier, lieber Papa Swieten, haben Sie ja schon oft genug gesehen. Jetzt aber setzen Sie sich einmal zu mir auf diese, fast ganz von Gebüsch umschlossene Moosbank, und sprechen Sie kein Wort."

Swieten that es und beide Männer schwiegen eine lange Zeit.

O Gott! welche lautlose Stille, welche unaussprechliche selige Ruhe umgab sie da! Es war, als liege die ganze Welt rings um sie in einem wonnigen, wollüstig-süßen halbwachen Zauberschlafe. Kaum bewegten sich, von einem leisen Lüftchen angehaucht, die leichten Blätter der Birken und nur die Tausende und Abertausende von schwärmenden Käfern und Mücken ließen ein schwaches melodisches Schwirren und Summen vernehmen.

Und diese großartige Ruhe der ganzen Natur, der Friede, den sie atmete, wie goß er sich in die Herzen der beiden edlen Männer! Wie hob sich ihre Brust voll unaussprechlicher Wonne und Andacht — wie fühlten sie beide in heiligen Schauern die Nähe des ewigen, göttlichen, das Weltall durchflutenden Geistes!

Aber die Augen beider Männer flammten auch jetzt in Wonne und Begeisterung auf. Tief bewegt ergriff Swieten die Hand Beethovens, drückte sie innig und sagte:

„Ja, Freund, jetzt verstehe ich, warum Sie Hetzendorf Ihr Paradies nennen und hier so wundervoll komponieren.“

„Und nun sollen Sie auch mein eigentliches Komponier-Plätzchen, meinen delphischen Dreifuß, mein apollisches Heiligtum sehen!“ — rief Beethoven freudestrahlend. — „Und darauf können Sie sich etwas einbilden: denn außer Papa Swieten bekommt dies niemand zu schauen.“

Und er griff abermals Swieten unter den Arm und führte ihn einer Anhöhe zur linken Seite des Gloriettes zu. Plötzlich aber blieb er stehen. Es war ein ungemein heimliches Plätzchen, an dem sie sich befanden, dicht umlaubt und so von den Ästen zweier Eichen überdacht, daß es einem kleinen grünen Tempel glich. Die beiden Eichen aber waren ein und derselben Wurzel entsprossen, so daß sie sich ungefähr zwei Fuß von der Erde von dem Hauptstamme trennten.*)

„Hier ist er, mein delphischer Dreifuß!“ — rief jetzt Beethoven heiter und setzte sich zwischen die beiden himmelanstrebenden Säulen auf den Hauptstamm, wie auf einen Thron.

„O das ist prächtig!“ meinte Swieten. — Wie freue ich mich auf das, was hier noch entstehen wird.“

Die beiden wackeren Menschen gingen jetzt zurück. Swieten war dabei im stillen überglücklich, seinen jungen Freund und Schützling so still vergnügt, so heiter und lebensfroh zu sehen, wie dies in der Stadt kaum jemals der Fall war. Ach! er dachte nicht daran, daß zu dem Paradiese auch die Schlange gerechnet wird, und eben .... waren Karl und Johann van Beethoven in Hetzendorf angelangt.

Die Überraschung war für Ludwig groß; aber sie war für ihn auch eine eben so freudige; denn niemand konnte mit einer innigeren und aufrichtigeren Liebe an seinen Brüdern hängen, als gerade er.

Wie mußte da Johann über seine bisherigen Verhältnisse berichten; wie frug ihn Ludwig über die Heimat und die Bonner Freunde und Bekannte aus. Freudige und traurige Erinnerungen wurden wach. Vor Ludwigs Seelenauge trat die ganze Kindheit und Jugend, und er — der sonst nie ein Freund von vielem Sprechen

---

*) Schindler: S. 47. Herr Kapellmeister Schindler selbst sah in Begleitung Beethovens diese Doppeleiche, an die sich für den großen Meister der Töne so viel liebe Erinnerungen knüpfen, noch im Jahr 1823.

und Erzählen war — teilte Papa Swieten unaufgefordert einen ganzen Abriß jener Zeit mit. Mit welcher Verehrung gedachte er dabei seines Großvaters, dessen Bild ihm auch Johann aus Bonn hatte mitbringen müssen; mit welcher innigen, kindlichen Liebe erwähnte er seiner frommen und sanften Mutter.

Als hierauf aber Johann auch ihn über manches, zumal über sein jetziges Leben befrug, — Himmel! wie öffneten sich da die Schleußen seiner Seele, welche Blicke hätte da ein anderer Mensch, als der Apotheker, in das große und tiefe Geistesleben werfen können, dessen Abglanz hier aufleuchtete!

Johann und Karl hörten freilich nur zu. Für den ersteren hatten des Bruders Worte kein Verständnis, obgleich sie an ihn gerichtet waren; Karl aber hörte gar nichts davon, denn er dachte nur an seine Pläne und hätte vor Ärger sterben mögen, daß ihm Swieten heute in den Weg gekommen. Der alte Papa aber, der Karl längst mißtraute, freute sich, hier zu sein und dem Einflusse des ihm widerlichen Menschen möglicherweise entgegentreten zu können.

Dennoch war dies heute nicht ausführbar, da nachgerade und natürlicherweise nun auch die Rede auf des jüngsten Bruders Zukunft kam.

Ludwig bestand auf seinem Plane: daß Johann erst noch zwei Jahre in einer Wiener Apotheke als Gehilfe arbeiten und dabei zu seiner Ausbildung einzelne Kollegien besuchen sollte. Karl stellte sich, abgeredetermaßen, als sei er mit dieser Ansicht ganz einverstanden, und bedauerte nur, daß sein Bruder noch nicht selbständig genug sei, eine Apotheke zu übernehmen, da man gerade im Augenblick eine solche, ganz in der Nähe Wiens, um einen wahren Spottpreis kaufen könne, und Johann mußte thun, als fühle er sich bei dem Gedanken, wieder Gehilfe werden zu müssen, namenlos unglücklich. Ja, in so weit war er schon von Karl einstudiert, daß er bald darauf das Zimmer verließ und als ihn Ludwig aufsuchte, diesem weinend und mit den Worten um den Hals fiel:

„Ludwig! lieber Ludwig! wenn ich hier wieder in die alten peinlichen Abhängigkeitsverhältnisse kommen soll, dann laß mich lieber nach Bonn zurückkehren, da hab ich doch eine Stelle, wo ich mich in einsamen Stunden ausweinen kann — das Grab der Mutter!"

Dies aber war an dem heutigen schönen Tage, gleich nach

der Freude des Wiedersehens, und bei der inneren fast heiligen Erregtheit Ludwigs, zu viel für sein edles brüderliches Herz.

„Nun, nun!“ — sagte er daher tröstend — „so lange Dein Bruder Ludwig lebt, sollst Du an dem Grabe unserer guten seligen Mutter nicht über Verlassenheit klagen. Karl weiß ja da etwas von einer billigen Apotheke .... wenn Du Dir getraust ....“

„Bruder!“ — rief Johann entzückt.

„Still!“ — sagte Ludwig — „ich will nachher mit Karl reden. Es kommt freilich darauf an, ob das bischen Geld, was ich zurückgelegt habe, zum Ankauf eines solchen Etablissements reicht.“

„Aber ....“

„Jetzt kein „Wenn“ und kein „Aber“ mehr. Wir sind Brüder und lagen unter einem Herzen — — so wollen wir denn auch im Leben ein Herz sein. Nur eine Bitte noch: sprich vor Herrn van Swieten nichts davon; ich liebe bei solchen Dingen das öffentliche Wesen nicht.“

Und beide gingen zurück. Der eine in seinem Innern von dem Gedanken: mit Freuden für den geliebten Bruder ein Opfer zu bringen, gehoben und getragen, der andere — wenn auch erfreut über die glänzende Aussicht, die sich so mit einemmale und so rasch ihm für die Zukunft eröffnete — doch tief ... tief ... tief ... beschämt über seine eigene Erbärmlichkeit und des Bruders Liebe und Größe.

Zwischen zwei Eichstämmen.

Wenn jede große Künstlernatur — sagt Ernst von Elterlein in seinem trefflichen Buche über „Beethovens Symphonieen nach ihrem idealen Gehalt“ — eine Welt in sich ist, eine Welt in sich trägt, so gilt dieses vor allem von Beethoven: denn seine Welt ist die des eigenen Selbst für sich, sein innerstes Eigentum.

Die Bedeutung dieser Welt kommt uns nun aber erst zum vollen Bewußtsein, wenn wir ihr die Welt eines Künstlers wie Mozart gegenüberstellen.

Wer wollte leugnen, daß Mozart ein Weltall in sich trug und in seinen Werken niederlegte? Betrachten wir seine Opern. Findet man bei einem anderen Tondichter eine reichere Welt wirklicher Gestalten? Gewiß nicht. Aber wir haben hier eine Welt nicht des Subjekts für sich, wie es auf sich, sein inneres Selbst bezogen ist; wir haben eine Welt wirklicher, objektiv für sich bestehender Gestalten.

Dagegen ist die Welt Beethovens eine Welt tiefster Innerlichkeit des eigenen Selbst.

Folgen wir Mozart in die bunte Mannigfaltigkeit des Lebens, so werden wir durch Beethoven in eine innere Welt, unabhängig von der äußeren, geführt; eine Unendlichkeit des Geistes thut sich auf; die Tiefe der eigenen Subjektivität, die Unendlichkeit der eigenen Brust erschließt sich. Die Musik wird dabei in ihm Darstellung der Subjektivität, des in sich vertieften Ichs im vollsten und wahrsten Sinne des Wortes. Weit entfernt aber, daß diese innere subjektive Welt, weil sie keinen Raum hat für eine objektive Gestaltenwelt, wie die Mozartsche — weit entfernt, daß sie sich darum als eine beschränkte und einfach unter-

schiedslose darstellt, ist sie vielmehr von größtem inneren Reichtum, ist sie in sich ein großes Universum, eine Fülle von inneren Momenten offenbarend.

Die unendliche Welt der Gefühle aber schließt mit Notwendigkeit eine unendliche Mannigfaltigkeit der Stimmungen in sich; diese reiche Welt kann sich ja nicht in bestimmten beschränkten Bestimmungsgebieten verwirklichen, sie bedarf notwendig ein gleiches Universum von Stimmungskreisen. Je mächtiger aber einerseits die Welt der Gefühle vermöge ihrer Unendlichkeit ist, um so gewisser wird sie, wenn sie in eine bestimmte Stimmungssphäre eingeht, diese in das Unendliche steigern und in ihrer ganzen Tiefe entfalten.

So bei Beethoven. Der Allgemeinheit und Unendlichkeit seines Fühlens überhaupt steht eine entsprechende Allgemeinheit und Unendlichkeit des einzelnen Stimmungsmomentes gegenüber.

Sehr vergeblich würde es daher bleiben, die Welt des Beethovenschen Fühlens mit wenigen Worten aussprechen zu wollen. Diese Welt der Freude und des Schmerzes, der Lust und der Trauer, des Glückes und des Leides, der Liebe und des Hasses, des Kampfes und des Sieges, der Entzweiung und der Versöhnung, sie lebt unsterblich in seinen Tönen allein; sie entzieht sich dem Ausdruck des Gedankens, und wenn es uns auch gelingt, von dem einzelnen Weltbilde eine bestimmte Anschauung zu geben, so werden wir uns im stillen bescheiden, daß wir durch solche Deutung der Lösung des Rätsels zwar sehr nahe gekommen sind, aber dem innersten Kerne noch fern genug stehen.*)

Um aber Beethovens Wesen und Wirken hier und im weiteren Verlaufe des vorliegenden Werkes richtig zu beurteilen, bedarf es noch einiger Worte:

Als der Genius Beethovens die Schwingen seiner Phantasie zu regen begann, war er noch nicht die allgewaltige Persönlichkeit, auf die wir soeben hindeuteten. Auch dieser große, gewaltige Mensch bedurfte, wie jede Individualität, einer Zeit der Entwicklung und einer Zeit des inneren Reifens. Letztere aber mußte natürlich um so größer sein, je tiefer die Natur hier angelegt war, je mehr Keime der Entwicklung sie in sich barg.

---

*) „Beethovens Symphonieen nach ihrem idealen Gehalt, mit besonderer Rücksicht auf Haydn, Mozart und die neueren Symphoniker.“ Von Ernst von Elterlein. 2. Auflage. S. 21—24. (Dresden: A. Bauer, 1858.)

So treten uns bei Beethoven in Beziehung seines künstlerischen Strebens drei Hauptepochen entgegen: Die erste Epoche zeigt Beethoven, wie er bei aller entschieden hervortretenden Eigentümlichkeit im ganzen sich doch noch im Stil und Charakter seiner Kompositionen Haydn und Mozart nähert — und dies ist die Epoche, in welcher sich unser Held mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts bewegt; in der zweiten Epoche erscheint seine Richtung vollständig ausgeprägt; die dritte Epoche endlich ist diejenige, wo überwiegend nur die Seelenzustände eines ganz Vereinsamten, allem menschlichen Verkehr Entfremdeten zur Darstellung kommen, — die Epoche seiner krankhaft in sich zurückgezogenen Subjektivität.*)

Der ersten Periode gehört, was den Symphoniker betrifft, die erste Symphonie an; auf dem Übergange zur zweiten steht die zweite Symphonie; die dritte bis achte Symphonie fallen ganz in die zweite Epoche; die letzte Symphonie endlich liegt innerhalb der dritten Periode.**) — — Treten wir nun unserem, in solcher Entwicklung begriffenen Helden wieder näher:

Der Morgen stand noch frisch und rosig am östlichen Rande des Himmels, als Ludwig van Beethoven, wie immer, schon munter war, und — vor einem Tische am geöffneten Fenster sitzend — komponierte.

Aber es war nicht sein „Christus am Ölberge" — er hatte diese beinahe vollendete Komposition zurückgelegt,***) da ihm ein neuer großer Gedanke gekommen war. Pflegte er doch immer mehrere Sachen zugleich im Kopfe zu tragen und zu komponieren.†) Sein jetzt so freudiges inneres Leben, — das Gefühl seiner, im frischen Mannesalter stehenden Kraftfülle, das kühne, nicht nur auf die Machtvollkommenheit des Genies, sondern auch auf ein solides Wissen gestützte Selbstbewußtsein . . . alles dies trieb ihn zu derjenigen Gattung von Tonschöpfungen, die ihm Ideal war: zur Symphonie.

Schon hatte er eine solche in C-dur geschrieben. Aber sie genügte ihm jetzt fast nicht mehr; er war merklich reifer geworden und so kam sie ihm zu „gemütlich" vor: ein Bild naiver Freude, idyllischer Zufriedenheit. Jetzt verlangte er mehr; er fühlte, wie

---

*) Schindler, Oulibicheff, Brendel, Elterlein u. s. .w

**) Elterlein: S. 27.

***) Wurde erst drei Jahre später fertig und den 5. April 1803 zum erstenmale aufgeführt.

†) Thatsächlich. Schnieder, S. 69.

sein Genius die Flügel schlug. Warum sollte er den Adler hindern, zu den Wolken aufzusteigen?

Aber im Zimmer wollte es heute nicht gehen; er warf daher die Feder weg, schlüpfte in seinen Rock, ergriff den Hut und stürmte hinaus in den Schloßgarten. Wie herrlich war es da wieder! Wie frisch und kräftig wehte ihn die Morgenluft an! Bäume, Sträuche und Kräuter sandten köstliche Düfte aus; überall glänzten und funkelten die Thautropfen in den Strahlen der majestätisch aufsteigenden Sonne, und über der ganzen Natur lag jener Hauch unaussprechlich holdseliger Jungfräulichkeit, der nur der Morgenbeleuchtung eigen ist. Auch jetzt war wieder alles so friedlich, so still, daß Ludwig das Herz vor Entzücken springen wollte. Nur hoch in den Lüften, dem menschlichen Auge kaum mehr sichtbar, schwebten singend Hunderte von Lerchen; durch alle Zweige schlüpften zwitschernde Vögel und fern im Ätherblau zog ein Falke seine Kreise.

Die Stimmung eines unaussprechlich freudigen Jugendmutes kam über ihn, das Vollgefühl des Vertrauens auf die eigene Kraft.

Plötzlich hielt Ludwig van Beethoven an der Biegung eines umbuschten Weges überrascht an; zwei junge Damen, gefolgt von einer älteren Dienerin, kamen ihm entgegen und waren ihm bereits so nahe, daß er sie in seiner stürmischen Weise fast umgerannt hätte. Nur sein überraschtes Anhalten behütete ihn vor dieser Unschicklichkeit.

Aber Himmel! in welches Antlitz blickte er da! welche zauberhafte Mädchengestalt stand vor ihm! Denn er sah von beiden Damen nur eine, und diese eine war nur zu schnell an ihm vorüber. Dennoch blieb Ludwig wie angewurzelt stehen, das aufgefangene Bild im Geiste festhaltend.

Welch' reizendes Gesichtchen im reinsten Oval, welche schwarze zauberhafte Augen bei dem blassen Teint und jenem süßen mädchenhaften Anhauche von Röte auf den Wangen! Wie durchgeistigt die Züge, wie schlank der Wuchs! Und wie schön stand ihr das ganz einfache Kleid von weißem Linon, dicht unter dem Busen von einer rosa Schleife gehalten, deren Enden bis zu den Füßen herab fielen und daher leicht im Morgenwinde nachflatterten. Wie zierlich saß auf dem dichten schwarzen, in einem Chignon endenden Haare der leichte Pamela-Strohhut, den lediglich ein Band und ein kleiner Strauß künstlicher Veilchen schmückten.

Ludwig starrte dem Mädchen nach; es war nur ein einziger Blick, der ihn getroffen; aber in diesem Blicke lag jene wunder-

bar zwingende Gewalt, welche die Herzen selbst der Kalten und Launenhaften aufthut und ihnen einen Blick gestattet in die Geheimnisse des warmen, pulsierenden Seelenlebens, in den süßen Zauber der Poesie. Noch nie hatte ein weibliches Wesen einen so tiefen Eindruck auf Beethoven gemacht, als diese milde, weiche, sittige Erscheinung, das tiefe, schöne Auge und die einfache Lieblichkeit und Anspruchslosigkeit derselben.

Welch tiefes und inniges Gemütsleben mochte dies Herz bergen — welche reiche mannigfaltige Entwickelung der Seele.

Ludwig schaute noch wie betäubt nach, als das Mädchen mit seinen Begleiterinnen längst hinter den Büschen und Krümmungen des Weges verschwunden war; ja es bedurfte in der That lange Zeit, bis er sich selbst erst wiederfand.

Aber wie hoch gingen nun die Wogen seines inneren Lebens! Mächtig und allgewaltig rauschten sie empor und trugen auf ihren silbergekrönten Kämmen das zauberhafte Bild einer aus dem Schaume des Meeres aufsteigenden Aphrodite. Und es hüpfte in ihm auf, wie die Töne eines Liebe atmenden Larghettos und er konnte sich ihrem Zauber nicht entwinden, der ihn immer tiefer und tiefer in ein Meer von Entzückung hinabzog, bis die Wogen holdesten Selbstvergessens über ihm zusammenschlugen.

Plötzlich brach ein großer Gedanke in seiner Seele durch. Es war, als ob ein Wolkenschleier zerrisse und die Sonne vom blauen Himmel hineinschaue; eine zweite Symphonie stand im Reiche der Gedanken vor seiner Seele.

Rasch, wie im Fluge, eilte Beethoven jetzt nach seinem delphischen Dreifuße, und schon wenige Minuten später saß er zwischen den beiden Eichstämmen, zog mit Hast Notenpapier und Bleistift aus der Tasche und fing zu schreiben an. Es war seine zweite Symphonie (in D-dur), die er hier zu komponieren begann, und es sollte nicht die einzige sein, die hier entstand.

Hörst du ihn vorüberrauschen, den Strom dieser göttlichen Melodien?

Der Meister giebt uns das Bild eines vollen, reichen Jünglingsleben in mutiger Kraftäußerung und holdem Liebesstreben. Mit kühnen Klangfarben wirft er es hin, das Bild einer Individualität, welche nicht in einseitiger beschränkter Richtung des Fühlens sich offenbart, nein, ihr Fühlen ist wirklich allseitig, vollständige Selbstoffenbarung des Innern. Diese Grundstimmung, wie reich und mannigfaltig ist sie in allen ihren Momenten entwickelt. Fest und sicher, voll stolzen Selbstbewußtseins tritt in

der gehaltenen Einleitung zum ersten Satze die ideale jugendliche Gestalt uns entgegen. In ruhiger Bewegtheit zeichnen sie die ersten Töne, noch rauschen nur leise die Fittige mutiger Kraft, bald aber lösen sich die Schwingen und mächtig rauschen die Flügel empor, durchbrechen die engenden Schranken und der Strom verfolgt nun ungehindert seinen Lauf.

Das Allegro gewährt uns das Bild dieser fessellosen inneren Bewegung.

Da durchleben wir mit die starken männlichen Regungen der jugendlichen Individualität in ihrem ganzen Umfange, und sehen sie selbst momentan in Kampf und Streit verstrickt. Doch sind es nicht die tiefen Seelenkämpfe der Manneskraft, wir fühlen nur den minder herben Widerstreit im Innern des Jünglings; nur Schattenbilder gleiten flüchtig über die Szene, die Stimmung freudigen Mutes, das Vollgefühl im Vertrauen auf die eigene Kraft gewinnt stets wieder die Oberhand und steigert sich in wirklich großartiger Weise bis gegen den Schluß hin.

Da schlägt der erste Anklang aus dem Reiche der Liebe an unser Ohr.

O lauscht, lauscht ihnen nur, den Tönen des Larghetto in A-dur! Wer kann sich ihrem Zauber entziehen? Wer wird hier nicht — gleich dem jugendlich seligen Komponisten selbst — immer tiefer in ein Meer der Entzückung hinabgezogen, bis die Wogen holden Selbstvergessens über ihm zusammenschlagen?

Aber es ist ja so schnell, so spurlos verschwunden das zauberhafte Bild der Liebe! Ein leiser Klageton des Herzens dringt in unsere Seele, leichte Nebelwölkchen ziehen an dem heiteren Lebenshimmel vorüber. Da bricht mit einemmale (im hellen F-dur-Dreiklang) die Sonne wieder durch und mutig hebt sich die Brust des in Liebe selig aufatmenden Helden.

Und nun wieder hinauf, hinauf aus dem verborgenen Heiligtume des Herzens an das helle Licht des Tages in die volle weite Welt der allgemeinen Lust und Regsamkeit. Schallen sie uns denn nicht im Scherzo entgegen: der fröhliche kecke Lebenshumor, die sprudelnde unverwüstliche Laune? Mitunter klingt auch eine Stimme ruhigen heiteren Behagens hindurch, oder es bricht sich ein Gefühl stiller, ruhiger Einkehr in sich selbst Bahn.

Doch die Wogen der jugendlich sorgenfreien Lebenslust schlagen alsbald wieder darüber zusammen; ihr Rauschen wird stärker und stärker, alle Lebenspulse schlagen schneller, die Bewegung erreicht

den Gipfel und das köstliche, das reiche, das prachtvolle Tongemälde tönt uns in mächtigen Akkorden entgegen — der jugendliche Held hat sein Inneres ganz und voll offenbart!

Welcher Prachtbau einer Tonschöpfung, und welchen Zauber erhält er durch jene farbenreiche, lichtvolle Instrumentation, die uns entgegenjauchzt .... das ist ein Werk .... Ludwig van Beethovens!*)

---

*) Siehe: „Beethovens Symphonieen nach ihrem idealen Gehalte" von E. Elterlein, 2te Symphonie (D-dur), S. 31 u. ff.

Nichtfinden und doch finden.

Es ist etwas ganz eigenes um weibliche Bildung, die leider nur zu oft in Verbildung umschlägt. Und doch liegt die Wahrheit so nahe: das Wesentliche der weiblichen Bildung beruht in der zweckmäßigen Gestaltung der Kenntnisse und Fertigkeiten zu einem harmonischen Ganzen und auf ihrer praktischen Verwendung für Kopf und Herz.

Diese wenigen Worte schließen so vieles ein, ja sie umfassen die ganze Idee der weiblichen Ausbildung. Kopf und Herz sind die beiden Elemente, auf deren gemeinsamer und gleichmäßiger Ausbildung die Bildung des Weibes beruht.

Wie wenig aber wird diese Wahrheit im Leben befolgt! Bei den unteren Ständen läßt man sich — wie es die Natur der Sache mit sich bringt — eine gewöhnliche Schulbildung genügen; eine Schulbildung, bei der es auf den Zufall ankommt, ob das lehrende Personal, sei es männlich oder weiblich, Geschick, Beruf und Liebe für die Erziehung hat. Aber auch diese Schulbildung, so dürftig sie oft ausfällt, wird noch so viel als möglich abgekürzt, um, dem eisernen Szepter der Notwendigkeit gehorchend, die heranreifende Tochter dem Hauswesen oder irgend einer Verdienst bringenden Beschäftigung zuzuführen.

Man sieht, das harte und traurige: „Es muß so sein!“ läßt hier keinen Einwand zu, verpflichtet aber um so ernster den Staat, für tüchtige Lehrkräfte zu sorgen.

Ganz anders verhält es sich aber mit den mittleren und höheren Ständen, welchen die vollste Freiheit und Möglichkeit einer guten Erziehung gegeben ist. Nur schade, daß hier gerade eine gute weibliche Erziehung fast durchweg mit einer glänzenden, aber eben deshalb meist auch um so äußerlicheren verwechselt wird.

Was fragen die meisten der Mädcheninstitute nach Ausbildung des Herzens und des Gemütes? Im höchsten Falle bietet man dafür eine verschrobene Religiosität; dagegen werden die Köpfe mit einer Menge oberflächlicher Kenntnisse angefüllt, ohne zu fragen, ob diese auch in Fleisch und Blut der Schülerinnen übergehen und welche Wirkung sie auf den Geist üben. Etwas Geschichte, etwas Litteratur, etwas Naturwissenschaft, etwas Geographie und so viel von neueren Sprachen und Musik, daß man zu Hause und in Gesellschaften glänzen kann . . . das ist alles.

Aber welche Folgen hat auch dies weibliche Erziehungssystem für das Leben? — Selten, sehr selten, wird die Frau die wahre Freundin, die Vertraute ihres Mannes, die mit ihm — vorausgesetzt natürlich, daß er selbst gebildet sei, — das gleiche geistige Leben durchlebt und so das höchste Glück der Ehe und ihre ganze volle herrliche Bedeutung faßt. Aber auch davon abgesehen, erheben sich ja auch die wenigsten Frauen zu selbständigen, ihrer Aufgabe gewachsenen Wesen. Zwei Extreme sind es, die hier herrschen. Entweder lebt die Frau in stumpfer Unterwürfigkeit, nur als die Haushälterin ihres Gatten, oder sie geht als emanzipierte Frau ihren eigenen Weg, während zugleich der Mann ungestört den seinigen verfolgt: Salondamen, deren Gott die Mode und deren Lebenszweck die Toilette ist. Die zwischen diesen beiden Extremen liegende schöne, edle, beglückende Häuslichkeit . . . wie selten trifft man sie! Wo bleibt aber alsdann das Familienleben, diese erste und einzige Pflanzschule wahrer Weiblichkeit? Wann z. B. sieht sich in den höheren Kreisen die Familie? Wann finden sich die beiden Gatten? — Vielleicht nur bei Tische! Den Tag nehmen ja die Geschäfte in Anspruch, den Abend die Vergnügungen. In den unteren und mittleren Ständen absorbieren zumeist Klub und Wirtshaus die Abende der Männerwelt, in den höheren Schichten treten Theater, Gesellschaften und noch schlimmere Dinge hinzu. Kommt dann der Ehegatte spät zurück, so ist er meist übler Laune, je nachdem ihm das Glück, sei es im Spiele oder sonst, gelächelt hat oder nicht. So bleibt es der Frau, und wenn diese zu den Salondamen gehört, dem untergeordneten Personale überlassen, den Samen des Guten und Edlen in die Brust der Kinder zu streuen. Glücklich sind alsdann noch diejenigen zu preisen, welchen der Himmel eine Mutter beschert hat, die ihre heiligsten Pflichten nicht verrät und die jungen, für das Gute wie für das Böse so empfänglichen Herzen nicht dem Gesinde oder auch besoldeten Lehrern und Gouvernanten überläßt, denen nur

zu oft die so nötige Liebe und thatsächliche Befähigung zu ihrem Berufe fehlt.

Eine ganz vortreffliche Erziehung unter den Augen einer ebenso allseitig als fein gebildeten Mutter war nun Julie Guicciardi geworden.

Das Kind reicher und sehr hochgestellter Eltern, wurde bei ihr — wie es sich von selbst versteht -- nichts versäumt, die nach außen hin herrliche und reizende Erscheinung auch geistig schön und liebenswürdig darzustellen! Und wieviel hatte auch hier schon die Natur durch Anlagen und Tiefe des Gemütes vorgearbeitet.

Jetzt stand Julie in ihrem einundzwanzigsten Jahre. Mit welcher Allgewalt aber schon ihr Äußeres wirkte, hatte Ludwig van Beethoven empfunden, als er ihr, wenn auch nur auf einen Moment, im Parke des Schönbrunner Schlosses in das wunderliebliche Antlitz geschaut; wieviel mehr würde ihn, den tiefen sinnigen Mann, ihre geistige Schöne, ihr edler Charakter, ihr tiefes Gemüt entzückt haben.

Es war in der That ein ganz besonderer Liebreiz, den ihr ruhiges, besonnenes und richtiges Denken und die Fähigkeit, in klaren Worten klar zu sprechen, über sie ausgoß. Dabei imponierte sie nicht etwa durch eine kompendiöse Gelehrsamkeit; wohl aber übten die ihr eigene Geistesfülle, der Gedankenreichtum, über den sie mit Leichtigkeit gebot, und die richtige Beurteilungsgabe, die ihr angeboren, eine mächtige Anziehungskraft auf jeden aus, der mit ihr in Berührung kam. Was ihr ganzes Wesen aber verklärte, war die in ihr sich verkörpernde Verschmelzung des Lebens mit der Poesie. Alles an und in ihr war poetisch, edel, ausdrucksvoll und schön, und der ihr innewohnende unendlich feine Takt, verbunden mit einem unablässigen Ringen und Streben nach dem Wahren und Rechten, hatten ihr ganzes Wesen so schön, so harmonisch abgeschlossen, daß ihr Umgang auf jeden, der so glücklich war, sich dessen zu erfreuen, unendlich beruhigend und beseligend einwirkte.

Und durch was hatte Juliens Mutter — die verwitwete Gräfin Guicciardi — dies große Erziehungsresultat erreicht? — Vorzugsweise durch Musik und Poesie.

Die Wirkungen der Poesie und ihrer Schwester, der Musik, auf das menschliche Gemüt sind ja, besonders bei dem weiblichen Geschlechte, unberechenbar, da das Leben des Weibes in seiner Totalität ein Gemütsleben ist. Die Wahrheit hiervon bekundete auch Julie.

Ferne von dem wildbrausenden Strome eines stürmisch bewegten Weltlebens, in der stillen Zurückgezogenheit des häuslichen Kreises, geliebt und geleitet von einer zärtlichen Mutter, war Julie schon frühe empfänglich für alle edle Regungen des Gemüts, somit auch für Poesie und Musik.

Poesie und Musik stehen aber zur Bildung des Menschen in einer zweifachen Beziehung: in einer der Form, indem sie die Wahrheit und Lehre durch Einkleidung rhythmischen Ausdrucks der Einbildungskraft näher zu bringen suchen; und in einer des Inhaltes: indem sie — überall das Erhabenste, Reinste und Schönste aufsuchend — dem Menschen das Höchste und Geistigste seiner Natur anzueignen bemüht sind. Aber sie thun noch mehr! Sie halten ihm beständig vor Augen, daß er den vorübergehenden Genuß der dauernden inneren Genugthuung, das Materielle dem Geistigen nachsetzen und im Widerstreite der Neigungen und Pflichten alles — durch Selbstbeherrschung und Erhebung über das Niedere und Gemeine — dem Adel und der Reinheit der Gesinnung opfern muß.

Unter solchen Ansichten und Gesinnungen wuchs Julie auf und ward . . . nicht etwa eine Dichterin und Virtuosin . . . . o nein! wohl aber eine entzückend holde Priesterin der Poesie und der Musik. Sie huldigte beiden Künsten mit mädchenhaft reinem Herzen und trieb sie zu ihrem Vergnügen und zu ihrer höheren Ausbildung mit vielem Geschmack.

Daher hatte vor kurzem auch die Mutter ihren stillen Witwensitz in der Provinz verlassen und war mit der Tochter nach Wien gekommen, das ja damals in der That eine Hoheschule der Musik genannt werden konnte.

Beide fanden in der gräflich Gallenbergischen Familie die liebenswürdigste Aufnahme, da Juliens Mutter und die alte Gräfin Gallenberg Jugendfreundinnen waren. Am liebsten aber kam dieser Besuch dem jungen, vierundzwanzigjährigen Grafen, der sich von dem ersten Augenblicke an, da er Julie gesehen, sterblich in dieselbe verliebte. Schade nur, daß ihn — der Militär war — schon nach den ersten drei Tagen die Pflicht von Wien abrief. Ja sein böser Stern wollte es, daß er nicht einmal heute mehr die Lustfahrt nach Schönbrunn mitmachen sollte, die Fürst und Fürstin Lichnowsky arrangiert und an die sich der alte Graf Gallenberg mit seiner Frau, seiner Tochter, den beiden Guicciardis, Graf Franz von Brunswick, die Barone

von Gleichenstein und Pasqualati und eine Menge anderer Herren und Damen des hohen Adels anschlossen.

Des herrlichen Wetters und der am Tage herrschenden Julihitze wegen war man denn auch in aller Frühe abgefahren und hatte das allgemeine Frühstück bereits an einem der schönsten Plätzchen des Schloßgartens unter Scherz und Heiterkeit eingenommen, als sich der Fürst Lichnowsky in Begleitung des Barons Pasqualati aufmachte, Freund Beethoven aufzusuchen, der bei diesem ländlichen Feste seiner Gönner nicht fehlen sollte und durfte. Zugleich schlug Julie ihrer Freundin einen Spaziergang durch den Garten vor, der denn auch unter Zuziehung einer älteren Kammerfrau angetreten wurde.

Aber der Zufall spielt gar sonderbar im Leben; während die Mädchen Ludwig van Beethoven, den sie nicht kannten, begegneten, suchten ihn die beiden Freunde vergebens.

Er war nicht zu finden: nicht in der Wohnung, nicht im Schloßgarten, nicht in der Umgegend . . . . . ja er kam nicht einmal zum Mittagessen heim . . . . denn Ludwig van Beethoven saß ja in dem Dickicht des Parkes auf seinem delphischen Dreifuße zwischen den beiden Eichen und komponierte — im Schwunge höchster Begeisterung und ohne auch nur das Geringste von der Welt zu hören und zu sehen — an seiner D-dur-Symphonie.

Die Erde war für ihn vergangen, sein körperliches Ich gar nicht mehr vorhanden; er lebte effektiv nur noch in der Musik. Und welcher von den ausgesandten Dienern hätte denn auch das heimliche, so köstlich verborgene Plätzchen finden sollen, an dem der große Meister jetzt schaffend saß! Und dennoch fand ein Bild seinen Weg dahin: es war das Bild Julie Guicciardis, das sich wie durch Zauber in Beethovens Herz und Geist festgesetzt hatte und nun in seiner Schöpfung in süßen Zaubertönen aufging.

Ach! er ahnte ihre Nähe nicht; . . . ahnte nicht, daß seine Freunde ihn suchten, nicht nur, um ihn zu begrüßen und zu dem Feste zu ziehen, sondern namentlich auch, um ihn gerade Julie Guicciardi vorzustellen, die als große Verehrerin seiner Kompositionen unendlich begierig war, den gewaltigen Beethoven kennen zu lernen, von dem sie durch die Fürstin Lichnowsky wußte, daß er sich hier befand.

„So haben Sie ihn denn nicht gefunden?“ — frug Julie

jetzt, als der Fürst Lichnowsky mit Baron Pasqualati allein zurückkamen.

„Nein, meine Beste!“ — sagte der Fürst ärgerlich. — „Wir waren in seiner Wohnung und erfuhren, daß er schon früh ausgegangen sei — wohin? das wußte niemand, doch hatte er das Mittagessen nicht abbestellt, ein Zeichen, daß er keineswegs beabsichtigte, sich von hier zu entfernen. Auch keiner von den Dienern fand ihn auf, und doch setze ich meinen Kopf zum Pfande, daß er in irgend einer Ecke des Parkes, im dicksten Dickicht verborgen, sitzt und komponiert.“

„Mein Gott!“ — rief hier Julie und berührte mit den Fingerspitzen der einen Hand ihre schöngebaute Stirne, als ob ihr hier plötzlich ein Gedanke aufgehe; — „am Ende bin ich ihm selbst, ohne es zu wissen, begegnet!“

„Wie? wo?“ — rief Lichnowsky.

„Als Sie, Herr Fürst, mit Baron Pasqualati vor etwa einer Stunde vom Frühstück aufstanden, um den großen Meister der Töne aufzusuchen und ihn der Gesellschaft zuzuführen“, — entgegnete Julie — „bat ich Komtesse Aurelia, mir die Parkanlagen etwas näher zu zeigen. Unweit des Gloriетts trafen wir nun, bei dem Umbiegen eines Weges, auf einen rasch daherschreitenden Mann. Ich beachtete ihn natürlich kaum; wenn ich mir aber jetzt den flüchtigen Eindruck seiner Erscheinung zurückrufe, gewinnt sie Bedeutung, ja sie stimmt mit der Beschreibung überein, die mir die Frau Fürstin von Beethovens Aeußerem machte.“ —

„Darauf können Sie sich nicht verlassen!“ — rief Lichnowsky lächelnd — „denn wenn Ihnen meine Frau eine Beschreibung Beethovens gegeben hat, so erkennen Sie ihn schwerlich nach derselben.“

„Wie so?“

„Weil sie ihren Liebling allzusehr mit den Augen einer zärtlichen Mutter ansieht!“

„Und doch glaube ich . . .“

„Lassen Sie hören. War es ein Mann von untersetzter kräftiger Gestalt?“

Ich denke, ja! Einfach gekleidet.“

„Ganz recht.“

„Dennoch lag, wenn ich mir den momentanen Eindruck zurückrufe, etwas Imponierendes, Hoheitsvolles in der Erscheinung.“

„So ist es! Sein Kopf . . .?“

„War etwas breit und von einer Fülle brauner Haare umwallt.“

„So etwas wie eine Löwenmähne?“ — sagte der Fürst heiter.

„Daran dachte ich nun gerade nicht!“ — fuhr das Fräulein ebenfalls scherzend fort — „und doch mögen Sie nicht ganz unrecht haben. Ich entsinne mich zum mindesten, daß ich ein klein wenig erschrak; wohl aber mehr über die Majestät und gewissermaßen wilde Energie des Angesichts, als über den Haarwuchs.“

„Er war es!“ — rief der Fürst — „da bleibt gar kein Zweifel. Seine Stirne breit, oberhalb dicht beschattet von dem braunen Haare, unterhalb begrenzt von dicken buschigten Augenbrauen, die sich in großen Bogen wölben. Die Augen .... aber Sie lächeln?“

„Weil fürstliche Gnaden mich für gar zu talentvoll halten!“ — meinte Julie scherzend. — „Mit solchen Beobachtungsgaben könnte man ja Polizeiminister werden.“

„Nun!“ — sagte der Fürst — „wer, wie Sie, als geübte Malerin sein Auge geschärft hat, faßt in einer Sekunde mehr und richtiger auf, als ein anderer Sterblicher in einer Stunde.“

„So will ich Ihnen gestehen, daß ich in dem Momente, in dem der Ebenbesprochene an mir vorüberkam, diese Augen wenigstens wunderbar aufleuchten sah, und daß dies Leuchten der Augen den Zügen des Mannes einen seltsam durchgeistigten Ausdruck gab.“

„Nun, nun!“ — rief der Fürst — „es scheint doch nicht, daß ich mich, was Ihren schnellen und scharfen Blick betrifft, getäuscht habe. Übrigens unterliegt es keinem Zweifel: Sie haben Beethoven, ohne ihn zu kennen, begegnet, während wir ihn vergeblich suchten.“

In diesem Augenblicke trat der Erzherzog Rudolph und die Fürsten Lobkowitz und Kinsky aus dem Schlosse und schritten auf die Gesellschaft — die sie erkannt haben mochten — zu. Man erhob sich allgemein und die Konversation bahnte sich, nach der gegenseitigen Begrüßung, einen anderen Weg.

Fürst Lichnowsky schickte noch einmal im stillen die Diener aus, Herrn van Beethoven in der Nähe des Gloriett̄s zu suchen; aber auch diesmal kamen sie unverrichteter Sache zurück.

Der Tag verstrich indessen der Gesellschaft in ungetrübter Heiterkeit, während der Aufenthalt in Hetzendorf der Mutter Juliens und dieser selbst so gut gefiel, daß sie sich entschlossen,

einige Wochen hierher zu ziehen, und zwar um so mehr, als sie dadurch kaum von der Hauptstadt entfernt wurden.

Graf Gallenberg versprach schon in den nächsten Tagen die nötigen Vorkehrungen hierzu zu treffen; Fürst Lichnowsky aber behielt sich vor: seinen Schützling Beethoven alsdann bei den Damen einzuführen.

Als man spät Abends wegfuhr und an Hetzendorf vorüberkam, trafen die Töne einer Violine die Ohren der Heimkehrenden.

„Das ist Beethoven!" — rief Fürst Lichnowsky, der auf seinem Rappen an den Wagen herangesprengt kam, in welchem die Gräfin Gallenberg mit Julien und ihrer Mutter saß. Und er gab dem Kutscher ein Zeichen, die Pferde anzuhalten.

Der Wagen hielt und während die anderen der Hauptstadt zu rollten, lauschten hier die Zurückbleibenden, mit fast ehrerbietiger Scheu, den wunderbar herrlichen Klängen des Meisters, die wie Grüße aus einer anderen, geistigeren Welt in die Dämmerung hinaus- und in die Herzen hineinzogen.

Julie fühlte sich wunderbar poetisch angeregt. Sie ahnte wohl noch nicht, daß auch die Leidenschaften poetische Freiheiten sind, die sich die moralische Freiheit oft nimmt. Sie achtete Beethoven schon lange aus seinen Werken; — heute war diese Achtung durch seinen, wenn auch nur sehr flüchtigen, aber imponierenden Anblick und jetzt durch das Anhören seines herrlichen Spieles bedeutend gewachsen. Achtung ist nun freilich nicht die Wurzel, aus welcher die Rebe der Liebe wächst; aber sie ist die Ulme, an der jene sich aufrankt und ihre köstlichen Früchte reift.

Und Ludwig van Beethoven? — Er stand mitten in seinem dunkeln Zimmer, die alte treue Freundin, seine Lieblingsviolime, an die Wange gelegt, das Fenster weit geöffnet und in Gedanken verloren hinausschauend in die weite, in Dämmerung versinkende Welt. Aber nur er verstand, was seine liebe Violine jetzt klagte und dann wieder jauchzend aufschrie. Es war eine dithyrambische Hymne an zwei wunderschöne schwarze zauberhafte Augen, die einem holden, reizenden Gesichtchen angehörten; es war eine dithyrambische Hymne an jene zarte, schlanke Mädchengestalt, die heute an ihm vorübergeschwebt — es war ein elegisches Aufseufzen über das so schnelle Entschwinden einer seligen Minute.

Alle lauschten atemlos. Julie aber ward es unaussprechlich wunderbar zu Mute. Ihr Herz klopfte plötzlich so stürmisch, daß sie die Hand darauf drücken mußte, und fast kam es ihr vor, als ob irgend jemand darnach greife. Sie schauerte zusammen.

„Ist Dir kühl, liebes Kind?“ — frug besorgt die Mutter. Der Fürst aber gab dem Kutscher ein Zeichen, wandte grüßend sein Pferd und der Wagen rollte davon.

Mephistopheles.

Die Glocke schlug gerade zwölf Uhr Mittag, als Karl van Beethoven — Ludwigs ältester Bruder — der damals in Wien wohnte, zu seiner Gattin in das Speisezimmer trat. Es war dies eine hübsche, noch sehr junge Frau, lebensfrisch und lebensfroh, rotwangig und von ungemein munterem Geiste, der aus den kleinen braunen, lüstern funkelnden Augen fast etwas zu auffordernd hervorblitzte und jedenfalls einen guten Teil derbsinnlichen Wesens verriet.

Von dieser Natur war denn auch ihre ganze übrige Erscheinung. Ihre Figur war nicht groß, aber die runden, vollen Formen des Körpers standen dennoch in einer ganz hübschen Proportion zu demselben, nur hob sie zum Teil die damals eben nicht allzuängstliche Mode etwas gar verführerisch hervor.

Frau van Beethoven trug nämlich nach derselben ein Kleid, welches, am Halse weit ausgeschnitten, und unmittelbar unter dem Busen durch eine Schleife gehalten, dic wirklich hübsche Büste den Blicken durchaus nicht entzog. Aber auch alle übrigen Formen des Körpers mußten bei jeder Bewegang verräterisch hervortreten, da der Rock des Kleides — dem damaligen Schnitte gemäß — so eng war, daß er den Körper in der That umspannte. Von den Ärmeln hatte die Kleidermacherin auch nur eine Spanne Zeug an den Achseln stehen lassen, wodurch sich die runden fleischigen Arme mit den Grübchen an den Ellenbogen gar vorteilhaft präsentieren. Dazu die frischroten, leicht geschwellten Lippen, die bei jedem Lächeln eine Reihe blendend weißer Zähne sehen ließen und die Tausende von Löckchen ihres à la Titus frisierten Haares und man konnte, ja mußte sagen: Frau van Beethoven sei eine etwas derbe, aber gewaltig verführerische Erschei-

nung, und zwar um so verführerischer, als der Trieb zum Vergnügen, der so tief in ihrer Seele wurzelte, einen ganz unzweifelhaften Ausdruck in ihren Blicken und Zügen fand.

Wenn man sie so ansah, mußte einem in der That das Herz im Leibe lachen; denn in ihrem von jugendlicher Frische und einer Überfülle von Gesundheit strotzendem Gesichte stand geschrieben: Was will ich mehr als Vergnügen, da ich, allem Ansehen nach, zum Vergnügen gemacht bin? Und was fehlt mir an Vergnügen, wenn ich mir nichts versage?

Und diesen Grundsatz machte denn auch das junge Weibchen in ihrer Sphäre geltend, wie ihr Gemahl in der seinen. Jedes von diesen beiden kalkulierte und philosophierte auf folgende Weise für sich: Wenn ich mir die süße Betäubung vorstelle, in welcher eine beständige Abwechselung von Freude, Lust und Genuß mich durch die kleine Dauer dieses Lebens hindurchführen kann, und wenn ich diese Vorstellung verwirkliche: so dünkt mich, bleibt mir weiter nichts zu wünschen übrig. Narren und Phantasten sind diejenigen, die für übersinnliche Dinge schwärmen. Warum hat denn die Natur die Begierde in mich gelegt, mir den Reiz der Sinnlichkeit für dies Leben mitgegeben? Doch gewiß nur, damit sie Befriedigung finden und mich dadurch im Genusse glücklich machen. Warum soll ich also mit einer Begierde, die in mir aufsteigt, erst zu hadern anfangen, da sie mir ja doch naturgemäß, zum Lohne ihrer Erfüllung, ein unfehlbares Ergötzen verspricht? Warum soll ich entfernte, ungewisse, vielleicht eingebildete Folgen durch die Furcht aus der Zukunft herbeiholen, um mir die Zeit, die ohnehin so flüchtig ist, zu vergiften; während ich sie unterdessen doch anwenden kann, neuen Vergnügungeu nachzuhängen!

Freilich! . . . . es war dies eine höchst bequeme und angenehme Philosophie, und beide Eheleute folgten ihr auch ohne alle weitere Skrupel. Ob ihnen dabei wohl jemals die innere Stimme zurief: eine solche Denkungsweise ist unwürdig, ist gemein; denn gemein ist alles, was nicht zu dem Geiste spricht, und kein anderes als ein sinnliches Interesse erregt. Noch eine Stufe unter dem Gemeinen aber steht dann das Niedrige, welches sich von jenem darin unterscheidet, daß es nicht bloß Negatives, nicht bloß Mangel des Geistreichen und Edlen, sondern etwas Positives, nämlich Roheit des Gefühls, schlechte Sitten und verächtliche Gesinnungen anzeigt.

Karl van Beethovens hübsche, junge Frau hatte wohl eine solche Frage nie an sich gestellt. Sie war auch wirklich weit

davon entfernt, gemein und niedrig zu sein; . . . . sie war nur grenzenlos leichtsinnig und genußsüchtig. Wohin das führen mußte, das war freilich eine andere Frage!

Dagegen war Bruder Karl wirklich eine niedere und gemeine Seele. Er handelte grundsätzlich und mit vollem Bewußtsein gemein, weil er alles Höhere und Edle verachtete und bei allen Gelegenheiten und zu jeder Zeit nur und allein auf seinen pekuniären Nutzen bedacht war. Insofern stand er denn auch jedem edlen Menschen — und namentlich seinem Bruder Ludwig — geradezu entgegen, da dieser sich mit Leichtigkeit und Freude selbst vergessen konnte, um einem anderen einen Genuß, ein Glück zu verschaffen. Aber Karl war dabei auch niedrig, weil er seinem Nutzen auf Kosten seiner Ehre nachging.

Dennoch suchte der Thor Ehre, und weil er sie nicht in seinem Inneren, in seinem Bewußtsein, in Wirksamkeit und Thaten und der dadurch erworbenen Achtung anderer fand, — — suchte er sie nach außen hin: in Glanz, Luxus und Verschwendung, die er sämtlich auf Kosten seines Bruders trieb.

So war sein ganzes Dichten und Trachten auf zwei Dinge gerichtet: einmal, auf die fortwährende Befriedigung seiner sinnlichen Bedürfnisse, und den leichtmöglichsten Erwerb der dazu nötigen Mittel; und dann auf ein prahlendes Glänzen nach außen hin.

Beiden Gelüsten sollte auch heute wieder bei einem zwar kleinen, aber feinen und delikaten Mittagessen entsprochen werden, zu welchem außer Bruder Johann noch einige Freunde geladen waren. Frau van Beethoven war gerade noch mit der Anordnung des Mittagstisches beschäftigt, als ihr Gemahl mit der ihm eigenen anspruchsvollen Miene eintrat. Ohne ein Wort zu sagen blieb er stehen, warf den Kopf in den Nacken, kniff den Mund zusammen und überschaute mit von oben herabfallenden Blicken das Werk der Hausfrau.

„Nun, gestrenger Herr Gemahl!“ — sagte diese endlich — „habe ich meine Sache Euer Gnaden zu Diensten gemacht?“

„Ja!“ — versetzte Karl trocken — „hier scheint alles in Ordnung; wenn der Braten nicht wieder anbrennt und das Kompot versalzen ist . . .“

„Das sind Angelegenheiten der Köchin!“ — entgegnete die Frau kurz — „zahle einen höheren Lohn und solche Dinge werden nicht mehr vorkommen.“

„Ich dächte, sie würden auch nicht vorkommen“, — meinte der Hausherr, indem er den großen gemalten Porzellanknopf seines Stockes mit erkünstelter Würde an den Mund legte — „wenn Madame sich selbst etwas mehr um die Küche bekümmern wollten.“

„Danke schön!“ — entgegnete Frau Betty mit einer Verbeugung, in der ein Anflug von Spott und Malice lag. — „Da mein vielgeliebter Gemahl sich so oft in die Küche begiebt, um nachzusehen, ob Eva ihre Sachen recht macht, würde ich doch nur überflüssig sein.“

Bruder Karl schien diese Worte nicht gehört oder aber begründet gefunden zu haben, denn er sagte nichts darauf, sondern räusperte sich nur sehr vernehmlich und legte mit gravitätischem Ernste Hut und Stock ab, während Madame — mit einem verbissenen Lächeln und einem schelmischen Seitenblicke nach dem Gemahl — die Servietten zu den Couverts fügte.

„Betty!“ — sagte jetzt in einem weit milderen Tone als vorhin Herr Karl van Beethoven — „Du bist eine kluge und verständige Frau; komm, setze Dich auf ein paar Minuten zu mir auf das Sopha.“

„Danke für das Kompliment!“ — sagte die so höflich Angeredete lächelnd und genügte der Aufforderung. — „Und was steht zu Befehl?“

Statt aller Antwort aber zog sie der Gemahl an sich, legte seinen linken Arm um ihre Taille, griff ihr mit der rechten Hand unter das Kinn, hob ihr das Köpfchen etwas empor, schaute ihr in die lüsternen Augen und sagte:

„Herzchen! ich denke, wir verstehen uns beide einander und sind so vernünftig, uns nicht mit Eifersucht zu plagen. Haben wir doch viel wichtigere Dinge zu thun, als uns das Leben durch solche Narrenspossen zu verderben. Man braucht viel und will doch angenehm leben; da gilt es denn einen beständigen Eroberungskrieg und den werden für uns nur dann Siege krönen, wenn wir bei demselben Hand in Hand gehen.“

„O ho!“ — rief die Frau heiter — „das klingt ja ganz Napoleonisch. Es wird doch dabei kein Blut vergossen?“

„Will's nicht denken!“ — sagte der Hausherr und es flog etwas wie ein sarkastisches Lächeln über seine Züge. — „Es kommt dabei ganz auf Dich an, ob die Pfeile, die auf Dein Herz abgeschossen werden, Dich verwunden sollen oder nicht.“

„Das wird ja immer tragischer.“

„Vielleicht auch komischer.“

„Ich bitte Dich, Karl, erkläre Dich näher.“

„Wenn Du mir einen Kuß giebst.“

Betty that es, Karl erwiederte ihn und das Gespräch blieb einige Zeit unterbrochen.

„Aber jetzt laß die Possen!“ — sagte das hübsche Frauchen endlich, indem sie mit der Hand über die glühende Stirne fuhr und die kleinen Löckchen ihres Tituskköpfchens wieder ordnete. — „Von was für Pfeilen und Wunden sprachst Du eigentlich vorhin?“

„Die Sache ist folgende: Du weißt, daß Bruder Ludwig in der vorigen Woche die Apotheke für Johann gekauft hat.“

„Ja wohl! Johann ist ja schon in deren Besitz!“

„Du weißt aber auch ferner, daß mir Johann im geheimen einen Anteil an dem Reingewinn des Geschäftes schriftlich zugesagt hat.“

„Gewiß! Der dumme Tölpel, Du mußt mirs nicht übel nehmen, aber Johann ist wirklich dumm — ließ sich ja fangen, als Du ihm den Kopf mit Deinem Tockayer verdreht hattest.“

„Er that nur in fröhlicher Weinaufregung, was er nüchtern zu thun auch verpflichtet war!“ — sagte Karl ruhig. — „Ich habe ihm ja die Apotheke verschafft und seine Selbständigkeit und das Glück seiner Zukunft gegründet.“

„Nun und was ist weiter?“

„Da also das Geschäft uns beiden gehört, so haben wir natürlich auch beide das gleiche Interesse daran, es auf jede mögliche Weise zu heben und zu poussieren.“

„Da ist klar.“

„Geht nun auch das Geschäft an Ort und Stelle ziemlich gut, so will das doch nicht viel heißen. Wir bedürfen vor allen Dingen eines renommierten Wiener Arztes, der seine Patienten in den Sommermonaten nach Johanns neuem Aufenthaltsorte schickt. Das Nest muß eine Art Bad werden und da es kein Wasser hat, macht man ein Luftbad daraus.“

„Und das glaubst Du fertig zu bringen?“

„Warum nicht? wenn Du mir helfen willst, Betty!“

„Ich?“

„Ja Du!“

„Da bin ich nun wirklich begierig, auf welche Weise!“

„Wenn Du Dir Deine schönen Arme ein wenig tätscheln, Deine vollen Wangen ein wenig kneipen lassen willst!“ — sagte der Hausherr lächelnd.

Aber Bettys Züge verfinsterten sich bei diesen Worten: — „Karl!" — rief sie mit einer gewissen gut gegebenen Empörung. — „Ich verbitte mir ein für allemal solche Anträge!"

Und die kleine Frau wollte aufspringen; aber ihr Gatte faßte sie noch rechtzeitig an dem Kleide und zog sie auf seinen Schoß.

„Nun, nun!" — sagte er dabei und jener sarkastische Zug um die Mundwinkel machte sich wieder geltend. — „Es war ja nur Scherz und ganz unschuldig gemeint. Der Arzt, den ich vorschlagen wollte, ist der einundsechzigjährige Doktor Fenchel."

„Der alte verliebte Narr!" — rief Betty noch immer grollend.

„Du siehst also, daß ich Dir nichts zumuten wollte", — sagte Karl, seine Frau noch immer auf dem Schoße festhaltend, — „als ein wenig scherzhafte Koketterie. Da Du indessen in dieser Beziehung so streng bist, so wollen wir die Sache ganz fallen lassen und von etwas anderem reden."

„Ich meine auch!" — entgegnete die Frau.

„Hm!" — fuhr Karl van Beethoven fort, indem er wie schmeichelnd mit der flachen Hand leise über das seidene Kleid strich, das die schönen vollen Formen des Körpers seiner Frau so eng umspannte, daß ihre Gestalt fast plastisch hervortrat, — „Du bist doch ein gar schönes Weibchen!" . . . und wie Du Dich zu kleiden verstehst! . . . Aber wie? . . . Da hast Du ja ein ganz neues seidenes Kleid an, das ich noch gar nicht gesehen habe?"

„Und das bemerkst Du erst jetzt?" — frug Betty und ein tiefes Rot lief plötzlich über ihr Angesicht.

„Und was das schön und kostbar ist!" — fuhr der Ehegatte fort — ganz nach der neuesten Mode."

„Ich weiß, daß Du es liebst, lieber Karl, wenn ich anständig erscheine."

„Und da hast Du es Dir bei Herrn Crenelli, dem reichen hübschen Seidenhändler bestellt, der jüngst in der Theaterloge hinter Dir saß?"

„Ja zufällig!" — meinte Betty und nestelte emsig an ihrer Schleife, die sich verwickelt hatte.

„Gewiß, zufällig!" — wiederholte Karl mit ironischem Ernste. — „Einer so pflichttreuen, sittsamen Frau, wie Du, war das sicher unangenehm. Nun, mein Herz, laß Dir keine grauen Haare darüber wachsen; Du weißt ja, daß ich nicht eifersüchtig bin. Aber es ist außerordentlich schön und artig von Herrn Crenelli,

daß er es Dir auch noch eigenhändig brachte, als ich gerade wegen dem Apotheken-Ankauf einige Tage von Wien abwesend war."

„Sag' einmal, Männchen!" — rief hier Frau Betty, indem sie sich mit ihrer schönen Büste sanft an den Gatten anschmiegte und ihm einen Kuß auf die Lippen drückte — „wenn Du meinst, daß eine kleine scherzhafte Kokettene mit dem alten Doktor Fenchel nicht gegen den Anstand ist und ich Dir einen Gefallen damit thue, so will ich mir die widerlichen Possen des alten Gecken gefallen lassen."

„Aber Du darfst Dich nicht zwingen!" — sagte der Hausherr mit tief sarkastischem Ausdruck in Ton und Geberde.

„Karl!" — rief Betty hochrot.

„Nun denn!" — fuhr jener fort, indem er seine süße Bürde frei ließ und ebenfalls aufstand. — „Doktor Fenchel speist heute mittag bei uns und wird wohl gleich hier sein. Ich will noch einiges besorgen. Wenn der alte Geck kommt, sei ihm artig und mache ihn so verliebt in Dich, als möglich; dann wird er alles für uns und die Apotheke thun; wir nehmen das Geld ein und haben noch einen köstlichen Spaß dabei."

Und Karl van Beethoven nahm Hut und Stock und ging ohne weiteres zu der Thüre hinaus.

Betty sah ihm nach, indem sie sich auf die Lippen biß: — „Er weiß es!" — sagte sie dann langsam vor sich hin; aber plötzlich brach sie in ein lautes Lachen aus und rief:

„Und was thut es? Hab' ich ihn nicht auch in der Hand? Nur Narren, Pedanten und Phantasten plagen einander mit Eifersucht. Ich bin nun einmal mit einer heiteren und leichten Auffassung des Lebens geschaffen und finde in ihr mein Glück!"

Eine Viertelstunde früher hatte sich Doktor Fenchel auf den Weg gemacht, um bei Herrn Karl van Beethoven zu Mittag zu speisen.

Fenchel liebte es nämlich sehr: das gute Speisen und namentlich, wenn es ihm nichts kostete; denn Fenchel — das kleine wußliche Männchen — war geizig bis zum Exceß, so geizig, daß er sich überall, obgleich er Vermögen besaß, bettelarm stellte; ja er pflegte seine abgeschabten und schmutzigen Kleider mit Vorbedacht so lange zu tragen, bis sie unanständig wurden und eine gutmütige Seele — seinen beständigen Notseufzer: „die Praxis ist mager!" glaubend — ihm dieses oder jenes Kleidungsstück: Handschuhe, Weste, Hut oder Stock zum Geschenk machte.

Fenchel war überhaupt eine ganz originelle Erscheinung: klein und schmächtig, hatten die einundsechzig Jahre, die er bereits als Junggeselle zurückgelegt, seiner ganz unbeschreiblichen Lebendigkeit nichts anhaben können. Alles, alles lebte an ihm: die kleinen schelmischen Augen; die Füße, die selbst beim Stillestehen unaufhörlich tänzelten; die Hände, die sich, wenn er sprach, beständig wellenförmig umeinander bewegten und rieben; selbst das Haarzöpfchen, das, der damaligen Mode schon entfremdet, noch den Endpunkt und Ausläufer seiner gepuderten Haare bildete. Auch in der Kleidung war er den Moden aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges treu geblieben, und da er nie eine andere Farbe zu derselben wählte, als grau, so war er in ganz Wien nur unter dem Namen „Grau-Fenchelchen“ bekannt.

Übrigens war „Grau-Fenchelchen“ in seinem Fache ein ganz geschickter Mann, der sogar, trotz seiner zahllosen Eigenheiten, eine sehr bedeutende Praxis sein nannte. Zu dieser großen Praxis hatte ihm aber zweierlei verholfen: einmal sein nicht unbedeutendes Wissen und dann seine nicht zu erschütternde Freundlichkeit gegen alle Menschen.

Der kleine Doktor Fenchel kam nie aus der Fassung, er ward nie ungeduldig, nie finster, nie zornig. Wo dies andere Menschenkinder wurden, spielte nur ein mutwilliges, im höchsten Falle spöttisches Lächeln um seinen Mund; — wo sich andere ärgerten, wo sie fluchten, tobten und zankten, widerlegte oder beschämte er seine Gegner, indem er regelmäßig dem Gegenstande des Zankes eine komische Seite abgewann. Dann trippelte er auf seinen kleinen, dürren Beinen so possierlich, rieb sich die Hände so gemütlich, spottete unter Lächeln so köstlich und sah so pfiffig mit seinen lebhaften Äuglein drein, daß sich der Zorn des Zornigsten und die Grobheit des Gröbsten unter Lachen legen mußten.

Nur wenn man seine Ehre angriff, konnte er unter allem Lächeln und Gemütlichscheinen giftig werden; dann stachen aber auch seine Blicke wie seine Witze oft tötlich.

Die Eigenheiten Grau-Fenchelchens aufzuzählen, wäre dabei eine Unmöglichkeit gewesen, so viele besaß er. So setzte er sich bei seinen ärztlichen Besuchen niemals; ja er verschrieb sogar seine freilich gegen die damalige Übung ziemlich kurzen und rationellen Recepte stets im Stehen, wenn er auch den Oberkörper in einem rechten Winkel über den Tisch beugen mußte. Ferner charakterisierte sein Wesen dieselbe Unruhe, die seinen Gliedmaßen eigen war. Konnte er einem Patienten im Vorüberlaufen etwas durch

das Fenster zurufen, that er es gewiß, und waren die Übel der Leidenden, die er besuchte, nicht sehr bedeutend, so pflegte er nur wie eine abgeschossene Kugel in das Krankenzimmer zu schießen, um — ehe man es sich versehen konnte — wieder hinaus zu rennen; . . . aber . . . er hatte auch einen merkwürdigen Blick, eine Geschicklichkeit im Stellen der Diagnose und eine Entschiedenheit im Receptieren, die allerdings ihresgleichen suchte.

Nur bei einer Gelegenheit konnte er das Sitzen vertragen und hatte Geduld dazu und zwar: wenn er bei Freunden zum Mittag- oder Abendessen eingeladen war; denn zu Hause pflegte er — der Unverheiratete — so einfach wie ein Eremit zu speisen: ein Stückchen Käse oder Wurst, ein paar Eier und ein Glas Wasser bildeten alsdann den ganzen Schmaus.

Kein Wunder war es daher, daß er sich jetzt — es ging schon auf halb ein Uhr — sehr beeilte, zu Herrn Karl van Beethoven zu kommen, der ihn ja zu einem feinen Mittagsmahle eingeladen hatte, und Doktor Fenchel wußte: daß es bei dem Bruder des berühmten Komponisten, dem Kassierer der Nationalbank, immer flott hergehe.

Immerhin lagen noch einige Besuche auf dem Wege, die zuvor abgemacht werden mußten; Fenchel beflügelte daher noch seine Eile. Jetzt eben schoß er in ein ziemlich elegantes, aber nicht großes Haus, das einer älteren, ledigen Dame gehörte, die er zu besuchen hatte. Halblaut vor sich hinsprechend und schon im voraus über seine Patientin spöttelnd, die mehr an Langeweile und Einbildung als an wirklichem Unwohlsein litt, polterte der kleine Mann die Treppe hinauf und in das Zimmer.

„Guten Morgen! guten Morgen!“ rief er zugleich mit der ihm auch im Sprechen eigenen Hast, indem er freundlich lächelnd und die Hände reibend, mit dem Kopfe hundertmal nickte, so daß das Haarzöpfchen wie der Schwanz einer Bachstelze beständig taktmäßig auf dem Rockkragen auf- und abfuhr. — „Wie stehts, meine Beste, wie stehts?“

„Ach!“ — seufzte die Matrone, in ihrem Sessel zurückgelehnt. — „Nicht gut, ich bin so müde.

„Kommt vom vielen Sitzen . . . Sitzen!“ — rief Fenchel, im Zimmer hin- und hertrippelnd.

„Auch habe ich keinen Appetit.“

„Müssen weniger essen . . . weniger essen!“

„Der Schlaf flieht mich.“

„Stehen Sie nur recht früh auf!“

„Das geht aber nicht, bester Doktor, es liegt mir in allen Gliedern.“

„Müssen mehr spazieren gehen . . . spazieren gehen . . . . ist eine Hauptsache.“

„Und wie ist es mit der Nahrung?“

„Der Wein macht mich träge.“

„Wasser trinken! . . . sehr gut, sehr gut, ganz vorzüglich, das Wasser trinken!“

„Ich leide aber auch an Unverdaulichkeit.“

„Diät! . . . meine Beste! . . . Diät!“

„Und das gewisse unselige ewige Jucken . . . Sie wissen ja, Doktor . . .“

„Kratzen! . . . giebt nichts besseres dafür, als kratzen!“

„Ach, und dann mein Gehör! es wird so schwach.“

„Müssen ja nicht alles hören!“

„Und meine Augen!“

„Dafür ist die Brille!“

„Aber haben Sie denn gar nichts für mich?“

„Doch! doch!“ — rief der Doktor — „die alten Pillen nehmen.“

„Aber sie helfen ja nicht!“

„Doppelte Portion! und dann: Spazieren gehen, Wasser trinken und Diät . . . Adieu! adieu!“

Und damit war er in dem Zimmer draußen und polterte die Treppe hinab: „Dummes Volk!“ — murmelte er dabei — „als wenn der Arzt ein Spielzeug wäre . . . Spielzeug wäre! . . . für Langeweile, Faulheit und Einbildung. Habe mehr zu thun . . . mehr zu thun! . . .“ und wie ein Pfeil ging es die ziemlich einsamen und abgelegenen Straßen hinab. Plötzlich hielt er vor einem unansehnlichen Gebäude, griff nach der neben der Thüre befestigten Schelle und zog sie. Sofort öffnete sich auch im dritten Geschosse langsam ein Fenster und der, mit einer Zipfelmütze geschmückte Kopf eines älteren Mannes schaute heraus.

„Wie geschlafen?“ rief Fenchelchen hinauf.

„Erträglich!“ — schallte es herab.

„Keine Schmerzen mehr?“

„Nein!“

„Zunge?“ — rief Grau-Fenchelchen wieder.

Der Patient öffnete den Mund und streckte das angedeutete Glied ruhig heraus.

„Gut! ganz gut, ganz gut!“ — rief der Arzt — „Wieder

ausgehen!" — und er lief abermals, halblaut für sich hinschwatzend, davon.

Nach einer Viertelstunde trat Doktor Fenchel bei Frau Betty ein.

„Willkommen! willkommen!" — rief er dabei im freudigsten Tone und seine pfiffigen Äugelchen rollten zugleich wie Räder bald nach dem gedeckten Tische, bald nach der schönen jungen Frau.

Frau Betty konnte sich kaum des Lachens enthalten:

„Ja, wenn ich nur wüßte", — sagte sie — wem das „Willkommen" gelte? mir oder dem Tisch?"

„Welche Frage!" — rief der kleine wußliche Arzt, Hut und Stock ablegend und seine Blicke verschlangen jetzt wirklich nur die allerdings sehr verlockende Erscheinung, die vor ihm stand. — „Welche Frage! Glauben Sie, meine Beste, ein Arzt sei ein Tiger, der kein Herz in seinem Busen trage? . . . Unseres Herrgotts „Menschenflicker" mögen Sie uns immerhin schimpfen, da liegt Wahrheit drinnen! . . . aber Gefühl für die Schönheit, das laß ich mir nicht abstreiten!"

Und mit diesen Worten ergriff er Frau Bettys Hand und beugte sich, dieselbe küssend, so inbrünstig darüber, daß sein Haarzöpfchen einen Reif schlug, wie der Schweif eines Löwen. Die Hausfrau mußte mit der anderen Hand das Schnupftuch vor den Mund halten, um nicht in ein lautes Lachen auszubrechen.

Aber Grau-Fenchelchen war nicht der Mann, dasjenige so geschwind wieder herzugeben, was er einmal in Besitz genommen. Er hielt daher auch die Hand der jungen hübschen Frau fest, während er den schönen, vollen und runden Arm mit dem zierlichen Grübchen am Ellenbogen einen Augenblick entzückt anschaute; dann aber konnte er sich nicht mehr halten, und mit der andern Hand leise und sanft über die weichen Flächen des Armes hinstreichelnd, rief er ein- über das andermal:

„Sie haben einen wunderschönen Arm . . . wunderschönen Arm!"

Und ehe es sich die junge Frau versah, brannten auch auf ihrem Arme diverse Küsse Grau-Fenchelchens.

„Aber Herr Doktor!" — rief jetzt Frau Betty, anscheinend schmollend — ich hätte nicht von Ihnen gedacht . . ."

„Daß ich die Wahrheit sage? . . Wahrheit sage? —" entgegnete Fenchelchen und seine Augen leuchteten in feuchtem Glanze. — „Simplex sigillum veri! sagt der Lateiner. Das heißt: das Einfache ist das Siegel der Wahrheit; und was ist

einfacher, als wenn die Natur den Mann treibt, das Entzücken, was er bei dem Anblicke der weiblichen Schönheit empfindet, durch einen Kuß zu besiegeln?"

„Aber, um Gottes Willen, wenn das mein Mann erführe!" — sagte jetzt die junge Frau halb verwirrt, halb verschämt.

„Pah!" — rief Fenchelchen immer entzückter und legte seinen Arm um Bettys Taille. — „Muß der Mann denn alles wissen? Ich werde doch als Arzt Ihren Puls fühlen dürfen? . . . Puls fühlen dürfen?"

„Das wohl!" — versetzte das Frauchen schelmisch — „aber es fehlt mir ja nichts!"

„Bst! Bst!" — machte Fenchelchen, beugte seinen Kopf etwas nach vorn und that, als ob er dem Pulse der schönen jungen Frau lausche.

„Nun?" — frug diese heiter.

„Gefährlich! sehr gefährlich!" — rief der Doktor, auf seine Uhr schauend und zählend — „neunzig, einundneunzig, zweiundneunzig, dreiundneunzig, vierundneunzig, fünfundneunzig . . ."

„O ho!" — lachte Betty.

„Und die Hitze!"

„Am Ende gar Fieber?"

„Ja, ja, ja, ja!" — rief Grau-Fenchelchen. — „Ei, ei! — was ist da vorgegangen? Sie sind sehr aufgeregt."

Betty ward abermals blutrot: — „Sie sind ein Narr, Doktorchen!" — sagte sie dann.

„Kann sein, kann sein!" — rief Fenchel und zog das Frauchen sanft an sich. — „Wenn man Sie sieht, meine Beste, kann einem die Vernunft schon durchgehen."

„O!" — rief Frau Betty, indem sie that, als wolle sie sich von dem Doktor losmachen — „jetzt sehe ich erst ein, wie recht mein Mann hat."

„Worin?"

„Wenn er sagt: es ist keinem Arzte zu trauen."

„Pfiffikus, das! Pfiffikus!" — sagte lachend und mit glitzernden Augen Fenchelchen, während er mit dem einen Arm Betty leise zum Sopha zog und mit der andern Hand ihren Arm tätschelte. — „Hat aber recht, der Mann, . . . hat recht! Soll ich Ihnen einen Beweis liefern?"

„Nun?"

„Einem alten Arzte hatte der Tod aus Dankbarkeit für die vielen Lieferungen, die der Medikus auf den Kirchhof besorgt,

versprochen, daß er ihm an jedem Krankenbette erscheinen wolle, und zwar, wenn der Kranke sterben müsse, an der Stelle, wo des Kranken Haupt liege — zu dessen Füßen aber, wenn er genesen werde. Der Arzt wurde dadurch steinreich! ... steinreich! ... Endlich mußte sich der Doktor selbst niederlegen, und — o Schrecken! — der Tod erschien ihm zu Häupten."

„Und ..."

„Da warf sich der Arzt schnell herum, und der Tod rief: Ein Narr, der einem Doktor traut!"

„Da sehen wirs!" — sagte Betty kichernd und schlug Fenchelchen auf die etwas keck gewordene Hand.

Aber das kleine Männchen wurde jetzt immer wärmer. Seine Äugelchen, seine Lippen, seine Hände und sein Haarzöpfchen kamen nicht mehr aus der Bewegung, und als Frau Betty diese Beweglichkeit etwas zu mindern suchte, glitt Grau-Fenchelchen auf seine Kniee, umfaßte die der Frau Betty und rief:

„Himmlische! ... haben Sie Gnade, ... Gnade! .... ich bin so verliebt in Sie, wie eine Meerkatze. Bestimmen Sie mir, wann und wo ich Ihnen dies ruhig sagen kann ... ruhig sagen kann!"

„Aber, Herr Doktor!" ....

„Wann? wo?" — wiederholte Grau-Fenchelchen leidenschaftlich, und seine kleine, knieende Figur in dem abgeschabten Röckchen, mit dem gepuderten Haare, dem Zöpfchen, den vor Liebesglut funkelnden Augen und den schmachtenden Zügen gab ein Bild zum Todlachen. Wirklich vermochte sich die Dame seines Herzens auch kaum mehr zurückzuhalten. Rasch drückte sie daher — ihr Lachen zu verbergen — das Schnupftuch vor das Gesicht. Gerade dies aber nahm Grau-Fenchelchen für ein verschämtes Zugeständnis, sprang auf und schloß Betty in seine Arme.

„Aber um Gottes willen!" — rief jetzt Frau van Beethoven — „was machen Sie?"

In diesem Augenblicke hörte man Herrn Karl van Beethovens laute Stimme, der, im Gespräche mit mehreren Anderen begriffen, die Treppe herauf kam.

„Um aller Heiligen willen, lassen Sie mich los!" — rief mit anscheinendem Schrecken die Frau des Hauses.

„Nicht eher!" — entgegnete der kleine Doktor — „bis Sie mir sagen ...."

„Was? was?"

„Ob ich hoffen darf . . .“

„Sie kommen! Lassen Sie mich los!“

„Ob ich hoffen darf . . . .“

„Wenn wir uns wiedersehen, mehr darüber; aber jetzt schonen Sie großmütig mein armes Herz!“

Der Doktor ließ entzückt nach; Betty aber entsprang durch die Seitenthüre, um sich in einem Nebenzimmer auszulachen.

Während dessen war die Gesellschaft auf dem oberen Korridore angelangt und trat eben, von Herrn Karl von Beethoven geleitet, in das Zimmer. Ein einziger Blick des letzteren auf den Arzt unterrichtete ihn von dem, was hier geschehen. Ein satanisches Lächeln umspielte daher seinen Mund, als er den Doktor mit großer Höflichkeit in seinem Hause willkommen hieß.

Aber Grau-Fenchelchen hatte schon wieder seine Fassung gefunden; glühte auch sein Köpfchen noch etwas, so stand ihm seine schlaue Spaßhaftigkeit doch schon wieder zu Gebote. Mit den Beinen trippelnd, die Hände reibend und vergnügt lächelnd, rief er daher:

„Herr Karl und Herr Johann van Beethoven! . . . Charmant! man darf nur zu diesen lieben, braven, ausgezeichneten Leutchen kommen und man fühlt sich so behaglich, wie zu Hause.“

„Das freut mich sehr!“ — entgegnete der ältere der Genannten — „und ich würde mir kein größeres Glück denken können, als wenn sich ein so berühmter Arzt, wie Herr Doktor Fenchel, bei uns ganz zu Hause finden würde.“

„Wirklich?!“ rief der Doktor mit pfiffiger Miene und heimlichem Triumphieren.

„Je mehr Sie mein Haus mit Ihren Besuchen beglücken werden!“ — fuhr der ältere der Brüder im höchsten Ernste und mit einem tiefen Bücklinge fort — „desto dankbarer werde ich Ihnen sein.“

Grau-Fenchelchen lachte entzückt in sich hinein: — „Ist das ein Esel!“ dachte er dabei für sich, — „er ladet mich selbst ein, ihm Hörner aufzusetzen.“

„Ist das ein Gimpel!“ — dachte Herr Karl van Beethoven — „er geht wie blind in die Schlinge. Hat er erst den Wohnort meines Bruders in Renommee gebracht, schicke ich ihn mit einer ellenlangen Nase nach Hause.“

Und beide drückten sich zärtlich die Hände und verbeugten sich lächelnd vor einander.

Der Hausherr stellte nun noch die übrigen Gäste vor, worauf Betty wieder eintrat und, nach kurzer Begrüßung der neu Eingetretenen, die Gesellschaft zu Tische bat.

Das Essen machte der Küche der Hausfrau alle Ehre: der Braten war kostbar, das Kompot nicht versalzen, der schöne Donau-Fisch excellent und der köstliche Vöslauer rote Wein floß in so reicher Fülle, daß bald alle Köpfe glühten.

Fenchelchen ließ es sich ausgezeichnet schmecken. Unter lauter Scherzen und Witzen nahm er sich von jeder Schüssel zwei- oder dreimal; und während seine verliebten Blicke — unbemerkt, wie er glaubte — nach Betty flogen, ließ er mit ungeheuerem Behagen ein Gläschen Vöslauer nach dem anderen seine Kehle hinuntergleiten.

Aber auch Karl ließ den Zweck dieses Mittagessens nicht aus den Augen. Je mehr der kleine wußliche Doktor seine Kehle feuchtete, desto beredter ward Karl, — desto mehr pries er die köstliche Luft des Wohnortes seines Bruders, — desto eifriger stellte er dem kleinen Fenchel vor, welch' ein Freundschaftsdienst für ihn und seinen Bruder Johann es wäre, wenn ein so berühmter Arzt, wie Herr Doktor Fenchel, etwas für diesen Ort thun würde.

Und von Flasche zu Flasche und von einem feinen Gericht zum anderen steigerten sich die gegenseitigen Freundschaftsversicherungen, so daß sich — als die Tafel vorüber war und einige Flaschen Champagner den Tisch zierten — Herr Karl van Beethoven und Grau-Fenchelchen als Brüder und Hausfreunde in den Armen lagen und letzterer beim Äskulap und allen übrigen Göttern der Ober- und Unterwelt schwur: der jetzige Wohnort Bruder Johanns müsse in vier Wochen in ganz Wien als unübertreffliches Luftbad in der Mode sein.

Frau Betty hatte sich entfernt. Es hatte ihr ein Kind ein duftiges Billetchen von Herrn Crenelli gebracht; Karl erfuhr es, als die Gäste weg waren, von Eva; aber, im Andenken an das seidene Kleid, lachte er nur darüber. Seine Gedanken waren ja ohnedem auf etwas viel Wichtigeres und Praktischeres als Eifersucht gerichtet.

Nach einer Stunde gemütlicher Erholung und nachdem er sich als guter Haushalter überzeugt, daß Eva alles aufgeräumt und gehörig aufgehoben habe, ging er zu seinem Bruder Ludwig, der sich eben für einige Tage in Wien befand. Auch hier wollte er ja noch eine seiner schönen und würdigen Missionen erfüllen:

das heißt, in das Herz des edlen Ludwig das Gift des Argwohns gegen den Fürsten Lichnowsky und van Swieten träufeln, auf daß sich der Bruder von diesen wackeren Freunden lossage und ihm ganz und gar und unbedingt in die Arme werfe.

Als er zu diesem edlen Gange Hut und Stock genommen und nun stolzen und gravitätischen Schrittes das Haus verließ — er hatte doch etwas Mühe, die Folgen des allzureichlichen Weingenusses zu verbergen — strahlten seine kleinen Augen in einem unheimlichen Feuer, um seine Mundwinkel aber hatte sich ein boshaft-triumphierender Zug gelagert, — ein Zug, der ihm fast einen diabolischen Ausdruck gab.

Ach! der Genius des edlen großen Ludwig van Beethoven verhüllte in diesem Momente schmerzerfüllt sein Angesicht und rief seinem Schützlinge zu: „Wehe! Wehe! Dort kommt dein Mephistopheles!“

Der Donner grollt.

Beethoven hatte die Nacht sehr schlecht geschlafen. Er war von Hetzendorf auf einige Tage nach Wien gekommen, weil sein „Christus am Ölberge“ bei Fürst Lichnowsky — und vielleicht auch zu seinem Vorteil in einer großen Akademie am Wiener Theater — aufgeführt werden sollte.*)

Bei dem Fürsten hatte Beethoven denn auch alles nach Wunsch getroffen: die alte Freundlichkeit und Güte, dieselbe herzliche Aufnahme wie immer, und die gleiche Bereitwilligkeit zu allen Diensten wie sonst. Der Fürst selbst war dem Freunde zur Aufführung seiner Kompositionen zuvorgekommen; während die Fürstin mit mütterlicher Sorgfalt seine Zimmer in Bereitschaft gestellt hatte.

Weniger liebenswürdig zeigte sich die Welt. Wie bei allen großen Erscheinungen konnte ja auch bei der Beethovens der Kampf gegen Neid und Mißgunst nicht ausbleiben.

„Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu,
Und wem sie just passieret
Bricht sie das Herz entzwei!“

Nun war das letztere bei Beethoven zwar nicht der Fall — dafür stand er schon zu hoch und zu fest und war eine zu kräftige Natur — aber Ärger, viel Ärger und viel Verdruß machten ihm doch die erbärmlichen Intriguen, die man von gar manchen Seiten der öffentlichen Aufführung seines „Christus am Ölberge“ entgegensetzte.

Aber der hieraus erwachsende Unmut war es nicht allein, was ihm heute eine schlaflose Nacht verursachte.

---

*) Letzteres geschah, wie schon früher bemerkt, erst drei Jahre später.

Andere noch viel peinlichere Gedanken liefen ihm in dem Kopfe herum und quälten und marterten und verstimmten ihn.

Bruder Karl war ja gestern Abend bei ihm gewesen und hatte ihm vertraulich so manches mitgeteilt, was wohl geeignet war, einen an und für sich und von Natur aus schon argwöhnischen Charakter aufzustacheln und aus seinem Gleichgewichte zu bringen. Und Karl war so offen, sprach sich so brüderlich wohlwollend aus, meinte es gewiß auch, als Bruder, mit Ludwig so gut. Und doch war es Ludwig unmöglich, in manchen Dingen mit ihm übereinzustimmen.

Karl hatte ihn nicht gerade vor dem Fürsten und der Fürstin Lichnowsky und vor van Swieten gewarnt; o nein! er war mit viel größerer Feinheit und Schlauheit zu Werke gegangen: er hatte sie gelobt und mit Ludwig das viele Gute anerkannt, das dieser ihnen zu danken habe. Nur von dem und jenem konnte Karl sich nicht enthalten, den Bruder zu warnen: so viel stand zum Beispiel nach seiner Ansicht und dem allgemeinen öffentlichen Urteile fest, daß, sowohl die Lichnowskys, als auch van Swieten, ihm nur darum so freundlich entgegenkamen, um mit seiner Freundschaft und seinem Erscheinen in ihren Häusern zu prahlen und zu glänzen. Ja Karl bewies mit einem großen Aufwande von Beredtsamkeit, daß in der That alles, was von dem Fürsten und dem „alten Papa" für den Bruder bereits gethan worden sei und noch gethan werde, lediglich aus Egoismus geschehe: man raube Ludwig die Freiheit, um ihn an den eigenen Triumphwagen zu spannen; man schließe ihn in die exklusiv adligen Kreise ein, um ihm die Popularität, die Volksgunst, abzuschneiden; man unterdrücke aus Neid und Eifersucht über seine bedeutende Stellung im Reiche der Musik den freien Aufschwung seines Genius durch unwürdige Bevormundung ..... und was dergleichen Dinge mehr waren.

Würde irgend ein anderer diese Beschuldigungen vorgebracht haben, wäre es wohl für ewig mit Ludwigs Freundschaft für ihn ausgewesen. Beethoven hätte ihm dann wohl, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, den Rücken zugekehrt; — aber Karl war ja Ludwigs Bruder; er meinte es gewiß herzlich gut.... er konnte es sogar gar nicht anders mit diesem meinen, denn: verdankte er Ludwig nicht alles, was er war und hatte?!

„Du gehst in Deiner brüderlichen Liebe und Besorgnis für mich zu weit!" — war daher am verwichenen Abende der einzige milde Vorwurf gewesen, den Ludwig dem Bruder entgegen-

setzte. Aber sonderbar.... es blieb doch vieles von diesem Gespräche in der Seele Ludwigs hängen. Er war ein starker, gewaltiger Geist, ein wirklich edler Mensch und doch lag im Hintergrunde seines Charakters ein argwöhnisches Wesen verborgen, das, wie ein Polyp auf dem Grunde des Meeres, seine Arme beständig nach Beute ausstreckte und nichts frei ließ, was es einmal erfaßt hatte.

Ludwig van Beethoven hatte über alle diese Dinge die ganze Nacht fast kein Auge zugethan. Sein Verstand und sein richtiges Gefühl sprachen die Beschuldigten wiederholt entschieden frei; dennoch kehrten die verwünschten Hindeutungen immer und immer wieder zurück und liefen wie eine giftige Spinne über seine Seele, ja sie sponnen in der That seine Unbefangenheit mit unsichtbaren Fäden ein.

Als Ludwig früh am Morgen aus einem kurzen, fast fieberhaften Halbschlummer emporfuhr, fühlte er sich in einer peinlichen Stimmung. Die Heiterkeit, die er aus Hetzendorf mitgebracht, war völlig dahin; seine Unbefangenheit gegen die Freunde war getrübt; während eine Art Niedergeschlagenheit, ein unerklärlicher Mißmut, auf seiner Seele lastete. Er hatte das sonderbare peinliche Gefühl, als müsse er aus sich selbst herausspringen und vor dem eigenen Ich entfliehen. Warum? weil sich ein anderes „Ich" — das von Karl ihm eingeflößte Mißtrauen, demnach das „Ich" seines Bruders — in ihm geltend machte, ohne daß er, weil er gegen den Bruder zu gut und zu vertrauungsvoll war, den Mut und die Kraft gefunden hätte, dieses fremde „Ich" aus seiner Seele herauszureißen.

Und nun noch die vielen und unangenehmen Arbeiten für den anbrechenden Tag: es war noch gar manches zu ändern, Proben abzuhalten, aufs neue den Intriguen erbärmlicher Wichte entgegen zu treten und dergleichen Dinge mehr. Und niemand zur Hand? ..... doch! ..... Ludwig durchblitzte hier ein Gedanke.

Vorgestern nämlich, am ersten Tage, an dem er von Hetzendorf hereingekommen, hatte sich ihm ein junger, netter Mann von ungefähr sechzehn Jahren als Ferdinand Ries, Sohn seines alten Bonner Freundes, des Konzertmeisters Franz Ries, mit dem er im Breuning'schen Hause so viele glückliche Stunden verlebt, vorgestellt und durch ein Schreiben legitimiert.

Bonn war bereits durch den Krieg tief herabgekommen; der edle Maximilian Franz hatte längst, samt dem ganzen Hofe,

bei dem Einzuge der Franzosen seine Residenz verlassen müssen und weilte seitdem zu Mergentheim, um, wie Ries schrieb, gerade jetzt nach Wien zurückzukehren. Da war denn für den jungen, talentvollen Mann in Bonn wenig Aussicht mehr, etwas zu lernen und weiter zu kommen, und so hatte ihn sein Vater nach Wien gesandt und ihm ein Empfehlungsschreiben an Beethoven mitgegeben.

Die freundlichen Verhältnisse, in welchen der alte Ries mit dem Knaben und Jünglinge Beethoven ununterbrochen gestanden, berechtigten ihn dabei zu der Erwartung, daß dieser seinen Sohn freundlich aufnehmen werde. Und Ries täuschte sich nicht. Beethoven, in dem alle Jugenderinnerungen durch das Empfehlungsschreiben und die Sendung des Sohnes seines Freundes wach wurden, reichte diesem mit Herzlichkeit die Hand und sagte:

„Ich kann Ihrem Vater jetzt nicht antworten; aber schreiben Sie ihm, ich hätte nicht vergessen, wie meine Mutter starb; damit wird er schon zufrieden sein!“*)

Auf dieses hin besprach sich Beethoven mit dem Jünglinge, prüfte ihn und da er in ihm sofort ein sehr bedeutendes Talent erkannte, versprach er dem jungen Manne für sein Fortkommen zu sorgen, ja er sicherte ihm den eigenen Unterricht zu, eine Freundlichkeit, deren Bedeutung und Tragweite Ferdinand Ries im vollsten Maße zu schätzen wußte.

Vor der Hand freilich war der Maestro mit den Vorbereitungen zur Aufführung seines „Christus am Ölberge“ zu beschäftigt, um etwas Bestimmtes voraussagen oder thun zu können, doch bedeutete er den jungen Mann: jeden Augenblick seines Rufes gewärtig zu sein.

Und jetzt war der Augenblick gekommen. Beethoven fühlte, daß er gerade einer solchen Hülfe bedürfe, um Unbedeutendheiten aus dem Wege zu schieben und unbeirrt seine kühnen Bahnen zu ziehen; wogegen umgekehrt für den jungen Mann unter seiner Anweisung bei dieser Gelegenheit praktisch viel zu lernen war.

Ludwig — bei dem Gedanken und Ausführung sich wie Blitz und Donner zu folgen pflegten — ergriff daher jetzt die

---

*) Beethovens eigene Worte. Sie bezogen sich auf die Thatsache, daß Konzertmeister Ries die Beethovensche Familie, die bei dem Tode der Mutter in sehr bedrängten Verhältnissen war, mit großer Aufopferung unterstützte.

Schelle, deren Zug an seinem Bette angebracht war, und klingelte.

Einige Zeit verging, ohne daß jemand kam. Unwillig darüber — aber ohne auf die Uhr zu sehen und daran zu denken, daß es erst vier Uhr Morgens sei — riß Ludwig noch einmal an der Schelle, aber mit solcher Kraft, daß man deren Läuten im ganzen Lichnowskyschen Palais hörte. Wirklich schlappte nach einigen Minuten etwas die Treppe herauf. Es klopfte an und ein barsches „Herein!“ erfolgte.

In demselben Augenblicke öffnete sich die Thüre und eine ungeheure Figur, die, trotz des Sommers, in einen Pelzschlafrock gehüllt war, schob sich herein. Die Riesengröße und der unter der Schlafmütze hervorquellende gewaltige Backenbart, der sich über und unter dem Munde des hier erschienenen Menschen in dunkle Urwaldungen verlief, verkündeten sofort den mit dem Amte eines fürstlich Lichnowskyschen Portiers betrauten Schweizer, der freilich nie die Schweiz gesehen hatte und eigentlich ein guter, in Linz gebürtiger Österreicher war. So viel Mißmut über die frühe Störung aber auch in des Mannes Zügen lag, richtete er sich doch, der Amtsgewohnheit nach, jetzt hoch und gravitätisch auf, die Hand, die gewöhnlich den gewaltigen Portierstock mit dem großen silbernen Knopfe hielt, frei und steif ausstreckend.

„Wohl!“ — ertönte es zugleich aus den Urwaldungen des Bartes hervor. — „Da noch alles schläft, bin ich gekommen. Was steht zu Befehl, Euer Gnaden?“

„Was?“ — rief Ludwig erstaunt aus seinem Bette hervor — „es schläft noch alles? Wie viel Uhr ist es denn?“

„Wohl!“ — sagte der Portier nach seiner Gewohnheit. — „Eben vier Uhr!“

„Und da liegen die Schlafhauben noch zu Bette?“ — frug Ludwig finster weiter. — „Ja so!“ — brummte er dann in den Bart, indem er unwillkürlich an dasjenige dachte, was ihm sein Bruder den Abend vorher gesagt: — „Ich stecke ja in einem hochadligen Neste. Nur das Bürgerpack kennt das Sprichwort: Morgenstunde hat Gold im Munde!“

„Wohl!“ — meinte der im Negligée hoch aufgerichtete Portier, obgleich er nichts von dem verstanden, was Beethoven eben gesagt. — „Befehlen Eure Gnaden etwas?“

„Ja!“ rief dieser — „man soll mir den jungen Ries rufen.

„Jetzt? um vier Uhr des Morgens?“ — frug mit großen Augen der Schweizer.

„Ja, jetzt!“ — wiederholte Ludwig befehlend. — „Später kann ich ihn nicht gebrauchen.“

Der Portier schwieg einen Moment. Da er aber, wie alle Diener des Hauses, den gemessenen Befehl hatte, Herrn van Beethoven eben so unbedingt zu Diensten zu sein, wie der Herrschaft, so fand er sich sofort zurecht und gab dies mit seinem unvermeidlichen „Wohl!“ zu verstehen. Nur erlaubte er sich noch die Frage: Wer denn der junge Herr Ries sei und wo man ihn finde?

Ludwig gab die nötige Auskunft und der Portier verschwand mit einem „Wohl!“, in welchem zugleich das „soll geschehen!“ wie der Kern in der Nuß verborgen lag.

Als der junge Ries nach einer Stunde eintrat, — es hatte gerade fünf Uhr geschlagen — fand er Beethoven noch im Bette, und zwar eifrig auf einzelne Notenblätter schreibend.*) Es waren ihm für seine Kompositionen noch Nachgedanken gekommen, die er jetzt schnell notierte.

„Seien Sie mir willkommen!“ — rief er dabei seinem neuen Schüler zu. — „Heute giebt's viel zu thun, und Sie sollen mit Hand anlegen. Sie sehen, ich mache mit denjenigen, die ich mag, keine Umstände; aber „thaten“ ist besser als „raten“.

Und mit diesen Worten sprang Beethoven mit beiden Beinen aus dem Bette, lief im Hemde an den Tisch, warf alles, was auf demselben lag: Noten, Bücher, Papier, Violin- und Klavier-Saiten, Halsbinde und Weste auf die Erde, schob dann das Tintenfaß und einige Blätter frisches Notenpapier vor und sagte:

„Da, junger Mann, setzen Sie sich daher und kopieren Sie das rasch.“

Ries, in nicht geringer Verlegenheit über die sonderbare Weise und das noch eigentümlichere Kostüm seines neuen Lehrers, gehorchte schüchtern, aber er sollte des Wunderbaren heute noch mehr erleben. Beethoven, in musikalische Gedanken verloren und beständig Melodien vor sich hinsummend, schien an das Ankleiden gar nicht zu denken. Den Kopf nach hinten gelehnt, mit den Augen starr nach oben schauend, lief er jetzt wie er war, — das heißt, nur mit dem Hemde bekleidet, — brummend und summend auf und ab. Dann trat er plötzlich an das Waschbecken, neben dem vier Krüge mit Wasser standen, nahm in Ge-

*) Historisch.

danken einen nach dem anderen und goß ihn über die Hände, ohne zu merken, daß er wie eine Ente im Wasser stehe*), denn das Wasser lief, wie natürlich, in dem Waschbecken fortwährend über und floß von dem Waschtische in Strömen auf den kostbaren Teppich herab.

Der junge, sechszehnjährige, schüchterne Ries war vor Überraschung und Entsetzen ganz starr. Anfangs dachte er daran, den Maestro auf die schrecklichen Verwüstungen aufmerksam zu machen, die er rings um sich anstellte; dann aber und wenn er ihn ansah und sein Blick das martialische, wie aus Marmor gehauene, ernste, gewaltige, in einer gewissen geistigen Verklärung leuchtende Antlitz seines großen Lehrers sah, fiel ihm der Mut wieder, und er beugte sich tief über seine Arbeit, um sein Erröten zu verbergen.

Aber alles nimmt auf Erden ein Ende; auch das Wasser in Beethovens Waschkrügen versiegte endlich und so kam der Maestro — ohne jedoch auch nur einen Augenblick zu wissen, was er that — in die Kleider. Das Frühstück mußte Ries mit ihm teilen, dann ging es auf die Probe.

Die Probe fing um acht Uhr im Musiksaale des Lichnowsky'schen Palais an, und von neuen Kompositionen wurden, nebst dem Oratorium: „Christus am Ölberge", ebenfalls zum ersten Male aufgeführt: Beethovens zweite Symphonie in D-dur, das Klavier-Konzert in C-moll und noch einige neuere Tonschöpfungen des Meisters. Es war eine furchtbar anstrengende Probe und um halb drei Uhr war alles so erschöpft, daß sich wirklicher Unwille kund gab.**)

Fürst Lichnowsky, der von Anfang an der Probe beigewohnt, ließ jetzt Butterbrot, kaltes Fleisch und Wein in Masse herumreichen, während er alle auf das freundlichste ersuchte, zuzugreifen, — eine Bemühung, die auch die glänzendsten Erfolge hatte, so daß bald alle Anwesenden wieder guter Dinge wurden.

Nun bat der Fürst, das Oratorium noch einmal durchzuprobieren, damit es am Abende recht gut gehe und das erste derartige Werk von Beethoven, seiner würdig, in das Publikum gelange. Die Probe fing also wieder an. Das Konzert endlich begann um sechs Uhr. Sein Erfolg war ein glänzender, der

---

*) Schindler: S. 260. Historisch.
**) Ries: eigener Bericht.

große Maestro wurde mit Zeichen der Bewunderung und des Beifalls überhäuft.

Wer war glücklicher als Beethoven und doch . . . wie hätte er ahnen können, daß dies Glück heute noch gesteigert werden sollte?

Dem Konzerte folgte nämlich ein wahrhaft fürstliches Nachtessen, bei welchem dem großen Meister der Töne der Ehrenplatz neben der schönen Fürstin Esterhazy und der Fürstin Lichnowsky eingeräumt war. Jeder andere hätte sich dadurch außerordentlich geschmeichelt gefühlt: Beethoven nahm diese Aufmerksamkeit als eine Sache, die sich von selbst versteht, und wollte sich eben zwischen diesen beiden Damen niederlassen, als er vor freudigem Schreck wie bezaubert feststand. Fürst Lichnowsky nahte sich mit einer Dame, um die gegenüberliegenden Plätze einzunehmen..... es war die herrliche, die liebliche Erscheinung aus dem Schönbrunner Schloßgarten . . . . . jenes Mädchen, das damals nur so flüchtig an ihm vorüberschwebte und dessen Bild doch seit jenem Tage als ein Ideal der Schönheit in seinem Herzen thronte.

„Komtesse Julie Guicciardi!" — sagte jetzt der Fürst, die junge Dame dem Hausfreunde vorstellend, und zu dieser gewandt, setzte er mit einer leichten Handbewegung auf Ludwig hinzu:

„Unser vortrefflicher Maestro Beethoven, den Sie ja schon von Angesicht zu Angesicht kennen und dessen Nachbarin in Hetzendorf Sie von morgen an werden sollen."

Eine dunkle Glut überlief bei diesen Worten das Antlitz Beethovens und Juliens, und sie wäre sicher aufmerksamen Augen zum Verräter geworden, wenn hier irgend jemand auch nur im entferntesten hätte ahnen können, was in diesem Momente in der Seele dieser beiden Menschen vorging. Ort und Umgebung ließen indessen bei Julien nur eine leise Verbeugung, bei Ludwig einige höfliche Worte zu. Überhaupt verwünschte dieser bald im stillen das ganze Soupee samt seinen kostbaren Schüsseln und Weinen und der ihm fürchterlichen konventionellen Haltung, die seine schöne fürstliche Nachbarschaft ihm auferlegte. Ach! wie unendlich gern hätte er mit seinem reizenden Vis-à-vis jetzt so recht ungeniert und vom Herzen weg gesprochen, zumal er sehr bald auch an Julie erkannte, daß sie ein offenes, schlichtes Wesen liebe und sei.

Unendlich sprach ihn dabei ihr richtiges Denken, ihr gesundes

und kräftiges Fühlen an, das sogar keinen Anflug jenes unseligen Strebens zuließ: bei verschobenen und unreifen Ansichten für hochgebildet und gelehrt gelten zu wollen. „O!“ — jubelte es in ihm — „das ist doch einmal wieder Natur, echte reine unverdorbene Natur, die nicht von dem Gifte der Koketterie angesteckt und verdorben ist!“

Und dennoch — welch' richtiges Urteil, welch' überraschend tiefer Blick bei so viel Einfachheit, welche schöne klare Ausdrucksweise bei so viel wirklicher Poesie. Ludwig war bald durch den Zauber, welchen der geistige Liebreiz Juliens fast noch mehr als der leibliche um sie verbreitete, entzückt; nur riß ihn zu seiner Verzweiflung bald eine Anrede der rechten, bald eine Frage der linken Nachbarin, bald ein servierender Lakai, bald wieder ein etwas allgemeiner werdendes oberflächliches Gespräch aus seinen sieben Himmeln.

Glücklicherweise brachte er doch etwas mit nach Hause, was ihn in dieser Beziehung tröstete und aufrichtete; und dies war die Gewißheit: daß Julie nebst ihrer Mutter von morgen an auf einige Wochen in Hetzendorf wohnen werde; und zwar hatte es ein glücklicher Zufall auch noch gewollt, daß sie eine, der seinen nahe gelegene, Wohnung gefunden.

Unendlich glücklich kehrte Ludwig tief in der Nacht nach Hause; aber der kommende Tag sah ihn auch schon wieder in seinem ländlichen Paradiese.

Und was gab es jetzt hier für schöne prächtige Tage! Ludwig war natürlich bald mit Mutter und Tochter so bekannt und vertraut, wie es bei guten, einfachen Menschen ein gemeinsamer ländlicher Aufenthalt zuläßt. Nur gründete sich dieses Vertrautsein weniger auf ein äußeres, als auf ein inneres Zusammenleben und Zusammenstimmen. Fand doch Ludwig zu seinem Staunen von Tag zu Tag mehr, wie überraschend gleich seine und Juliens Seele gestimmt seien; welcher Gedankenreichthum in dem Geiste dieses Mädchens schlummere und wie richtig sie alles fasse und begreife, namentlich auch, was Musik betraf.

„Sie ist selbst lauter Musik und Poesie!“ — sagte er sich oft, wenn er mit ihr und der Mutter zusammen gewesen, und er rechnete unbedingt diese Stunden zu den glücklichsten seines Hetzendorfer Aufenthaltes.

Wenn nur eines nicht einen trüben Schatten auf diese schönen

Tage geworfen hätte ... aber wo findet denn der Sterbliche jemals reines, ganz ungetrübtes Glück?

Beethovens Gesundheit war nicht mehr dieselbe wie früher, und namentlich hatte ihm dadurch „ein neidischer Dämon einen schlechten Stein in das Brett geworfen*)“, daß er schon seit längerer Zeit auf dem einen Ohr weniger hörte. Peinlich ... furchtbar peinlich hatte ihn diese Entdeckung überrascht; doch war es wohl nur eine vorübergehende Erkältung, mit deren Hebung auch das Übel schwinden mußte. Beethoven war ja ohnedem nicht der Mann, der schnell verzagte und das herrliche, glückliche Leben in seinem kleinen Paradiese Hetzendorf — das ihm jetzt durch Julie Guicciardis Nähe noch paradiesischer erschien, als früher — sollte ihm kein solch' unbedeutender Zufall trüben.

Auch heute war er froh und fröhlich aufgestanden und seine Seele war so heiter, als draußen der blaue Himmel. Ries kam schon um sechs Uhr aus der Stadt, um — wie dies häufig geschah — Unterricht bei seinem hochverehrten großen Lehrer zu nehmen**), der ihm indessen schon jetzt mehr Freund als Lehrer war. —

Aber Ludwig van Beethoven war heute nicht gestimmt, Unterricht zu geben. Mit komischem Ernste — so recht die Heiterkeit der Seele im Auge — rief er daher dem eintretenden jungen Manne zu:

„Willkommen, willkommen! ... aber geschulmeistert wird jetzt nicht! Setzt Euch nur gleich zu mir zum Frühstücke, junger Mann! haben wir das eingenommen, dann wollen wir erst ein wenig spazieren gehen!“

Und so geschah es denn auch. Der Weg, die Umgebung, der Himmel und die Laune der beiden Spazierengehenden war gleich heiter und rosig. Gesprochen freilich ward nicht viel: Beethoven verkehrte mit seiner inneren Welt und der Welt der Töne. Er brummte und summte vor sich hin — eigentlich singen konnte er ja nie — und Ries wagte es in ehrfurchtsvoller Scheu nicht, ihn zu unterbrechen. Erst bei dem ländlichen Mittagsessen, das auf einem Dorfe eingenommen wurde, kam es zu einer leidlichen Unterhaltung zwischen Schüler und Lehrer.

---

*) Seine eigenen Worte in seinem Briefe: Wien, den 29. Juni 1801, an Wegeler.

**) Ries, in „Biographische Notizen über L. v. Beethoven“ von Wegeler und Ries, S. 98.

Hier aber hatte Ries wieder Gelegenheit, einen tiefen Blick in den edlen und schönen Charakter seines Meisters zu werfen. Auch hier war es ja heute so licht und klar, wie rings in der blühenden, duftenden, reifenden Welt. Die Rede kam nämlich auf verschiedene berühmte Musiker. Ach! wie so gar keine Spur eines kleinlichen Neides fand sich da in der großen Seele dieses Mannes.

„Händel, Cherubini, Mozart!“ — rief er jetzt — „dem Verdienste seine Krone!“

„Und welche Oper Mozarts ist die bedeutendste?“ — frug Ries.

„Für Sie ist die „Zauberflöte“ Mozarts größtes Werk; denn in ihr hat er sich so recht als Meister der deutschen Musik gezeigt.“

„Und Don Juan?!“ — frug der junge Ries überrascht.

„Don Juan hat noch zu viel italienischen Schnitt, und dann sollte sich die heilige Kunst nie hergeben, einem solch' skandalösen Sujet als Folie zu dienen.“

„Und Cherubini?“

„Er ist unter allen jetzt lebenden dramatischen Kompositeurs derjenige, den ich am meisten liebe. Aber ich bin auch mit der Art und Weise seiner Kirchenmusik einverstanden. Sollte ich einmal ein Requiem schreiben, werde ich mich an gar manches Schöne erinnern, was ich bei ihm fand.“

„Und Händel?“

„Händel ist der noch nicht erreichte Meister aller Meister! Gehen Sie hin, junger Mann, und lernen Sie von ihm, wie man große Effekte mit kleinen Mitteln zu erreichen vermag.“*)

Ries suchte nun das Gespräch auf einen für ihn sehr wichtigen Gegenstand zu leiten: auf den General-Baß. Da verstummte Beethoven plötzlich. Nach einer kleinen Pause aber sagte er ernst:

„Es giebt zwei in sich abgeschlossene Dinge, über die man nicht weiter disputieren soll, und das ist der General-Baß und die Religion!“**) — und damit stand er vom Tische auf und schickte sich zum Weitergehen an.

Der Nachmittag stand, in seinen ersten Stunden, dem Morgen

---

*) Beethovens eigene Worte über obige Komponisten. Ritter von Seyfried. Oulibicheff, S. 72.

**) Beethovens eigener Ausspruch. Schindler: S. 252.

an Schönheiten nicht nach, und auch die alte Heiterkeit kehrte zurück, bis sich endlich bei steigender Hitze doch einige Müdigkeit bei den Wanderern einstellte, so daß sich Beethoven, an einer schönen Stelle, den langen Weg in das Gras warf. Ries setzte sich, still vergnügt, zu seinen Füßen nieder. Eine Eiche, über deren stolzen Wipfel gewiß Jahrhunderte hingefahren, streckte ihre knorrigen Äste wie ein schirmendes, schützendes Dach über beide aus und von den Blumen und Kräutern ringsumher stiegen köstliche Düfte auf. Die Sonne brannte dabei mächtig und an die Stelle der bisher leicht bewegten Luft trat nachgerade eine dumpfe Schwüle, während sich am fernen Horizonte eine schwere dunkle Wolke wie eine schwarzgraue Mauer aufrichtete, und das ferne Grollen des Donners sich von Zeit zu Zeit hören ließ.

Beethoven liebte von jeher die großartige Naturerscheinung eines Gewitters und nichts beobachtete er dann lieber, als das Sichauftürmen der Wolken, das rasche bewältigende Herannahen derselben und das Losbrechen der Erscheinung selbst. Wenn sich dann die Schleußen des Himmels öffneten, der Regen in Strömen herabgoß, die Donner rollten, als ob sie die Erde in ihren Grundfesten erschüttern wollten, und die Blitze flammten und leuchteten, als sei der Götterkrieg zwischen Zeus und den Titanen erneut... dann... dann ward es seiner eigenen titanenartigen Natur so recht wohl.

Aber sonderbar! — heute berührte ihn die ferne schwarze Wolkenmasse unangenehm. Als er sie erblickte, fiel ein Schatten über den so schönen Tag und über die Heiterkeit seiner Seele. Er mußte plötzlich und ganz unwillkürlich des warnenden Rufes gedenken, den einst ein ihm so liebes holdes Wesen, das nun schon lange unter der Erde ruhte, oft ausgestoßen. Es war ihm, als höre er Komtesse Eugenie rufen: „die Wolke! die schwarze Wolke!“

Beethoven erbebte; aber in demselben Augenblicke schämte er sich auch schon wieder seiner Schwäche und ein fester Wille unterdrückte sie. Dennoch ward ihm das Schweigen seines jugendlichen Gefährten, das er den ganzen Tag über nicht bemerkt hatte, jetzt unangenehm. Er wandte sich daher diesem zu und sagte, den Kopf auf den Arm gestützt: — „Sie sind ja ganz stille, lieber Ries?“

„Ich schweige, weil ich höre!“ — sagte der junge Mann.

„Und was hören Sie?“ — frug Beethoven erstaunt.

„Ich höre dem Hirten zu, der dort am Saume des Waldes

bei seiner Heerde sitzt, und auf der Flöte, die er aus Fliederholz geschnitten, recht artig bläst."

Beethoven schwieg und lauschte.

„Ich höre keinen Ton!" — sagte er endlich — „Sie müssen sich täuschen."

„Nicht doch!" — entgegnete Ries, an dem jetzt die Reihe des Staunens war — „der Schall ist ja so deutlich... sehen Sie denn den Hirten nicht?"

„Wohl seh' ich ihn!" — versetzte Beethoven, der sich jetzt halb aufgerichtet hatte und nach der Gegend des Waldes blickte: — „Ich sehe auch, daß er die Flöte an den Mund hält. Stille ... lassen Sie mich noch einmal lauschen."

Eine abermalige Pause trat ein. Plötzlich aber deckte Leichenblässe Beethovens Gesicht und auch Ries erblaßte. Der junge Mann, der wußte, daß sein Lehrer schon seit langer Zeit an einer leichten Schwächung des Gehörs litt, hatte erraten, welche furchtbare Entdeckung sein großer Meister eben an sich gemacht habe. Es schwindelte ihm vor Entsetzen und besorgt sagte er fast mit bebender Stimme, obgleich er die Hirtenflöte noch ganz deutlich vernahm: — „Es scheint wirklich, als ob unser Flötist verstummt sei!"

Beethoven antwortete kein Wort. Er war blaß wie der Tot. Dicke Tropfen kalten Schweißes traten auf seine Stirne. Seine Augen stierten wie vor Entsetzen vor sich hin, seine Züge nahmen wieder die Starrheit des Marmors an. In seinem Innern aber schrie es mit einem entsetzlichen Schmerze auf: — „Die Wolke! ... die schwarze Wolke! ... Beethoven! Beethoven! Mann der Töne! ... Du hörst nichts mehr! Du hörst nichts mehr! Gerechter Gott ... Du wirst taub!"

Und als ob der Blitz nach seinem Haupte gezuckt habe, sprang er empor, gab Ries ein Zeichen und trat finster den Heimweg an. Kein Laut kam mehr über seine Lippen ... aber in seinem Inneren rang und kämpfte und bäumte sich etwas wie Verzweiflung: es war der Gedanke: „Beethoven! Beethoven! ... Mann der Töne ... Du wirst taub!!"*)

---

*) Der ganze Hergang mit der Hirtenflöte ist historisch; Wegeler und Ries, S. 98, 99.

Geiger und Harfnerin.

Wien, — das alte ehrwürdige Wien — wie viele Paläste zählt es, die an ihrer Stirne die Furchen der Jahrhunderte tragen, die Wappenschilde und Embleme all der fürstlichen und gräflichen Geschlechter, die hier den Thron der Cäsaren umgaben und noch umgeben; aber Wien — das alte ehrwürdige Wien — hat auch neben seinen Palästen gar enge Straßen, gar kleine Plätze, gar alte, finstere Häuser mit armseligen Wohnungen.

In dem Hinterhause eines solchen alten Gebäudes, hoch oben im vierten Stockwerke, zu dem man nur vermittelst einer ganz alten, baufälligen Treppe gelangen konnte, an deren Geländer und Stufenteilen der nimmerruhende Zahn der Zeit große Verwüstungen angerichtet und deren Ersteigen durch die völlige Dunkelheit, die auf ihr herrschte, noch lebensgefährlicher wurde — in dem Hinterhause eines solchen alten Gebäudes, hoch oben im vierten Stockwerke, dem traurigen Sitze der ärgsten Armut, ertönte eben in früher Morgenstunde zur Begleitung einer Harfe ein ganz eigentümlicher Gesang — ein Gesang, dem man sogleich anhörte, daß er nicht der Erguß eines glücklichen, froh gestimmten Herzens, sondern ein Ausdruck des Schmerzes oder bitteren Hohnes auf ein schweres Geschick sei.

Es war eine ziemlich ausgesungene weibliche Stimme von wenig Biegsamkeit und Wert.

„Was soll das nun wieder?“ — sagte jetzt, nachdem das Lied verstummt, die Stimme eines Mannes zu der Singenden, die in ein höchst ärmliches Unterkleid gehüllt, die Haare noch wirr um den Kopf hängend, auf dem Rande ihres Bettes saß und eine Harfe vor sich hatte. — „Laß doch die Albernheiten! Was ein-

mal geschehen, ist nicht zu ändern. Wer hat Dich das dumme Lied gelehrt?"

„Der ungarische Herr, mit dem lang herabhängenden Schnurrbarte! — und sie legte ihr Haupt auf die Harfe und blieb unbeweglich. Zwei große Thränen rannen über ihre Wangen.

Es ward wieder still in der Kammer; denn eine elende Dachkammer war es, in der sich die beiden befanden. Die Wände derselben bestanden lediglich aus Brettern, auf welche die kunstgeübte Hand eines Tünchers, vielleicht vor einem halben Jahrhundert, einen Anstrich von weißer Wasserfarbe angebracht hatte. Jetzt vermochte man diesen kühnen Schluß nur durch die wenigen Überbleibsel zu begründen, die sich hie und da noch in einzelnen weißgrauen Schuppen zeigten. Die Decke der Kammer war ebenso einfach, denn sie wurde durch die Balken des Daches gebildet; wobei sich die Bewohner nicht über Mangel an frischer Luft beklagen konnten, da der Wind durch eine Menge Ritzen und Lücken ganz frei und ungehindert pfiff. Natürlich entsprach die innere Einrichtung dieser ganz trübseligen Umgrenzung. Zwei alte Bettstellen aus rohem Holze, jede mit einem Strohsack, einem alten Kopfkissen und einem noch älteren schmutzigeren und zerrisseneren Deckbette versehen, bildeten, nebst einem einzigen Stuhle und einem wurmstichigen Tische das ganze Ameublement dieses Gelasses. Wenige Kleidungsstücke hingen und lagen umher, da die beiden Inhaber der Kammer noch nicht angekleidet waren; doch zeigten sie auf den ersten Blick, daß man hier gewohnt sei, sich nach außen hin — selbst bei dem Jammer nach innen — so vorteilhaft als möglich zu zeigen. Freilich mußten dabei auffallende Farben den Mangel an Feinheit und Güte des Stoffs ersetzen.

Die beiden einzigen Sachen von Wert, die man hier sah, waren die Harfe und eine Violine. Letztere lag in diesem Augenblicke neben einer leeren Bierflasche und einem Papiere mit Wurstschalen auf dem Tische; auf die erstere stützte die Sängerin noch immer ihr Haupt. Ob dies Haupt wohl immer so schmerzlich auf ihr geruht haben mochte? Der liebliche Engelskopf, in dem die reich vergoldete Schnitzerei nach oben zu auslief, ließ dies kaum vermuten. Das Instrument war gut, wie die Violine auf dem Tische, und beide mußten einst viel, sehr viel Geld gekostet haben.

Aber es war ja auch augenfällig, daß die beiden hier anwesenden Menschen einst bessere Tage gesehen haben mußten. Waren sie Mann und Weib? waren sie Geschwister? oder hatte

sie nur der Zufall zusammengeführt? Jedenfalls mußten über beide rauhe Schicksalsstürme hingefahren sein, denn das Leben hatte ihm, wie ihr, seinen Stempel in scharfen bedeutungsvollen Linien eingeprägt. Beide waren dabei gewiß dereinst sehr schön gewesen, dafür sprachen noch immer ihre Züge, wenn sich auch jetzt eine auffallende Verlebtheit in ihnen breit machte, die unverkennbar von den Maulwurfsgängen des Lasters erzählte. Noch saß die Sängerin unbeweglich auf dem Rande des armseligen Bettes, den Kopf an die Harfe gelegt. Von Zeit zu Zeit quoll dabei eine Thräne aus ihren, von bläulichen Ringen umgebenen Augen, rollte über die bleichen Wangen und fiel auf den noch immer nicht unschönen Busen.

Der Mann dagegen hatte sich erhoben und da er halb angekleidet auf seinem Bette gelegen, fuhr er nur einigemale mit seinen Händen durch sein krauses, von Natur lockiges, blondes Haar und seine Toilette war gemacht. Daß er dabei auf die Reinlichkeit und Ordnung seiner äußeren Erscheinung nicht viel gab, ging schlagend aus diesen sehr kurzen Vorbereitungen für den Tag hervor; aber seine Züge kündeten ja auch überhaupt eine große Gleichgültigkeit gegen das Leben an, — eine Abspannung, die nicht allein Blasiertheit, sondern wohl auch Folge übergroßen Genusses geistiger Getränke war,

Auch jetzt deutete der stiere, dumpfe Blick der wässerigblauen Augen auf den Zustand hin, in welchem er sich diese Nacht noch halb angekleidet auf das Bett geworfen. Der Rausch schien ohnedem noch nicht ganz verflogen; wenigstens mußte er — der in finstere Falten gelegten Stirne nach — Kopfschmerz und Unbehaglichkeit in hohem Grade zurückgelassen haben. Aber auch das moralische Weh machte sich in dem Unmute geltend, welchen der Mann dem dumpfen Schmerze seiner Stubengefährtin entgegensetzte.

„Laß mir nun endlich das dumme Gewinsel!“ — sagte er jetzt barsch, obgleich er sich vergebens bemühte, seiner von Natur weichen Stimme einen rauhen Anstrich zu geben. — „Ich habe das Geflenne gerade genug.“

„Du hast recht!“ — entgegnete die Angeredete, indem sie langsam ihr Haupt erhob, und ein Zug entsetzlich kalten Hohnes über ihr Schicksal trat in ihre Züge. — „Für was soll es auch nutzen? Zu ändern ist doch nichts mehr; wir wollen also lustig sein! . . . .“ und sie griff krampfhaft einige Akkorde auf der Harfe.

Aber des Mannes Züge verfinsterten sich noch mehr; seine Augen flammten in unheimlichem Feuer auf, seine Hand griff nach der auf dem Tische liegenden leeren Bierflasche und schon hatte er sich erhoben, um sie nach dem Kopfe seiner Gefährtin zu schleudern, als diese mit unendlich weichem Tone sagte:

„Wirf nur, Bruder, aber triff gut. Ich bin ja längst des Lebens müde.“

Bei diesen Worten und dem süßen einschmeichelndwehmütigen Klange der Stimme sank des Mannes hoch gehobener Arm langsam nieder, die Flasche entfiel ihm und rollte in eine Ecke . . . er selbst warf sich auf den einzigen Stuhl, der an dem wurmstichigen Tische stand und stützte seinen Kopf in beide Arme.

„Da wir lustig sein wollen“, — fuhr jene jetzt fort und der Hohn von vorhin schlug wieder schneidend durch — „so will ich Dir mein Liedchen zu Ende singen. Vielleicht vergeht auch dadurch der Hunger, . . . und wir haben ja doch nichts zu frühstücken.“

Der Brust des gegenübersitzenden Mannes entwand sich ein tiefer Seufzer; seine Hände ballten sich wie im Krampf.

„Also!“ — und sie griff in die Harfe und sang mit dem Ausdruck tiefer Ironie:

„Doch bald, zu bald, verschwand die Jugend,
Der Herr fand nicht Gefallen mehr
An unsrer abgenutzten Tugend,
Und gab uns drum für andre her. —
So ging es immer mehr bergab,
Ein elend und erbärmlich Leben!
Bis einst ein abgeschiednes Grab
Uns die ersehnte Ruh wird geben.“

Ein gewaltsam gerissener Akkord folgte . . . . und zwei Saiten sprangen klirrend. Aber zugleich fiel auch die Faust des Mannes so gewichtig auf den Tisch, daß die Violine hoch in die Höhe fuhr und die Saiten leicht ertönten.

„Jetzt ists genug! — rief er dabei; aber die Thränen, die in seinen Augen schimmerten, bewiesen, daß dieser Zornaufwand nur den eigenen Schmerz übertäuben sollte. Die Sängerin stand gelassen auf und stellte die Harfe zur Seite, dann sagte sie ruhig:

„Leo! Hast Du nicht noch einen einzigen Schluck Branntwein?“

Der Bruder fuhr in sich zusammen. Es war das erstemal,

daß die Schwester von diesem Trunke, der so unselig für ihn geworden, begehrte. Aber Henriette verstand den Gedankengang Leos so gut, daß sie, ohne daß dieser etwas sagte, antworten konnte:

„Nun, ich folge nur den Grundsätzen, die wir unter der Hand unseres Schicksals angenommen haben: Hab ich das Geld dazu, trinke ich Champagner; reichen die Mittel nicht für Champagner, trinke ich Wein; kann ich keinen Wein kaufen, so thut es auch das Bier, und langt es nicht fürs Bier . . . . so ersetzen nur einige Schlückchen Branntwein alle diese Erheiterungsmittel."

Henriette blickte bei diesen Worten den Bruder scharf an.

„Nun!" — sagte dieser — „es ist wahr, ich lebe jetzt allerdings nach diesen Grundsätzen. Kann ich aber anders?

„Gut!" — entgegnete Henriette, indem sie sich die Haare mit einem alten Kamme strich — „so will ich es auch thun."

„Dann mache mir aber auch keine Vorwürfe! — fuhr der Bruder fort, indem er in den Taschen seines Rockes suchte, und, als er es gefunden, Henrietten ein Fläschchen hinreichte. — „Wir haben uns ohnedem einander nichts vorzuwerfen."

„Brrrr!" — machte Henriette, als sie getrunken — „das ist schrecklich . . . . o! . . . . wie das brennt! . . . aber es erwärmt den leeren Magen doch ein wenig."

Auch Leo nahm jetzt einen Schluck.

„Wir hätten uns nichts vorzuwerfen?" hub Henriette wieder an. — „Nun, ich meine doch, daß Du es mit Deinem bedeutenden musikalischen Talente auch zu etwas Bedeutendem im Leben hättest bringen können."

Die Stirne des Bruders verfinsterte sich:

„Albernheit!" — sagte er dann — „als ob Du nicht wüßtest, wie es mir ergangen ist. Als ich nach der verfluchten Geschichte mit Beethoven, in die Du mich hineingeritten, aus der kurfürstlichen Kapelle entlassen wurde, versprach mir Dein Graf, für meine weitere und höhere Ausbildung zu sorgen. Hat er es gethan?"

„Nein!"

„Und warum nicht? weil Du ihn nicht genug anspornteſt!"

„Leo, das ist schlecht von Dir!" — rief hier Henriette, und ihr sonst so bleiches Gesicht färbte sich rot vor Zorn. — „Warum habe ich denn überhaupt den Wahnsinn begangen, dem Grafen nachzugeben? . . . warum habe ich ihm meine Jugend,

meinen Frieden, mein ganzes Lebensglück geopfert? — warum? — um Dir eine Karriere zu gründen!"

Leo lachte laut und roh auf; „Warum?" — wiederholte er dann. — „Ich will Dirs sagen, Schwesterchen, warum! Weil es Deiner Eitelkeit und Genußsucht schmeichelte; weil Du zu träge warst, Dir auf eine andere honette Weise etwas zu verdienen und Du so, wie eine Fürstin, ohne zu arbeiten glänzen und in Lust und Freude schwelgen konntest!"

„Und Du?" — rief Henriette, dem Bruder einen giftigen Blick zuschleudernd, — „hat Dich die Arbeit vielleicht jemals begeistert? Mir gab die Natur nichts, als ein angenehmes Äußere; Dir aber gab sie glänzende Talente. Und was hat der Herr Bruder mit diesen herrlichen Gaben angefangen? — nichts hat er damit angefangen .... Zu träge, sich um eine anständige Stelle zu bewerben, hat er sich von seiner Schwester füttern lassen, ist zum Tagedieb geworden und hat die Stellung der Schwester, die alles mögliche für ihn gethan, durch Schulden und liederliche Streiche untergraben."

Leo lachte hier wiederholt laut auf: — Sieh! sieh!" — sagte er dann, — „ich soll Deine Stellung untergraben haben? O nein, mein Täubchen, das hat Deine Verschwendung, Dein Übermut und endlich Dein Älterwerden gethan!" — und er sang:

„Doch bald, zu bald, verschwand die Jugend,
Der Herr fand nicht Gefallen mehr
An unsrer abgenutzten Tugend,
Und gab uns drum für andre her."

„Du bist ein Elender!" — knirschte Henriette, indem sie sich, bleich vor Zorn, von Leo abwendete und ein Stückchen zerbrochenes Spiegelglas, das ihr als Spiegel dienen mußte, auf ihr Bett legte, um vor demselben ihren Wangen einen künstlichen Anflug von Rot zu geben.

Leo lachte, nahm abermals einen Schluck Branntwein, reichte dann das Fläschchen der Schwester hin, die es indessen verächtlich zurückstieß, und sagte:

„Falsch gesprochen, mein Herz! Nicht ich bin ein Elender, sondern, wenn wir gegen einander gerecht sein wollen, muß es heißen: wir sind Elende. Und darum: lassen wir den albernen Streit, der uns schon oft entzweit hat. Jedes von uns trägt seine Schuld und unser Herrgott die größte, denn ihm war es ein Kleines, uns in glücklicheren Verhältnissen geboren werden zu

lassen. Item .... die Sache ist, wie sie ist! — Für uns giebt es daher, wollen wir nicht wie Hunde untergehen, nur zweierlei: wir halten auch jetzt im Unglück zusammen, wie einst im Glück, ... und sind so grenzenlos leichtsinnig, daß uns darüber Hören und Sehen und Bewußtsein vergeht!"

Und Leo setzte bei diesen Worten die kleine Branntweinflasche wieder an und leerte sie auf einen Zug.

Henriette seufzte tief auf; sie mußte dem Bruder recht geben. Dieser aber schrie aufjauchzend:

„Juchhei! und nun gehts ans Geldverdienen! und sowie wir etwas verdient haben, wirds wieder gemeinsam verlumpt!"

„Und wo wollen wir heute aufspielen? — frug Henriette in stiller Verzweiflung.

„In Schönbrunn!" — rief der Bruder — „dort sind heute viele Menschen; auch Kavaliere kommen die Menge hin. Vielleicht ...."

„Schweig!" — herrschte ihm Henriette zu und warf das grellfarbige Kleid mit dem unmodernen aber auffälligen Schnitt über. Aber Leo hielt es auf, deutete lachend auf den einen Fuß seiner Schwester und sagte:

„Deinem Strumpfe gehts wie unserem Magen, er hat Hunger und sperrt den Mund auf. Setz Dich aufs Bett, ich will ihn Dir ausziehen, dann kannst Du ihn so gut als möglich stopfen."

Henriette gehorchte und verbesserte unter Seufzen das Unheil. — — —

Leo hatte indessen richtig gerechnet, es wimmelte heute in Schönbrunn von Vornehmen und Geringen, von Adeligen und Bürgerlichen, von jung und alt, von arm und reich, und daran war die Ankunft Erzherzog Maximilian Franzens, des unglücklichen, durch Napoleon vertriebenen Kurfürsten von Köln, schuld, der sich hier zum erstenmale seit seiner kürzlich erfolgten Rückkehr nach Wien den Massen zeigen wollte. Da trat denn die alte österreichische Anhänglichkeit des Volkes an das Kaiserhaus wieder gar schön hervor und der Jubel war allgemein, als der geliebte Kurfürst-Erzherzog nun wirklich aus dem Schlosse trat und unter dem Zudrange der Menge die Hauptwege des Gartens durchschritt.

Aber wie war er dick geworden, der gute Herr! Viele freuten sich darüber; andere schüttelten bei seinem Anblick bedenklich den Kopf, denn diese übertriebene schwammige Körperfülle wollte ihnen

nicht zusagen und ließ auf eine krankhafte Fettabsonderung schließen, die möglicherweise schlimm werden konnte.

Nur in einem Punkte stimmten alle überein: Maximilian Franz war sich, trotz aller Wechselfälle des Lebens, in seiner Gutmütigkeit, Herablassung und Freundlichkeit durchaus gleich geblieben.

Und dies fand auch Beethoven, der sich ihm, gleich bei seiner Ankunft in Schönbrunn, hatte vorstellen lassen; nicht aus knechtischer Augendienerei — die war ja Ludwig durchaus fremd, — wohl aber aus aufrichtiger Anhänglichkeit und Dankbarkeit. Denn wenn auch Beethoven nur kurze Zeit die Unterstützung Max-Franzens in Wien genossen, so wußte er ja, daß einmal die unseligen politischen Verhältnisse dem Kurfürsten die Mittel zur Fortsetzung dieser Unterstützung abgeschnitten; und dann war es doch immer dieser kunstsinnige Fürst gewesen, der ihm die Möglichkeit an die Hand gegeben hatte, sich auf diejenige Art und Weise Bahn zu brechen, wie dies geschehen.

Jetzt war Beethoven längst von der Audienz zurückgekehrt; aber er war auch dem Menschengewühle und den ihn selbst bedrohenden Besuchen durch eine Flucht in die Einsamkeit entgangen. Und das war klug von ihm gewesen, denn Wagen auf Wagen kamen aus Wien herüber und gar mancher derselben hielt an seiner bescheidenen Wohnung in Hetzendorf an, um .... unverrichteter Dinge zurückzukehren.

Dies Schicksal war auch eben einer prächtigen Equipage zugestoßen, deren Dienerschaft die gräflich Pallhorst'sche Livree trug und in welcher in der That die alte Gräfin saß, die einst eine so glühende Verehrerin Beethovens gewesen, und welche der unvorsichtige Maestro in seiner leidenschaftlichen Aufwallung so furchtbar gekränkt hatte.

Auf die Auskunft: Herr van Beethoven sei nicht zu Hause, gab die Gräfin — da sie den Erzherzog bereits gesehen — den Befehl zur Rückkehr nach Wien; aber es war als ob ihr dies Nichtzusammentreffen sehr nach Wunsch gekommen sei. Die Falten ihrer Stirn wurden etwas glatter, während sie sich mit doppelter Behaglichkeit in den Fond des Wagens drückte.

In demselben Augenblicke sprengte ein junger sehr elegant gekleideter Kavalier auf einem prächtigen Goldfuchse heran. Sobald ihn der Kutscher erblickte, hielt er die schnaubenden Rosse an und der Wagen stand still. Es war der junge Graf Pallhorst,

der sich jetzt dem Schlage näherte und, seine Mutter leicht grüßend, fragte:

„Haben Sie ihn nicht getroffen?“

„Nein!“ — entgegnete die Gräfin in französischer Sprache, um von den Dienern nicht verstanden zu werden. — „Und es ist mir auch lieb. Du hast mich zu diesem Besuche beredet, um den Hochmütigen sicher zu machen; aber ich glaube, schon sein Anblick allein hätte mir Krämpfe verursacht.“

Der junge Graf lächelte; dann sagte er, seinem prächtigen Pferde mit der flachen Hand schmeichelnd und beschwichtigend auf den Hals klopfend, in der gleichen Sprache:

„Gnädige Mama sind ein Muster christlicher Tugenden; selbst die gerechteste Rache bleibt Ihnen ferne.“

„O nein, Moritz!“ — versetzte die Mutter, — „da irrst Du Dich, ich dürste nach Rache, und sie muß diesem Unverschämten werden; aber ich gestehe Dir, daß ich mich zu schwach zu ihrer Ausführung fühle. Du bist Mann, übernimm Du sie ganz!“

„Das will ich auch!“ — sagte der junge Mann entschieden, und ein fester Entschluß leuchtete aus seinen Augen. — „Fahren Sie daher in Gottes Namen zur Stadt zurück: ich will mich indessen ein wenig um des Löwen Höhle bekümmern und erlauschen, wie man ihm beikommen kann. „Vor solchen Schweinen spiele ich nicht!“ — Mama, dies einer Gräfin und einem Grafen Pallhorst in das Gesicht zu werfen .... es ist unerhört, unverantwortlich. Aber Signore Beethoven, wir rechnen darüber noch ab!“

Und seinem edlen Pferde die Sporen in die Seiten schlagend, daß es schäumend und knirschend senkrecht aufstieg und der Gräfin Mutter ein Angstschrei entfuhr — grüßte er leicht und der Wagen fuhr davon. Der junge Graf sprengte Schönbrunn zu.

In jenen Zeiten hatte man noch keine Ahnung von der Herrlichkeit und dem Treiben, das jetzt dort herrscht; aber ein lustiges, bewegtes Leben pulsierte doch auch schon damals in Schönbrunn. Namentlich hatten die vornehmen Roués hier ein geheimes Absteige-Quartier, in welchem allen Leidenschaften, namentlich aber einer unbändigen Spielwut, gehuldigt wurde. Diese Höhle vornehmer Lasterhaftigkeit war übrigens nur wenigen Eingeweihten bekannt und gewiß hätte sie auch niemand da gesucht, wo sie sich wirklich befand.

Gegen das Ende des Dorfes stand nämlich ein altes, halb

verfallenes Bauernhaus, das jetzt längst verschwunden ist und selbst damals kaum beachtet wurde, da es nur ein altes Weib bewohnte, welches in der ganzen Gegend im Rufe der Hexerei stand und daher ebenso von jedermann gemieden wurde, wie das alte Haus, das sie bewohnte.

Aber wenn auch das Haus von außen so jämmerlich aussah, daß man seinen Einsturz jeden Augenblick zu erwarten befürchten mußte, so hatte es die Raffinerie einiger jungen Taugenichtse doch in seinem Innern zu einem wahren Tempel aller Leidenschaften umgeschaffen. Zwar waren alle Räume klein und niedrig, wie es die Bauart eines Bauernhauses mit sich bringt, aber die Einrichtung und Ausstattung derselben war um so verschwenderischer und üppiger. Hier nun wurden verliebte Abenteuer in Menge abgesponnen; hier feierte man Bacchanalien, wie man sie an keinem andern Orte zu begehen gewagt haben würde; — Orgien, die an zügellosen Ausschweifungen aller Art ihrem, von dem griechischen ὀργη (Wut, Raserei) herkommenden Namen alle Ehre machten; — hier endlich wurden in einer Nacht oft so ungeheure Summen verspielt und gewonnen, daß Tausende jahrelang davon hätten leben können.

Der Ort war aber auch für alle diese Dinge um so geeigneter, als das Haus mit einer langen, ebenfalls zerfallenen Scheune in Verbindung stand, die nach hinten mündete. So hatten die Besucher, obgleich das Haus an und für sich schon einzeln und fast außerhalb des Dorfes lag, gar nicht nötig, sich den übrigen menschlichen Wohnungen zu nähern, und konnten vermittelst eines Schlüssels, der ihnen die Scheune öffnete — und jedes Mitglied dieser edlen Verbrüderung besaß einen solchen — ganz unbemerkt zu ihrem Heiligtume gelangen. Auch der junge Graf Pallhorst war Mitglied dieser würdigen Gesellschaft, ja er war eines der tollsten derselben, obgleich er im Leben als einer der gesittetsten jungen Männer des Wiener Adels galt. „Stille Wasser sind tief!" sagt das Sprüchwort, und hier hatte es einmal wieder vollkommen recht; denn wenn Scheinheiligkeit stets und immer ein verdorbenes Gemüt bezeichnet, so thut sie dies bei der Jugend in doppelt, in hundertfachem Grade: da ja der Jugend Anrecht gerade Offenheit und ein keckes fröhliches, der Welt heiter in das Auge schauendes Wesen ist.

Ein älterer Mensch, der sich durch das Leben mit seinen zahllosen Täuschungen, mit seinen gefährlichen Klippen, mit den hundertfältigen Falschheiten, die es ihm entgegenwarf, zum Heuchler

und Scheinheiligen hat machen lassen, ist verächtlich; ein junger Mann aber, dem das Leben bis dahin nur zugelächelt, der sorgenlos genießen kann, dessen Herz noch keine Täuschungen verbittert . . . und der doch, wie Pallhorst, ein Scheinheiliger ist, muß in dem Grunde seiner Seele verdorben sein. Der junge Graf war dies auch und zwar im höchsten Grade.

Es ist gut und nützlich, die Äcker und Wege des Lebens mit den Grenzpfählen guter Grundsätze zu verwahren, damit die Menschen wissen, wie weit sie ausschreiten dürfen, ohne von ihrem eigenen Gewissen oder dem Schicksale gepfändet zu werden. Aber wird sich auch das wilde Roß der Begierden an eines dieser Warnungszeichen kehren und davor umwenden? — Gewiß nicht! — Dieses Roß zu bändigen, es still und gehorsam zu machen, ohne seine Kraft zu schwächen . . . das ist die große Aufgabe der sittlichen Erziehung, die durch gewöhnliches Lehren und Predigen nie gelöst wird.

Der junge Graf Pallhorst war zu viel erzogen worden, um gut erzogen worden zu sein; oder vielmehr er hatte nur eine sehr ausgedehnte äußerliche und nicht die mindeste sittliche Erziehung erhalten, da sein Vater sehr frühe gestorben, seine Mutter eine im höchsten Grade eitele und genußsüchtige Weltdame, sein Lehrer aber ein sehr gelehrter und schlauer Jesuit gewesen, der sich seine kostbare und einträgliche Stellung durch Nachgiebigkeit gegen seinen vornehmen Schüler für die Dauer zu sichern suchte. So reifte der junge Mann zu einem vielseitig gebildeten, vollendeten Kavalier heran; aber sein besseres Selbst ging dabei vollständig verloren, nur daß der, von Natur sehr begabte Jüngling seinem Lehrer noch die Kunst ablauschte: ein anderer zu scheinen, als er war. Leichtsinn, offen betrieben, wird aber nie zu solcher Verworfenheit führen, als wenn man ihm im geheimen die Zügel schießen läßt. Selbst der Leichtsinnigste respektiert immer noch einigermaßen die öffentliche Meinung; wo aber auch diese nicht mehr ihr Urteil sprechen kann, da fallen alle Schranken und der gemeinsten Versunkenheit ist Thür und Thor geöffnet.

Graf Pallhorst wußte, daß er heute in der „Höhle“ — wie die Betreffenden jenen Versteck des Lasters gemeinhin zu nennen pflegten — mehrere seiner jungen, vornehmen Freunde treffen werde. Es galt einer jener tollen Orgien im Sinne und Geiste Ludwigs XV., bei welchem dann stets auch ein Pharao aufgelegt wurde. Aber diese Gelage begannen erst mit der Nacht und jetzt hatte Pallhorst ohnedem noch andere Sachen zu thun.

Er stieg daher vor allen Dingen an einem der Wirtslokale ab, schickte sein Pferd mit dem Reitknechte zurück, bestellte den Jagdwagen auf vier Uhr des andern Morgens an einen nahe gelegenen Ort und trat ein. Eine Flasche Champagner gab seiner Seele hier neue Schwungkraft, eine zweite erfüllte sein Inneres mit jenem kecken Übermute, der den Gott auf Naxos der schönen Ariadne so gefährlich machte und nun trat er zu Fuße seine Rundreise an, um die nötige Auskunft darüber einzuziehen, wo der Verhaßte, der ihn und seine Mutter so schwer gekränkt und beleidigt, wohne, wann und wohin er täglich auszugehen pflege, ob er dann allein sei und dergleichen mehr. Kleine Liebesabenteuer, unter der Hand angesponnen und abgespielt, waren dabei nicht ausgeschlossen.

Sein Stern schien ihm indessen heute nicht günstig zu sein. Er erfuhr wenig über Beethoven, der hier sehr zurückgezogen lebte, und mußte dabei zu seinem Ärger die Erfahrung machen, daß jedermann, den er über ihn befragte, mit ungemeiner Achtung von ihm sprach. Auch kein Abenteuer wollte sich heute finden, und so setzte der junge Mann, gelangweilt und geärgert und damit nur die Zeit bis zur Nacht vergehe, noch eine dritte Flasche Champagner auf die beiden ersten. Er trank diese dritte Flasche freilich fast nur zur Hälfte; aber es war doch schon, selbst für ihn, der im Champagnertrinken eine gewisse Berühmtheit unter seinen Genossen erlangt hatte, etwas zu viel. Es fing ihm im Kopfe zu rumoren an und die unsichtbaren Dämonen, die durch Mund und Nase in den kleinen Perlen und Bläschen des Weines Eingang gefunden hatten, schürten jetzt alle Leidenschaften der unbewachten Brust doppelt an und peitschten in satanischem Eifer die Wellen seines Blutes, daß sie wild und ungestüm durch Herz und Adern rauschten.

Da ward Pallhorst das Zimmer, das er sich hatte geben lassen, um unbeachtet trinken zu können, zu enge; zumal seine verdorbene, durch die ungebundenste Sinnlichkeit vergiftete Phantasie bei dem edlen Nichtsthun seine Seele mit den verlockendsten Bildern erfüllte und reizte.

Rasch sprang er auf und da es trotz der anbrechenden Nacht noch zu frühe war, um in die „Höhle" zu gehen, nahm er sich vor, noch einmal einen Streifzug auf Abenteuer zu unternehmen.

Das Leben draußen hatte sich jetzt sehr verändert. Viele der Tausende von Menschen, die heute Schönbrunn besucht, waren schon zur Stadt zurückgekehrt, viele andere befanden sich auf dem

Heimweg. Aber der Wiener trennt sich nicht so rasch von dem Genusse, wenn er ihn einmal gekostet. Überall am Wege, wo Erwerb und Gewinnsucht für heute ambulante Buden aufgeschlagen hatten, wurde noch gespeist und getrunken, gescherzt und gelacht. — Hier spielte eine Pulicinelle zum Entzücken der großen und der kleinen Kinder; dort versuchten Jongleurs ihre entsetzlichen Körperverrenkungen; auf dieser Seite machte ein kleines Pferd seine Kunststücke, und auf jener Wiese bewegte sich gar zu Trommel und Pfeife ein altes steifes Kamel, auf dessen Rücken ein Affe so drollige Sprünge machte, daß das Jauchzen der umstehenden Menge kein Ende nehmen wollte.

Graf Pallhorst ging an allen diesen Dingen verächtlich vorüber; plötzlich aber blieb er stehen. Aus einem Wirtsgarten tönte ihm eine ungewöhnlich gute Musik entgegen. Er lauschte überrascht: es war eine Geige und eine Harfe, von welchen namentlich die erstere ganz vortrefflich gespielt wurde. Gewöhnliche Schnurranten konnten dies unmöglich sein; auch die weibliche Stimme, die sich jetzt hören ließ, und die Art und Weise, wie der Gesang vorgetragen wurde, konnten unmöglich auf eine ganz gewöhnliche Harfenistin schließen lassen.

Des jungen Grafen Neugierde war auf das Höchste gespannt, und da der Champagner seinem Blute etwas Don-Juanartiges beigebracht hatte, warf er jede Überlegung über Bord und bahnte sich durch die lauschende Masse einen Weg nach den beiden Musizierenden. Aber hier sollten Überraschung und Neugierde noch gesteigert werden. Allerdings sah er einen Geiger und eine Harfenistin vor sich, die beide nicht mehr jung waren und deren Gesichter ganz das eigentümliche Etwas aller Menschen dieser Art trugen; — jenen Ausdruck einer zurückstoßenden Verlebtheit, die über den eigenen Untergang lacht, und einer auffordernden Sinnlichkeit, die zu neuem, keckem Vorwärtsschreiten auf dem Wege des Verderbens mit dem Lächeln der Syrenen anlockt. — Auch die Kleidung war bei dem Geiger, wie gewöhnlich bei allen diesen Menschen, verschabt und vernachlässigt; bei dem Mädchen dagegen nur unmodern und von billigen, freilich auch auffallenden Stoffen und Farben. Und dennoch lag über beiden etwas, das dem jungen Grafen auf den ersten Blick sagte, daß dies keine so ganz gewöhnlichen Musikanten sein könnten.

Ihre Bewegungen waren doch ganz anders; ja manchmal schimmerte aus denselben sogar etwas feines und Nobles durch. Und dann . . . . das Mädchen selbst? Mochte sie auch vielleicht

dreißig Jahre alt sein . . . . wenn das flackernde Licht der Lampen auf sie fiel, so war sie doch noch schön: eine hohe Gestalt von hübscher Taille. Auch die übrigen Körperformen traten günstig hervor; ja sie mußten einst, bei behäbiger Fülle, entzückend gewesen sein.

Aber gerade, daß sie nicht mehr war, was sie einst gewesen, machte sie in den Augen des blasierten Roué pikant. Ihr näher zu kommen, war so recht ein Abenteuer für diese Nacht. Der junge Graf Pallhorst war ja einer jener beklagenswerten Menschen, die das Übermaß und die Erschöpfung aller Genüsse für jedes Feine, Edle und wirklich Schöne so abgestumpft haben, daß nur das Niedere und Gemeine noch Reiz für sie hat, und zwar gerade desto mehr Reiz, je schmutziger, niederer und gemeiner es ist.

Welcher gesunde und natürliche Gaumen kann Wohlgefallen an Haut gout finden, und doch kennt die Zunge und die Nase eines Gourmand keinen höheren Genuß. Die Sache bleibt sich in moralischer Beziehung ganz gleich. Die Gewohnheit macht den Genuß des einfach Schönen langweilig, so sucht denn die überreizte Phantasie ihr Eldorado im Schmutze des Lebens.

Was aber Pallhorst den Geiger und die Harfenistin doch auch in etwas besserem Sinne interessant machte, war ihr Gesang und ihr Spiel. In der Vortrefflichkeit des letzteren wenigstens lag wohl der schlagendste Beweis, daß sie das Schicksal von einer höheren Stufe der menschlichen Gesellschaft herabgeschleudert haben müsse, und dies Rätselhafte erhöhte noch den Reiz, die beiden Leute kennen zu lernen. Lag doch auch etwas Diabolisches in dem Spiele des blonden Geigers, wenn er seine Solis vortrug, etwas, was die Zuhörer erschreckte und doch zu Staunen hinriß: ein Klagen und dann wieder ein tolles Aufjauchzen; ein Reißen der Töne, das wie ein wildes Fluchen auf Gott und Welt klang, und gleich darauf ein bacchantisches Wüten, als ob sich ein böses Gewissen in wahnsinniger Lust betäuben wolle.

Pallhorst wußte nicht recht, wer ihn mehr anzog, der Geiger oder die Sängerin? Da durchzuckte ihn ein Gedanke, der — allerdings nicht frei von der Einwirkung des so reichlich genossenen Champagners — wie ein lichter Funke in ihm aufstieg.

„Beide müssen heute mit in die Höhle!“ — sagte er leise zu sich — „das wird famöse!“

In diesem Augenblicke nahm das Mädchen einen Teller. Es

durchzuckte den Grafen instinktiv: „Wenn sie, die vielleicht einst einer guten Familie angehört hat, mit ihm herumginge?“

Aber nein, sie that es nicht. Sie stellte den Teller, ohne ein Wort zu sagen, auf einen benachbarten Tisch und trat zurück.

Pallhorst atmete auf. Er stand ihr in Gedanken fast schon so nahe, daß ihn dies unangenehm berührt hätte. Einzelne kleine Geldmünzen fielen jetzt auf den Teller; die meisten Zuhörer aber drehten sich leise um und schlichen, des billigen Genusses froh und von der Dunkelheit begünstigt, davon. Pallhorst sah, wie beide einen Blick wechselten und ein höhnischer bitterer Zug ihre Mundwinkel umspielte. Rasch griff er in die Tasche und ließ ein Goldstück dröhnend auf den Teller gleiten. Der Erfolg war vorauszusehen: die Augen des Geigers und der Sängerin suchten und fanden ihn sofort. Ihre Blicke kreuzten sich, dann trat er rasch in die Dunkelheit zurück.

Als sich die Menge verlaufen, holte Henriette den Teller, und das Geld in Leos Hand schüttend, sagte sie:

„Wer mag wohl der hübsche junge Mann gewesen sein, der den Dukaten gab?“

„Ich denke, Dein langbärtiger Ungar!“ — versetzte der Bruder phlegmatisch.

„Nein!“ — sagte jene — „der war es nicht. Er hatte ein wundernettes zierliches Bärtchen auf der Oberlippe und war sehr fein gekleidet.“

„Meinetwegen!“ — versetzte Leo. — „Er ist fort und so laß uns auch gehen. Ich bin so müde, als hungrig und durstig. Wir müssen uns von dem, was wir heute geerntet, auf die letzten acht Tage des Hungerns, einmal wieder nach Herzenslust gut thun.“

„Damit, wie gewöhnlich, morgen nichts mehr übrig ist und das Darben von neuem losgeht?“

„Was liegt daran!“ — rief widrig lachend der Geiger und packte seine Violine ein. — „Dann haben wir doch eine frohe Nacht gehabt.“

„Leo!“ — sagte jetzt schmerzlich die Schwester — „wo soll das hinführen?“

Leo lachte noch lauter und widriger auf.

„Wohin?“ — rief er dann, indem er Henrietten half, die Harfe aufnehmen, — „ich glaube nicht, Schwesterchen, daß wir noch weiter kommen können, als wir bereits sind. Übrigens ist morgen wieder ein Tag.“

„Ja!“ — seufzte das Mädchen, die schwere Harfe hebend — „des Jammers und des Elendes:

So ging es immer mehr bergab,
Ein elend und erbärmlich Leben!
Bis einst ein abgeschiednes Grab
Uns die ersehnte Ruh wird geben.“

„Pah!“ — rief hier Leo — „wer wird den Kopf so hängen lassen! So lange es noch Wirtshäuser giebt, ist das Leben immer nicht zu verachten.“

Sie waren jetzt an das Gartenthor gekommen, das auf die Landstraße führte. Es lag fast in Nacht eingehüllt, nur eine einzige Laterne, die noch im Garten brannte, warf ein mattes Streiflicht herüber. Eben wollten sie hinaustreten, als ein Mann an ihnen vorüberstürmte. Aber in demselben Augenblicke fuhr Leo, wie von einer giftigen Schlange gebissen, zurück. Seine Augen flammten, seine Hände ballten sich, sein ganzer Körper zitterte.

„Um Gotteswillen, was ist Dir?“ — rief Henriette bestürzt.

„Was mir ist?“ — wiederholte der Bruder zähneknirschend. — „Weißt Du, Schwesterchen, wer das war, der da eben vorüberging?“

„Nein!“

„Nun, so will ich Dirs sagen!“ — schrie jetzt Leo außer sich: — „es war der Schurke, dem wir all unser Elend verdanken; der Hund, der mich in das Nichts gestoßen . . . . . der Scheinheilige, der mir in Bonn des Kurfürsten Gunst geraubt . . . . . es war Beethoven!“ — Und mit funkelnden Augen und knirschenden Zähnen hob er seinen rechten mit der Violine bewaffneten Arm hoch auf, ein zweiter Kain, der seinen Bruder Abel zu erschlagen droht.

Beethoven, der von seiner Flucht in die Einsamkeit zurückkam, hatte — dank seinem immer schlechter werdenden Gehör — nichts von alledem vernommen und doch waren diese unseligen Worte nicht verhallt, ohne eine offenes Ohr zu treffen. Graf Pallhorst, der die beiden Geschwister an dem Gartenthor erwartete, stand im Schatten der breiten steinernen Thorpfosten und sah und hörte alles.

Es war, als ob der Böse seine Hände im Spiele habe. Was der junge Edelmann seit Monaten mit der größten Anstrengung

vergeblich gesucht: einen recht erbitterten Feind Beethovens, der, bei dem Vorhaben der Ausübung seiner Rache, ihm einen Mitverschwornen, ja vielleicht das Werkzeug abgeben könne, das hatte ihm nun der Zufall zugeworfen. Er zögerte daher in seinem ohnehin aufgeregten Zustande keinen Augenblick, um ganz entschiedenen zuzugreifen und den köstlichen Fund festzuhalten.

„Holla, mein Freund!“ — sagte er daher, aus seiner Dunkelheit hervortretend — „das kommt wie gerufen. Ihr habt mir da, ohne es zu wollen, etwas gebeichtet, das für mich von unschätzbarem Werte ist.“

„Wie? — was, Herr?“ — stotterte hier Leo verlegen und erschrocken, und sein erster Gedanke war an eine Überraschung durch die geheime Polizei, die damals in Österreich keine unbedeutende Rolle spielte.

„Beruhigt Euch!“ — sagte der Graf — „Ihr habt nichts zu fürchten, wohl aber, wenn Ihr Euch vernünftig benehmet, viel zu hoffen. Wie ich gehört, seid Ihr Beethovens Feind.“

„Ja, Herr!“ — entgegnete Leo etwas beruhigter — „sein Todfeind.“

„Gut!“ — fuhr der Graf fort — „auch ich bin dies. Habt Ihr Lust Euch an ihm zu rächen?“

„Gewiß! wenn es möglich ist?“

„Was nicht ist, kann werden. Wollt Ihr Euch mit mir zu diesem Zwecke vereinigen?“

Leo schwankte. Wußte er denn, mit wem er es hier in der Nacht zu thun habe? Konnte dies alles nicht eine Falle sein, in die man ihn und seine Schwester aus irgend einem Grunde locken wollte? Wohl hatte er auf den ersten Blick den feinen Herrn wieder erkannt, der vor einer Viertelstunde das Goldstück auf den Teller geworfen; aber auch das konnte ja eine Finte sein.

„Ich merke schon, woran es fehlt!“ — sagte daher der junge Graf. — „Ihr traut mir nicht. Nun das giebt mir eine ganz gute Meinung von Eurer Klugheit und Vorsicht. Damit wir uns aber näher kennen lernen“ — und dabei machte Pallhorst eine oberflächliche Verbeugung nach Henrietten hin — „schenkt mir und einigen Freunden auf wenige Stunden das Vergnügen Eurer Gesellschaft.“

„Jetzt?“ — frug Leo überrascht — „es muß zehn Uhr vorüber sein!“

„Jetzt und hier!“ — sagte der Graf bestimmt. — „Ich

denke Ihr verschmäht ein gutes Nachtessen, einige Flaschen köstlichen Weines und ein Dutzend Goldfüchse nicht? — Auch für Sie, mein hübsches Kind, und Ihr Amüsement werde ich, und zwar selbst, Sorge tragen.“ Und er faßte die Harfenistin schmeichelnd unter dem Kinn. Henriette wehrte nur schwach ab; sie war ja dergleichen Liebkosungen längst gewohnt. Auch Leo kam es nicht in den Sinn, ein so verführerisches Anerbieten abzuschlagen, und so folgten jetzt beide dem Grafen.

Bald war die bewußte Scheune auf einsamem Wege erreicht: Pallhorst öffnete und die beiden Geschwister folgten ihm, wenn sie auch der seltsame Eingang zu dem versprochenen Elysium befremdete. Der junge Graf, der sich dies wohl denken konnte, beruhigte sie indessen mit so viel Liebenswürdigkeiten, daß sofort aller Argwohn schwand. In wenigen Minuten war die Scheune durchschritten, eine enge und dunkle Treppe erstiegen und die kleine Gesellschaft hielt nun vor einer aus dunklem Holze plump und massiv gearbeiteten Thüre.

In der Höhle.

„Jetzt, Kinder!“ — sagte der junge Edelmann zu seinen beiden Begleitern — „wartet hier einen Augenblick. Ich werde zu meinen Freunden hineingehen, und sie auf Eure Ankunft vorbereiten. Könnt Ihr irgend ein musikalisches Stück hier im Dunkeln ausführen?“

„Warum nicht?“ — versetzte Leo.

„Nun gut!“ — fuhr der Graf fort — „so paßt hübsch auf: hört Ihr mich dreimal in die Hände schlagen, so laßt das beste los, was Euch in Kopf und Finger steckt. Ihr sollt es nicht bereuen.“

Und mit diesen Worten öffnete der junge Mann vermittelst eines geheimen Griffes das Schloß der massiven Thüre und trat in das anstoßende Gemach. Es war klein und augenscheinlich nur zum Aufenthalte eines Dieners eingerichtet. Ein solcher, ein ziemlich junger Mensch mit rötlichem Haarwuchs und verschmitzter Miene, trat Pallhorst denn auch entgegen.

„Sind die Freunde da?“ — frug dieser.

„Zu dienen!“ — antwortete der Rote und öffnete die Thüre des nächsten Zimmers.

Aber wie ganz anders sah es hier aus. Ein zwar auch niederes, aber sehr geräumiges Gemach — einst wohl die Hauptstube des wohlhabenden Hausbesitzers — glänzte jetzt in einem unbeschreiblich sonderbaren Luxus. Die vornehmen jungen Herren, die hier ihre geheimen Schwelgereien trieben, an eine kostbare Umgebung gewöhnt, wollten auch in diesem Schlupfwinkel des äußeren Glanzes nicht ganz entbehren, und doch galt es nicht nur Geheimhaltung des Ortes, sondern es standen auch der Möglichkeit irgend einer großartigen Einrichtung die lokalen Verhältnisse

als unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege. So hatte man sich kurzweg entschlossen, Philipp, dem eingeweihten Diener, das Nötigste, wie z. B. das Tünchen der Wände zu überlassen, und dann der alten, bäuerlichen Einfachheit so viel moderne Herrlichkeit zuzufügen, als zum wirklichen Komfort gehöre.

Und Philipp — der als durchtriebener Taugenichts schon Hunderterlei in der Welt gewesen war: von Profession Koch, dann Tapezierer, Reitknecht u. s. w. — hatte seine Sache prächtig gemacht. Die Wände waren in diesem und noch ein paar kleineren Zimmern auf das reinlichste geweißt, die Fußböden mit kostbaren Teppichen belegt, die Fenster — die ohnedem Tag und Nacht durch Läden geschlossen blieben — mit Vorhängen von schwerem Seidenzeug verhängt. Der gewaltige und schwerfällige Tisch von Eichenholz, der von jeher in diesem Gemache gestanden und vielleicht Jahrhunderte hindurch an Tagen der Freude und der Trauer den einfachen Landleuten gedient hatte, die hier gewohnt, und dem wohl niemals die Ahnung gekommen, daß er einst noch Baronen- und Grafen-Söhnen bei üppigen Schwelgereien und leidenschaftlichen Hazardspielen dienen würde, war zu diesem doppelten Gebrauche doppelt eingerichtet. — Einmal hatte ihn Philipp mit grünem Tuch überzogen, damit er dem edlen Spiele diene; dann aber verhüllte diese schmucklose Bekleidung noch eine reiche leicht darüber geworfene Decke. Die Sessels, Divans und übrigen Meubels hatte Philipp mit Hilfe einiger erkauften Leute nächtlicherweile herbeigeschafft; wogegen die jungen Herren selbst für eine Masse anderer Dinge, wie silberne Leuchter, Becher, Bestecke u. s w. gesorgt hatten.

Kurz, nach und nach war hier eine ganze Haushaltung erwachsen, der Philipp und die Alte vorstanden, und eine Einrichtung zusammengekommen, die in einer Art prächtig und kostbar genannt werden durfte, in der andern aber etwas Zigeunerartig-Zusammengestoppeltes an sich hatte. — Aber wenn auch dies oder jenes fehlte, daran lag ja nichts. Gerade solcher Mangel reizte die an Überfluß gewöhnten jungen Leute und ließ ihnen ihr Wesen hier doppelt heiter und genial erscheinen. Den meisten Komfort hatte aber der schlaue Philipp den kleinen Zimmern gegeben, die wirklich von ihm mit Geschmack und mit orientalischem Luxus umgestaltet waren. Man konnte sich in der That nichts Behaglicheres und Verführerisches denken, als diese kleinen, engen . . . aber gerade darum auch um so traulicheren Boudoirs. Kam alsdann noch der Gedanke hinzu, daß man hier — versteckt vor

Welt und Menschen — wie auf einer von Nebeln eingehüllten Zauberinsel weile, so lag in diesem Aufenthalte ein ganz eigener, durch Poesie gehobener Reiz.

Der junge Graf Pallhorst war also jetzt in das größere der Gemächer getreten und sofort von den versammelten Freunden mit lautem Jubel empfangen worden.

„Kommst Du endlich!" — riefen ihm mehrere Stimmen zugleich entgegen — „wir warten schon seit einer Stunde auf Dich!"

„Ei, sieh doch!" — entgegnete der Neueingetretene und ließ seine Augen über die Gesellschaft schweifen, deren Glieder sich sämtlich in sehr ungenierter Weise auf den Sesseln und Divans niedergelassen hatten und jetzt mit Behaglichkeit spanische Cigarren rauchten, die damals, als etwas ganz Neues und noch unerhört Teueres, erst in den höchsten Kreisen Aufnahme gefunden hatten. Nur einer der jungen Männer saß an dem großen Tische und schien vorgelesen zu haben, denn die Strahlen der Wachskerzen, die auf den beiden silbernen Armleuchtern brannten, fielen auf ein kleines, aber kostbar eingebundenes und mit reichem Goldschnitt versehenes Buch. — „Ei, sieh doch!" — wiederholte Graf Pallhorst — „welche freundschaftliche Ungeduld. Ihr scheint euch aber deßohnerachtet recht gut unterhalten zu haben, denn ich hörte schon auf der Treppe Euer Lachen."

„Warum nicht?" — rief einer der jungen Herren, der auf einem Sessel saß und die Füße auf den Tisch gelegt hatte. — „Pescara verdient sich Lorbeeren."

„Ich glaube gar, er liest vor?" — rief Pallhorst erstaunt.

„Und rate, was?" — sagte Herr von Pescara.

„Das wird was Sauberes sein!" —

Aber Pescara fuhr, statt aller Antwort, zu lesen fort:

„Und wie der böse Satan oft
Sein Spiel hat mit den Frommen,
So mußt' Aeneas unverhofft
In eine Höhle kommen,
Wo eben, bis auf's Hemdchen naß,
Die so verliebte Dido saß,
Ihr Unterröckchen trocknend."

Ein unbändiges Gelächter folgte diesen Versen aus Blumauers travestierter Aeneide, die damals — namentlich in Wien — das Ideal der sogenannten feinen Welt war, und als ein

unerreichbares Muster von Witz und Scharfsinn, burlesken und drolligen Verdrehungen galt.

„Es ist nur Eines verteufelt schade!" — sagte jetzt ein anderer — „daß wir keine Dido haben. In der Höhle sitzen wir ja und naß werden wir heute auch noch, wenn auch nur von Innen."

„Nun!" — rief Pallhorst mit pfiffiger Miene — „was soll mein Lohn sein, wenn ich eine Dido herbeischaffe; ist es auch keine Königin von Karthago, so denke ich doch, wir amüsieren uns königlich mit ihr."

„Pallhorst!" — riefen alle Stimmen freudig überrascht.

„Aber Ihr müßt den Pygmalion mit in den Kauf nehmen."

„Wer ist das?"

„Didos Bruder!"

„Du sprichst in Rätseln."

„Die sich gleich lösen sollen!" und der junge Graf Pallhorst ging nach der Thüre, die in das Zimmer Philipps führte, und schlug dreimal in die Hände. Sofort ließ sich eine Violine hören, deren wirklich schönes Spiel alle Anwesenden überraschte; dann fiel eine Harfe ein, bei deren Klang die Gesichter der Anwesenden in Freude aufblitzten.

Als die Musik schwieg, riefen mehrere:

„Herein! herein! mit Dido und Pygmalion!"

„Nur Pescara vertrat Pallhorst die Thüre und sagte:

„Ich bitt Dich, Freund, habe einen Augenblick Geduld und beantworte mir eine Frage."

„Und die wäre?"

„Bist Du denn auch Deiner Leute sicher? werden sie uns nicht verraten?"

„Darüber könnt Ihr ruhig sein, Freunde!" — entgegnete Pallhorst. — „Zwar sprach ich bis jetzt noch kein Wörtchen über diesen Gegenstand mit ihnen; aber einmal sind es Menschen, welche sich den Mund mit Gold schließen lassen, und dann . . . werde ich sie heute Nacht noch so sehr in eine gewisse Sache verwickeln, daß sie mein auf Tod und Leben sind."

„Dann ist's gut!" — entgegnete Pescara und gab die Thüre frei. — „Aber vorsichtig müssen wir eben doch vor allen Dingen sein." — Philipp öffnete jetzt auf einen Wink Pallhorsts die äußere Pforte und ließ Leo und Henriette ein. Man kann sich denken, welch' Staunen beide erfaßte, als sie sich so plötzlich aus der Dunkelheit in den hell erleuchteten Raum —

von dem Vorplatze eines alten halbverfallenen Bauernhauses in ein prächtig ausgestattetes Gemach versetzt sahen. Es schien ihnen fast wie Zauberei und beide bedurften einiger Minuten, um sich zurecht zu finden. Die Ausgelassenheiten der jungen Herren verhalfen ihnen indes bald dazu.

Champagner und ein reiches Nachtessen — von Philipp, dem ehemaligen Koch, trefflich zubereitet — wurde jetzt aufgetragen, und so schwanden die nächsten Stunden unter wildem Jubel, tollen Späßen, Zechen und Liebeln. Wild und verwegen schrieen oft die Töne der Geige dazwischen, während, nach abgehobenem Mahle, das Klingen des Goldes, das von den Pointeurs zu dem Bankhaltenden und von diesem wieder zu den Pointeurs zurück in den großen Haufen floß und rollte, gar verführerisch in die Ohren der Geschwister Berton drang.

Und immer reichlicher floß der Wein, bis ihn ein feuerflüssiger köstlicher Punsch ablöste. Mit ihm aber steigerten sich die bacchantischen Scenen, die letzten Reste der nur äußeren Vornehmheit sanken und bald lallten nur noch die Zungen in Ekel erregenden Witzen oder gemeinen Liedern.

Nur Pallhorst hatte sich heute einigermaßen gehalten, indem er sein Glas so oft er konnte umwarf oder unbemerkt auf den prächtigen Teppich goß, der das Zimmer deckte. Dabei schürte er, als die Köpfe schon in lichten Flammen standen, die Spielwut seiner Freunde mehr denn je, bis es ihm gelungen, die allgemeine Aufmerksamkeit so sehr den Chancen des Pharao zuzuwenden, daß er, ohne Aufsehen zu erregen, Leo und Henriette entfernen konnte. Auf einen Wink folgten ihm denn auch beide nach einem der kleinen Zimmer.

Champagner und Punsch hatten indessen auch bei diesen sehr merklich gewirkt. Henriettens Augenlieder senkten sich mit Wucht nnd der junge Graf konnte sich kaum des Lächels enthalten, als er die Anstrengungen bemerkte, die sie machte, die müden Augen offen zu halten.

„Signora!“ — sagte er daher, indem er eines der kleinen Zimmer öffnete und auf den breiten weichen Divan mit schwellenden Kissen wies, der sich hier befand — „Sie sind sehr müde, legen Sie sich ein wenig zur Ruhe nieder und schlafen Sie ein paar Stündchen.“

„Aber“ — versetzte Henriette, indem sie wirklich schon zwischen Schlaf und Wachen schwankte — „kann ich auch . . .“

„Sein Sie unbesorgt", — fiel ihr Pallhorst in das Wort — „ich werde Sie einschließen und den Schlüssel bei mir behalten."

Und Henrietten in das Zimmer schiebend, schloß er dasselbe in der That ab und schob den Schlüssel in seine Tasche.

Als dies geschehen, führte er Leo nach dem anstoßenden Gemach. Die Aufgabe war jedoch nicht so leicht, da ihnen Philipp, der total betrunken an dem Boden lag, den Weg versperrte, und der Geiger, selbst seiner Füße nicht mehr ganz Meister, kaum über denselben hinweg zu steigen vermochte. Endlich gelang es indessen doch: Leo mußte sich niedersetzen, der junge Graf holte noch zwei große silberne Becher voll Punsch, worauf er Berton aufforderte, ihm offen sein Verhältnis zu Beethoven darzulegen. Die Aufforderung zur Offenheit wäre übrigens jetzt kaum notwendig gewesen, da der Zustand, in welchem sich Leo befand, diese von selbst mitzubringen pflegt. Er erzählte demnach auch seine ganze Geschichte, nur daß er natürlich Beethoven, als den Räuber seiner Zukunft und seines Glückes, und den Urheber seiner jetzigen Gesunkenheit darstellte; ja, er ward, als er auf das letztere Thema kam, so weich, daß er in seiner Weingerührtheit zu weinen anfing.

Graf Pallhorst wußte jetzt schon genug. Mit einem schadenfrohen verbissenen Lächeln tröstete er den in Schmerz zerfließenden Geiger, teilte ihm mit, daß auch er von Beethoven auf das schmählichste beleidigt sei und frug Leo endlich, indem er eine Hand voll Goldstücke vor ihn auf den Tisch legte, ob er mit ihm Hand in Hand gehen wolle, sich an dem gemeinschaftlichen Feinde zu rächen.

Natürlich ging der Gefragte unbedingt hierauf ein; worauf ihm Pallhorst seinen Namen sagte und sich von Leo die Adresse seiner Wohnung erbat, um bei gelegenerer Zeit das Weitere zu besprechen. Im nüchternen Zustande hätte nun Leo, getrieben von einem Restchen Scham, diese Adresse nicht gegeben, jetzt aber dachte er nur an das Einstreichen des vor ihm liegenden Goldes und den Verdienst, der ihm und seiner Schwester durch die Verbindung mit dem jungen Grafen noch blühe; er schrieb daher ohne weiteres das Nötige mit unsicherer Hand auf den Zettel, den ihm Pallhorst hinschob.

„Gut!" — sagte dieser jetzt — „in einigen Tagen werde ich Sie um die Mittagstunde besuchen, dann besprechen wir in Ruhe, was weiter zu thun ist. Stecken Sie das Gold ein, es gehört Ihnen, und wenn Sie mir gut dienen, soll Ihnen das Zehnfache werden!"

Leo gehorchte entzückt.

„Aber jetzt noch eins!" — fuhr der Graf fort. — „Von allem, was Sie heute gesehen und gehört haben, darf kein Wort über Ihre und Ihrer Schwester Lippen kommen. Niemand darf erfahren, wo Sie mit uns waren, und was hier vorging. Sie sind jetzt einmal in unseren Bund getreten; würde irgend etwas entdeckt, werden wir, durch unsere Stellung im Leben gesichert, uns leicht aus der Sache ziehen; dann aber sind Sie und Ihre Schwester, als Ausländer und ohne allen und jeden Schutz, rettungslos verloren." Sehen Sie dies ein?"

„Gewiß!"

„Und wollen Sie mir feierlich geloben, zu schweigen?"

„Ich gelobe es!"

„Nun gut! So pflegen auch Sie jetzt der Ruhe. Wenn es Zeit zum Weggehen ist, werde ich Sie wecken."

Und nachdem Pallhorst noch einmal den großen silbernen Becher Leos mit Punsch gefüllt und ihn vor ihn hingestellt hatte, verließ er das Gemach. Leo aber streckte sich der Länge nach auf den Divan, trank den Becher wiederholt auf einen Zug aus, und lag in wenigen Minuten später in tiefem Schlafe. —

Graf Pallhorst horchte, bis er den Geiger schnarchen hörte, dann griff er in seine Tasche und zog mit dem Lachen eines Satyrs einen Schlüssel aus derselben. Zwei Minuten später . . . war er nicht mehr zu sehen. —

Ein Attentat.

Der Wiener Kaiserhof hatte damals, wie schon zu den Zeiten Maria Theresia's und Franz I., zwei Hauptsommerresidenzen: Laxenburg und Schönbrunn, von welchen die erstere fast jedes Jahr auf einige Wochen im Frühling und im Herbst, die letztere meist im Sommer bezogen wurde.

Aber wie anmutig und sonnig liegt auch Laxenburg! Wie ein sonntäglich geschmücktes spielendes Kind hat es sich hingestreckt in die weite Ebene bei Wien, welche die ungarischen Höhen und der Schneeberg einschließen. Von allen Seiten grüßen freundliche Dörfer, an die sich damals noch eine glänzende Reihe von Landhäusern und Schlössern des österreichischen Adels anschloß, die jetzt — der Industrie weichend — längst verschwunden sind.

Ein ganz eigener Zauber verbindet sich dabei mit diesem alten Sommersitze der Habsburger, und ungeachtet der Veränderungen, die Laxenburg im vorigen Jahrhundert und in dem unseren, besonders unter Kaiser Franz I., erfahren, leben hier die reichsten historischen Erinnerungen auf. Die schattige Allee von Rüstern und Linden, welche von Wien bis zu dem Schloßthore in Laxenburg führt, wurde schon von Leopold I. angelegt, der hier so gerne mit seiner ersten Frau, der jungen Margarethe Therese aus Spanien, verweilte und zugleich die schwerste Zeit seines Lebens daselbst zubrachte. Damals bestand das Schloß nur aus einem Hauptgebäude mit zwei Türmen, rings umschlossen von einem breiten Wassergraben, über den eine hölzerne Brücke führte. Weiter hinaus standen die Nebengebäude.

Aber auch Maria Theresia verweilte hier gerne in stiller Zurückgezogenheit. Dann entfaltete sich an diesem reizenden Orte

das engste Familienleben des Hofes. Darum nahmen denn auch die Kaiserin und ihr Gemahl hier von Jahr zu Jahr Verschönerungen vor. 1753 wurde am Ende des Hofgartens, gegenüber dem Sinzendorf'schen Hause, ein neues Theater gebaut; das grüne Lusthaus wurde errichtet und war oft der Versammlungsort einer fröhlichen Gesellschaft. 1754 hatte der Kaiser, um die Kaiserin, die in diesem Jahre schon anfangs Mai nach Laxenburg übersiedelte, zu überraschen, insgeheim den Garten vergrößern lassen; Springbrunnen, ein Tiergarten, Lustwäldchen waren angelegt und das Ganze mit Alleen und Pavillons geziert. 1755 wurde die Kapelle restauriert. Da indeß in Laxenburg wenig Platz war, blieben die älteren Kinder gewöhnlich in Schönbrunn, die jüngeren in Hetzendorf. Welche Freude war es alsdann für alle, wenn sie nach Laxenburg kommen und dort übernachten durften.

Für den Aufenthalt in Laxenburg war dabei immer nur eine ausgewählte Gesellschaft bestimmt. Die Kaiserin traf von Jahr zu Jahr selbst die Wahl der Gäste und nahm bei dieser hauptsächlich darauf Rücksicht: wie sie den Adel verbinden, den Kaiser unterhalten und jede unanständige Gesellschaft fernhalten konnte. Wie sich von selbst versteht, wurde es daher auch immer als eine große Gunst angesehen, in diesen engen Kreis mit aufgenommen zu werden. Ein großer Teil des Adels kaufte und baute sich infolge dessen Häuser im Markte. Ulefeld z. B. besaß ein Haus in der nächsten Nähe des Schlosses, das noch heute das Ulefeld'sche Haus heißt. Rudolf Chotek und Schwarzenberg waren dort ansässig. Dem Grafen Anton Colloredo, dem zweiten Sohne des Reichsvizekanzlers, damals Chef der Garden, schenkte sogar die Kaiserin selbst 1758 das Palais, das sie von der Witwe des böhmischen Hofkanzlers Graf Kollowrat gekauft hatte. Ebenso besaßen Hans Adam Auersperg und seine schöne Frau ein Haus in Laxenburg.

Noch bedeutender wie Laxenburg wurde indessen unter Maria Theresia und ihren Nachfolgern das liebliche Schönbrunn.

Auch Schönbrunn liegt in jener freundlichen Ebene bei Wien, und zwar zwischen Feld und Flur, am Saume der Reviere, die von so vielen festlichen Treibjagen aus den glänzendsten Zeiten des Waidwerks erzählen können. Es ist ein prächtiger Kaisersitz mit seinen großen Sälen, breiten Treppen und grünen Gartenwänden, . . . so recht ein Denkmal aus den Zeiten der großen Kaiserin.

Und wie klein war sein Anfang! Aus einem unbedeutenden

Jagdschlosse erhob sich eine großartige Residenz, in deren fürstlichen Hallen der kaiserliche Hof jetzt allsommerlich seit Generationen weilt.

Noch 1672 stand dort nur ein einförmiges Gebäude mit Mauern umgeben. Aber schon Leopold I. baute für den römischen König Joseph das Hauptgebäude; während Maria Theresia das Schloß von Grund aus neu aufführen ließ. Von da an wurden von Jahr zu Jahr neue Verschönerungen vorgenommen.

Der französische Garten mit seinen grünen Alleen, Ruinen, Glorietten und Statuen ist dabei größtenteils eine Schöpfung des Kaisers. Aber die Sympathien eines jeden Österreichers knüpften sich auch an dieses kaiserliche Haus, so daß schon damals die Wiener ihre Sonntagsfahrten namentlich nach Schönbrunn machten, hauptsächlich auch um einmal ihre stattliche Kaiserin mit Gemahl und Kindern durch die grünen Gänge lustwandeln zu sehen. Die Kaiserin aber freute dies so sehr, daß sie den Eintritt frei gab, ja sie erlaubte sogar einem bürgerlichen Koch in einem Nebengebäude Wirtschaft zu treiben.

Von Schönbrunn aus machte der Hof alsdann häufige Besuche bei den adeligen Familien, die in der Umgegend von Wien gegen den Semmering und das Leithagebirge Schlösser und Landhäuser besaßen. Ja es waren sogar zu jener Zeit für Schönbrunn und Laxenburg eigene Hoftrachten vorgeschrieben. Die Damen trugen schwere seidene, bauschige, von Guirlanden umhangene Kleider, die Füße in seidenen Schuhen; über den geschminkten und mit Schönheitspflästerchen versehenen Gesichtern erhoben sich wie Türme hohe gepuderte Frisuren. Die Kavaliere erschienen dabei im französischen Hofkleide mit faltigen bequemen Röcken, reich in Silber und Gold gestickt; die Westen mit Edelsteinknöpfen besetzt; die Halsbinden von feiner holländischer Leinwand; mit seidenen Beinkleidern, Strümpfen und Schuhen. Bilder von 1758 zeigen uns die Damen in Laxenburg in roten robes oder sacs, die mit Gold und Silber durchflochten und mit Blonden verbrämt waren. Die Männer hatten rottuchene Fracks, goldgestickte Oberröcke und grüne Westen mit goldener Einfassung. Schon 1757 war diese Tracht vorgeschrieben, kam aber damals wegen der Kriegsereignisse nicht zur Ausführung. Maria Theresia hielt überhaupt, nach Frauenart, viel auf Toiletten; sie selbst erschien immer auf das geschmackvollste gekleidet. Wie stattlich aber und schön sah sie alsdann auch aus, wenn sie in der Robe von Silberbrokat erschien, das Leibchen aus blauer Seide, von Dia-

manten wie übergossen; die Coiffüre mit Diamantensternen geziert, die in dem matten Scheine der gepuderten Haare wunderbar aufblitzten.

Jetzt freilich — in der Zeit, von der wir hier erzählen — hatten sich alle diese Dinge gar vielseitig geändert. Durch Joseph II. war ein freierer Geist allüberall eingedrungen, und hatten auch die Regierungen Leopold II. und Franz II. denselben wieder zu vernichten gestrebt, so kamen die großen Tagesbegebenheiten, die Umwälzungen in Frankreich, mit einem Worte: das Fortschreiten der ganzen europäischen Menschheit doch in jeder Beziehung auch hier einer freieren Entwickelung zu gute. Immer hielt indessen auch jetzt noch der Wiener Hof sehr an den alten Sitten fest, wodurch es nicht ausbleiben konnte, daß Steifheit und ein langweilig-zeremonielles Wesen die Nächsten in seinem Gefolge waren.

Ludwig van Beethoven haßte aber diesen Hofton naturgemäß, da sein Element die unbedingteste Freiheit war. „Meine höchsten Herrschaften sind Gott und die Kunst!" — rief er oft, wenn auf Hof und Hofgunst die Rede kam. Peinlich berührte es ihn daher auch jetzt, als dieser seinen Sommeraufenthalt von Laxenburg nach Schönbrunn verlegte, obgleich er vorausgewußt, daß dies geschehen werde. Freilich war ihm derselbe dadurch ungemein nahe gerückt und die glückliche Einsamkeit seines Paradieses zerstört.

Aber es kam jetzt auch noch manches andere hinzu, was ihm Hetzendorf verleidete.

Julie Guicciardi, an deren bezaubernden Umgang und liebenswürdige Gesellschaft er sich bereits so sehr gewöhnt hatte, daß er beide kaum entbehren konnte, zog mit ihrer Mutter, die um der Tochter willen der Nähe des Hofes auswich, wieder nach der Stadt.

Die Lücke, welche in seinem Hetzendorfer Leben, ja in seinem Inneren dadurch entstand, machte ihn mißmutig, und dieser Mißmut fand leider in seinem jetzt immer schärfer hervortretenden Gehörübel einen sehr triftigen Grund zur Steigerung.

Jetzt erst erfuhren seine nächsten und intimsten Freunde, wie Fürst Lichnowsky und van Swieten — aber auch diese nur allein — daß er schon seit einer Reihe von Jahren an einer, freilich bis in die letzte Zeit nur sehr leichten Gehörschwäche leide. Es war Beethoven, als Musiker, zu peinlich gewesen, irgend wem darüber ein Geständnis zu machen. Sein Stolz sträubte

sich gegen das Zugeständnis einer solchen Schwäche. Übrigens trat dies Leiden im Anfange auch nur zeitweise auf und als es nachgerade dauernder wurde, versprachen ja die Ärzte, die er ganz im geheimen konsultierte, eine baldige Besserung.

Aber die Zeit verging . . . und die Besserung blieb aus.

O! wenn er, der Musiker, . . . der Mann, der nur für die Töne, durch sie und in ihnen lebte und webte, daran dachte, wohin dies Übel möglicherweise führen könnte! . . . dann schon bebte er entsetzt zusammen und es war ihm manchmal, als ob ihn Wahnsinn erfassen müsse.

Da stand nun — mitten in der so schön begonnenen Laufbahn — ein dunkler Punkt am fernen Lebens-Horizonte des großen Künstlers, sich immer mehr und mehr nähernd und vergrößernd; . . . jener dunkle Punkt, der bald zur furchtbar-mächtigen Wolke ward, die seine Seele und sein ganzes Leben wie mit einem schwarzen Grabesschleier verhüllen sollte.

Er hatte ihn längst gesehen und schauerte bei seinem Anblicke wie vor dem entsetzlichsten Unglück, das ihn nur zu treffen vermöge, zurück. Er verbarg die Schwäche, als ob sie eine Schande, eine Schmach für ihn sei, und selbst das Gespenst des Selbstmordes stieg vor seiner Seele auf.*)

Um aber die Verwickelungen, in welche das Leben Beethoven hineinzuziehen anfing, noch zu steigern, umkreiste ihn sein Bruder Karl immer mehr und mehr, immer enger und enger; . . . goß er immer schärferes und ätzenderes Gift in seine unbewachte Seele; . . . schürte er, wie ein höllischer Dämon, die ohnehin in Ludwigs Tiefinnerstem leise glimmende Flamme des Mißtrauens immer mächtiger an.

Es mußte dies aber um so schlimmer sein, als sich in Ludwig van Beethoven schon von vornherein zwei Welten entgegenstanden: eine ideale und eine reale Welt. Er war ja ein großes gewaltiges Genie, mithin, außer in seiner Kunst, nach allen Seiten hin unpraktisch. Wäre er kein Genie, sondern ein einfacher, praktischer Mensch gewesen, so würde er seine ideale Welt mit den Anforderungen der realen in Einklang gebracht haben. Aber das war er nun eben nicht, und so gestaltete sich in seiner idealen

---

*) Beethoven schreibt in einem seiner Briefe an Wegeler: „Hätte ich nicht irgendwo gelesen, der Mensch dürfe nicht freiwillig scheiden von seinem Leben, so lange er noch eine gute That verrichten kann, längst wär' ich nicht mehr — und zwar durch mich selbst.“

Welt alles anders, als es da außen in der Wiklichkeit war. Sein großer gewaltiger Geist, in der griechischen Ideenwelt — namentlich der des Platon — zu Hause, verlangte die Verwirklichung der Ansichten und Anschauungen Platons im Staate und bei dem Menschen seines Umganges. Daher seine immerwährende Opposition gegen alles Bestehende und Wirkliche im Staatenleben, ... daher die zahllosen Täuschungen in dem Umgange mit anderen und das so häufige Nichtverstehen der ihm doch so nahe stehenden und wohlwollenden Menschen.

Und was ging nun für ihn naturgemäß hieraus hervor? Die ganze natürliche Folge war, daß er sich in der realen Welt und allen ihren Verhältnissen stets und immer wie ein Fremdling vorkam. Er — Ludwig van Beethoven — der große Künstler, der gewaltige Geist, blieb für sein ganzes Leben, was die praktische Welt betrifft, in einer Art Kindheit; er, Ludwig van Beethoven — der Heros der Kunst, der lichteste Stern am Himmel der Musik, der Mann großer gewaltiger Ideen, der himmelstürmende Titanite ... er bedurfte in den allergewöhnlichsten Dingen im Leben einen Führer, ... und fand ihn leider, leider! in seinem Bruder Karl.

Und warum in diesem und nicht in Lichnowsky, in van Swieten oder einem anderen edlen Menschen?

Einmal, weil tiefwurzelnde Bruderliebe, die gegen Karl keinen Argwohn aufkommen ließ, ihn an denselben fesselte; und dann ... weil es Karl van Beethoven gar trefflich verstand, gerade durch sein perfides Herabsetzen anderer Menschen, durch seine hinterlistigen Verleumdungen und Hetzereien sich den Anstrich zu geben, als harmoniere er mit Ludwig in seiner Weltanschauung; wogegen Beethovens wahre Freunde, durch Offenheit und wohlgemeintes Entgegentreten, ihn gar oft von sich abstießen. Hier tritt uns ja die verwundbare Stelle aller Genies entgegen, die aber auch zugleich meist ihre Schwäche ist: um ihren Kopf soll sich das Universum drehen; von ihnen soll es seine Gesetzgebung annehmen, seine Wissenschaftlichkeit, sein Kunstregiment empfangen, seine Staatsverfassung, seine Pädagogik, seine Religion, kurz alles lernen, was von einem menschlichen Wesen gelernt werden kann; ... ihr Wille soll in allen Dingen positives Gesetz sein.

Die ehrlichen Freunde konnten dies natürlich nicht immer zugeben; Karls gemeiner Natur war dies ein Leichtes. Ludwig ging in die Schlinge und Bruder Karl ... beherrschte ihn,

während er ihn zugleich in pekuniärer Hinsicht, wie und wann er konnte, plünderte.

Aber Karl bedurfte dieser finanziellen Zuschüsse auch sehr, da er, als derber Genußmensch, immer sehr große Ausgaben hatte. Seine hübsche Frau half ihm dabei redlich, das von dem Bruder leicht erworbene Geld zu verschwenden. Und doch zog Ludwig van Beethoven nicht einmal den Vorteil eines erheiternden Umganges aus diesem Verhältnis. Gleich von Anbeginn an hatte sich nämlich in seiner reinen Seele ein instinktiver Widerwille gegen die Schwägerin festgesetzt und nur zu bald fand er denselben durch den Lebenswandel der hübschen aber grenzenlos leichtsinnigen Frau gerechtfertigt.

Ludwig betrat von diesem Augenblicke an des Bruders Wohnung mit keinem Fuße mehr; während Karl so schlau war, diese schlimme Entdeckung dadurch zu seinem Vorteile auszubeuten, daß er unter Seufzern und Thränen den unglücklichen Ehemann spielte, der durch sein Weib nicht nur in seiner Ehre gekränkt, sondern auch durch seine leichtsinnige Verschwendung trotz seiner eigenen Sparsamkeit und seinem rastlosen Schaffen geplündert und mit den drückendsten Nahrungssorgen überhäuft und beladen werde.

Den Bruder aber mit Sorgen beladen und kummervoll zu sehen, vermochte Ludwigs edles Herz nicht: er half daher so oft es nötig, selbst auf die Gefahr hin, in eigener Person darben zu müssen.

Wie wenig dies alles aber seine Verhältnisse in Wien nach seiner Rückkunft von Hetzendorf angenehm machte, läßt sich begreifen und Beethoven wäre in der That jetzt recht unglücklich gewesen, wäre ihm die reale Welt nicht unter den Füßen fast verloren gegangen. Er lebte nur in seiner idealen Welt in musikalischem Schaffen und in einem schwärmerisch-platonischen Lieben seiner angebeteten Julia.

Nur selten freilich konnte er sie jetzt sehen, da Beruf und Schicklichkeit öftere Besuche verboten; aber wie unendlich glücklich machte ihn dafür auch eine Stunde des Zusammenlebens mit der Reizenden.

Auch heute hatte er, eingeladen von dem Grafen Gallenberg, einen schönen, seligen Abend an ihrer Seite verlebt. Wie leicht vergaß sich da das Unwohlsein, das schon seit mehreren Tagen in ihm lag. Ludwig war ja ganz glücklich; denn sein Liebe bedürftiges Herz hatte sich längst mit jugendlicher Glut

Julien erschlossen, wenn er ihr auch noch kein Wort von Liebe gesagt. Er fühlte sie für Julie und empfand, daß auch ihr Herz ihm gehöre.

Dieses ursprüngliche Bewußtsein des Glücks genügte ihm aber auch vollkommen. Es verklärte ja mit Sonnenglanz seine ideale Welt, und an die reale, an die Möglichkeit einer wirklichen Verbindung mit dem jungen reizenden Mädchen, das durch sein Vermögen und seine soziale Stellung so hoch über dem einfachen, wenn auch berühmten Musiker stand . . . an solche gewöhnliche Dinge dachte er gar nicht; sie kamen ihm nicht im entferntesten in den Sinn.

Welch' ein wunderschönes geistiges und künstlerisches Leben hatte sich dagegen seit ihrem gemeinsamen Aufenthalte in Hetzendorf zwischen beiden entsponnen. Wie verband es sie selbst jetzt noch, wenn sie sich auch seltener sahen, und wie doppelt freudig rauschte es dann auf. Heilig war dabei beiden die Erinnerung an diesen freundlichen Sommeraufenthalt, während dessen ihre reinen Gemüter so manchen Hochgenuß aus der Natur und dem Leben in ihr gesogen.

Es lag daher nahe, daß sie auch heute wieder in schöner Rückerinnerung auf diesen Gegenstand kamen.

„Natur und Leben sind doch die beiden großen Spiegel der ewigen Vernunft und Schönheit!“ — sagte jetzt Beethoven, der in einer der Ecken des Salons in sinnigem Gespräche neben Julien Guicciardi saß, und mit Entzücken in ihr liebes Antlitz blickte. — „Bei dem Ineinandergreifen und gegenseitigem Zurückstrahlen beider, ist ja zwischen Natur und Leben keine Grenze.“

Julie sah hier Beethoven mit ihren großen klaren Augen bedeutungsvoll an: „Ich verstehe Sie!“ — sagte sie dabei. — „Keines ist ein so eigenes Gebiet für sich, daß man in dem einen zu wandeln vermöchte, ohne das andere entbehren zu können.“

„Natürlich!“ — fuhr Beethoven fort — „denn ist es des Dichters wie des Musikers höchste Aufgabe, mit weltanschauendem Geiste sich den Gestalten der Kunst zu nahen, so gehören zu dieser Weltanschauung notwendig beide Gebiete des Daseins. Die höchste Aufgabe jeden Künstlers soll es ja sein: die Natur mit dem Leben, das Leben mit der Natur und beide mit sich selbst zu versöhnen.“

Über Juliens Züge lief hier ein feines, unendlich lieb-

liches Lächeln. Sie gedachte der psychologisch wunderbaren Erscheinung, daß ein Mann, wie Beethoven, auf dem Gebiete der Theorie und Kunst so richtig denken könne, während er im praktischen Leben derselben Wahrheit so fern stehe. Aber gerade dies Rätselhafte in Beethovens Charakter und Wesen fesselte sie doppelt. Sie freute sich, auch hier einen Blick in die Tiefen dieses Geistes werfen zu können, und sagte daher:

„Dazu reichen aber wohl Phantasie, Gemüt und künstlerisches Anschauen der Welt — diese allerdings köstliche Mitgift der Natur — nicht aus?“

„Gewiß nicht!“ — versetzte der Maestro. — „Mit ihnen erringt der Künstler eben nur die künstlerische Betrachtungsweise, die Form. Er soll aber auch — und das ist ja das Wichtigste — Inhalt in die Form bringen, soll die poetischen Empfindungen seines Gemütes, welche so leicht irren, wissenschaftlich läutern, soll von den Höhen eines einigen, klar bewußten Gedankens den Maßstab an jede seiner Gestalten legen, soll diese mit jenem durchdringen, um das Licht des Daseins ebenso klar durch jede geistige Faser seiner Gestalten hindurchspiegeln zu lassen, wie der Fürst und König der Krystalle, der Diamant.“

„Wie recht haben Sie!“ — sagte Julie, mit freudiger Erregtheit dem Freunde in das durchgeistigte Antlitz blickend, dessen wunderbar großartige Bedeutsamkeit ihr noch nie so überwältigend entgegengetreten war, wie eben jetzt. Seine sonst durchaus nicht schönen Züge hatten in diesem Momente etwas Bezauberndes, königlich Großes, Hinreißendes. Julie fand den Freund entzückend . . . es war ein schlagender Sieg des Geistes über die Materie. — „Sie haben recht!“ — wiederholte sie, und ihre Worte klangen wie ein Gebet voll Entzücken und Verehrung; — „aber gewiß nur die wenigsten Sterblichen vermögen das zu vollbringen, was Sie eben angedeutet.“

„Es bedarf freilich dazu einer göttlichen Weihe!“ — fuhr Beethoven fort — „die sich von außen her nicht geben und nicht nehmen läßt; aber demjenigen, dem Gott dies köstliche Geschenk in die Wege gelegt hat, dem reicht dann auch noch, will er diese große Aufgabe wirklich lösen, die Wissenschaft brüderlich die Hand. Sie führt ihn auf die Grundgesetze alles Bestehenden, auf das Wesen der Dinge, auf das Ewige in der Erscheinung, zu eigenen, noch uneröffneten Schachten und zeigt ihm dort — in

verborgenem Grunde ruhend — Millionen Schätze in des Daseins Tiefen."

„Wissen Sie, mein Freund!" — sagte hier Julie — „wie mir dies vorkommt?"

„Nun?"

„Dem sinnigen Märchen gleich, welches in geheimnisvoller Nacht den Wanderer in der Berge Schluchten sich verirren, den Geist der Berge ihm erscheinen, die Felsen sich öffnen, den Wanderer durch die geöffneten Pforten eintreten, in lichtfunkelnden Sälen alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten schauen läßt. Wie ist er dann berauscht, der Glückliche, von all' der Pracht und all' dem Glanz, wie reich beladen mit Gold und Edelsteinen kehrt er zur Oberwelt zurück. So macht die mit der Kunst vermählte Wissenschaft ihre Auserwählten lichtempfangend und lichtspendend. Indem sie dem Künstler eigene Welten eröffnet, stellt sie ihn auf eigene Füße, zeigt ihm in der Masse des Geschaffenen das Ewige, Bleibende, Wesentliche!"

„Ja, Julie, ja!" — sagte hier Beethoven und ergriff des Mädchens Hand, das ihm sanft errötend und überglücklich zulächelte — „ohne dies Erkennen und Auffinden des Ewigen, Bleibenden und Wesentlichen in immer neuer Form und Gestaltung würde der Künstler ja genötigt sein, in alte tausendfach verbrauchte Bilder und Anschauungen zurückzufallen und sich in eitlen Oberflächlichkeiten zu bewegen. Dann aber würde selbst das beste Talent aus Mangel an Tiefe zu Grunde gehen. Denken wir nur an den alten würdigen Sebastian Bach, an Händel, Gluck, Mozart und im Reiche der Dichtkunst an den Riesengeist Shakespeare!"

„Und" — fügte Julie freundlich hinzu — „an den bescheidenen, aber darum nicht minder großen Beethoven."

„Der wenigstens das gleiche Streben wie jene großen Männer in Herz und Seele trägt!" — versetzte der Maestro mit einem leisen Druck der geliebten Hand. — „Aber kommen wir noch einmal auf den großen Britten zurück. Findet sich in Shakespeares Dramen nicht ganz und gar dies tiefe Eindringen in das Wesen der Natur und der Kunst?"

„O gewiß!" — sagte Julie mit Begeisterung. — „Davon zeugen ja die wunderbar natürlichen Charaktere seiner sämtlichen Menschen."

„Und warum?"

„Weil sie Gestalten mit Fleisch und Blut sind, ... weil

sie im unmittelbaren Umgange mit der Natur aus den Schachten des Lebens gewonnen wurden. — Aber" — setzte hier Julie hinzu — „wissen Sie, lieber Beethoven, wen ich von unseren jetzt lebenden Dichtern hier eingereiht wissen möchte?"

„Nun?"

„Goethe!"

„Und das mit Recht!" — fiel Beethoven ein. — „Ich möchte ihn einmal persönlich kennen lernen, diesen unsern objektivsten Dichter. Er hat bei mir den Klopstock völlig in den Hintergrund gestellt. Gehoben und getragen von der Natur selbst sind ja sein Götz von Berlichingen, sein Werther, Wilhelm Meister, Clavigo und vor allen Dingen sein großer, herrlicher Faust, dieser vollendetste Ausdruck der Objektivität im Großen!"

„Und" — setzte Julie hinzu — „nicht zu vergessen sein wundervolles Epos „Hermann und Dorothea!" — dieses Muster eines Gedichtes voll Einfachheit, Wahrheit und Natur!"

„Ja Natur! Natur!" — wiederholte Beethoven sinnend. — „Sie in der Kunst festzuhalten und wiederzugeben ist eben das Schwerste des Schweren. Da meinen die meisten jungen Künstler: der bloße Umgang mit der Natur, das sei schon genug, . . . das Wandern durch Wald und Flur, durch Berg und Thal, auf Strom und Meer . . . aber . . . das haucht dem Menschen noch lange den weltversöhnenden Geist nicht ein. Im Gegenteil, das reine Natur Genießen stimmt eher zur Gefühlsseligkeit, als zur Tiefe, giebt statt Klarheit nur unbestimmte, unklare Empfindungen."

„Ja, so ist es in der That!" — sagte hier Julie. — „Wie oft habe ich dies bei Freundinnen bemerkt. Diese Unklarheit der Empfindungen ist ja gerade bei dem weiblichen Geschlechte so recht zu Hause. Zu viele Gefühle auf einmal wecken, führt zur Verschwommenheit. Ein unbestimmtes Etwas, ein unbestimmtes Sehnen erfaßt die Brust in Waldesbrausen und Waldgeflüster und führt am Ende zu einer Herz und Geist leer und öde lassenden Gefühlsschwärmerei."

„Darum muß der Künstler, will er etwas Tüchtiges werden, an die Stelle dieser Gefühlsschwärmerei wahres Gefühl und tiefes Eindringen und Erkennen setzen!" — rief Beethoven. — „Die ganze Natur erscheint dem Gefühlsmenschen als eine große Elegie von ewigem Leben und ewigem Tode, und statt der Kraft und der Frische, dem Mut und der Lust des Daseins, berührt

nur die Klage und der thatlos-jammernde Weltschmerz seine Seele. Wie kann dann der schaffende Geist dem wahren Schmerz der Menschheit Versöhnung bringen?! — Nein, nein! der echte Künstler soll auf den höchsten Zinnen der Weltanschauung stehen; er muß sich bei allem Eindringen in die Tiefe, bei allem Zerlegen und Prüfen, die Frische, Jugend und Gesundheit seiner Gefühle bewahren — muß Jüngling in der Empfindung, gereifter Mann in der Anschauung sein — soll und muß — beide verbindend — der große Versöhner zwischen Geist und Gemüt werden. Er soll der lebendige Ausdruck dessen sein, was das Menschentum in seinen innersten Tiefen belebt und erschüttert. Dazu aber gehört, daß er die Dinge bis in ihr Innerstes schauen, ebenso die ewige Vernunft wie die ewige Schönheit in ihnen wiederfinden könne. Er soll der Feldherr des Menschenherzens sein, dem das Gemüt überall hinfolgt, wohin er es führt."

„Ja!" sagte mit seelenvoll strahlendem Auge Julie, — „und ihm vertrauend, ihn bewundernd und ihm folgend, wird dann die Menschheit in seiner Sicherheit die eigene gewinnen, in seinem Aufschwunge sich selbst erheben, in seiner Vergöttlichung selbst edler, größer, göttlicher werden!"

„Julie!" — rief Beethoven hier, und seine Augen flammten Blitze des Entzückens und eine ganz eigentümliche merkwürdige Verklärung strahlte aus seinen Zügen — „Sie sind das erste Weib, das mich ganz verstanden hat; die erste, die ich aus tiefer Seele, als eine echte Jüngerin der Kunst achte!"

Das Gespräch ward hier unterbrochen; aber Ludwig van Beethoven verlangte es auch nicht danach, mehr zu hören und zu sehen. Wohl wissend, daß Julie nun von der Gesellschaft nicht mehr frei gelassen werden würde, schlich er sich leise davon, das Heiligtum ihres Bildes in Herz und Geist mit sich tragend.

Und fort war sie für ihn wieder, die äußere Welt! In liebliche Gedanken verloren lief er durch die Straßen. Wohin? ..... er wußte es nicht! — Seine Füße trugen ihn mechanisch den gewöhnlichen Heimweg. Was um ihn vorging? .... er sah es nicht! — Er bemerkte selbst die seltsame Gestalt mit der Violine nicht, die ihm in der Dunkelheit bald folgte, bald voranschritt. Auch der Hufschlag eines nicht allzufernen Pferdes verhallte an seinem kranken Ohre. Und doch blieb er plötzlich stehen und lauschte: wunderbare Töne stiegen dicht vor ihm auf. Er

strengte sein Gehör an: es waren die Töne einer Geige, die meisterhaft, aber mit einer Art diabolischen Ingrimms, gespielt wurde.

Eine Geige? in der Nacht und auf der Straße? und so meisterhaft gehandhabt? Beethoven schüttelte erstaunt den Kopf und ging rasch auf die Gegend zu, aus welcher die Töne kamen; aber in demselben Augenblicke verstummten sie auch und Ludwig schien es, als habe er einen Schatten an den Häusern hingleiten sehen.

Doppelt gespannt, schritt er vorwärts; da erschallten die Töne wieder und noch toller, noch gespenstischer, aber auch noch origineller und infernalischer.

Beethoven war im höchsten Grade überrascht. Das geniale, wenn auch wilde und rauhe Spiel erfaßte ihn wunderbar. Aber so oft er sich näherte, verstummte es, um einige Schritte weiter, wieder anzusetzen. Und doch! er mußte erfahren, wer der Spieler war.

Huschte da nicht die Gestalt in eine kleine ganz enge Straße? .... Richtig! ..... vielleicht zwanzig Schritte weiter hob das Spiel wieder an. Rasch bog der Maestro ein. Er bemerkte ja nicht, daß die Häuser sich hier auf beiden Seiten so nahe standen, daß kaum zwei Menschen an einander vorüber konnten, und hätte er es kaum bemerkt, er würde ja ohnedem keinen Wert darauf gelegt haben. Aber diesmal schien auch der Spieler Stand zu halten. Beethoven, der seine Augen doppelt anstrengte, gewahrte die Gestalt jetzt dicht vor sich, nahe einer Thüre, die in eines der alten Häuser führte und die so in das Haus hineingebaut war, daß sie zugleich — der engen Straße halber — als ein kleiner Raum zum Ausweichen dienen konnte.

Jetzt hatte Beethoven die Gestalt erreicht, ... eben wollte er sie freundlich ansprechen, ... als ein Reiter wie wahnsinnig dicht hinter ihm hergesprengt kam. Erschrocken drängte Beethoven nach der Thüre, da ihm das Pferd, das die ganze Breite der Straße einnahm, in der nächsten Minute niederrennen mußte; aber die Gestalt füllte den Raum zwischen dem Thürpfosten geflissentlich aus, Ludwig mit Gewalt zurückdrängend.

Da — wie mit dem Aufleuchten eines Blitzes — erkannte Beethoven seine Lage; aber ebenso schnell hatte die Elastizität seines Geistes einen Entschluß gefaßt. Mit der ihm angeborenen titanischen Kraft sich dem Reiter entgegenwerfend, fiel er dem

Pferde mit beiden Armen in die Zügel, den Kopf des Tieres so gewaltig emporreißend, daß es stöhnend und schnaubend hochaufstieg. In demselben Momente aber öffnete — durch die Geigentöne und das hier ganz ungewöhnliche Pferdegetrappel angelockt — einer der benachbarten Hausbewohner einen Fensterladen, ein Streifen matten Lichtes fiel über die sonderbare Gruppe: „Leo!" erschallte es, wie ein aus tiefster Seele hervordringender Schmerzensschrei .... dann der Hufschlag eines weitersprengenden Pferdes .... und .... Todtenstille! —

Das Testament.

Monate waren vergangen, der Winter hatte sich schon wieder zurückgezogen und die ersten Lerchen schmetterten ihren Jubelruf in den Lüften, als Ludwig van Beethoven, von einer schweren Krankheit genesen, nach dem ein und eine halbe Stunde von Wien gelegenen freundlichen Dorfe Heiligenstadt zog, um daselbst in der milden frischen Luft seiner völligen Wiederherstellung entgegenzugehen.

Doktor Schmidt, einer der damals berühmtesten Ärzte Wiens, war es, der ihn behandelt und gerettet, ein Mann der Wissenschaft, von Beethoven zu seinen geschätztesten Freunden gezählt.*)

Aber welche Schwermut lastete seit jener verhängnisvollen Nacht über des Meisters Seele! Niemand erfuhr, was ihm begegnet, auch der Arzt nicht, der nur wußte, daß vor jenem letzten Besuche im Gallenbergschen Palais schon ein Unwohlsein in Beethoven gesteckt, das sich gleich darauf zu einer schweren Krankheit gesteigert habe. Den Grund der bleibenden Melancholie aber suchten Doktor Schmidt und die Freunde — zum großen Teile auch mit Recht — in dem immer zunehmenden Gehörübel des Maestros. — Ach! in dem großen Meister litten ja Körper und Seele gemeinsam auf eine furchtbare Weise!

Was er in moralischer Beziehung erfahren, hatte seinen Glauben an die Menschheit völlig in den Staub getreten; was er geistig bei dem Gedanken an sein physisches Übel litt, brachte ihn bald zu Verzweiflung und Wahnsinn.

---

*) Schindler: S. 49. 50. Beethoven sprach ihm seine Dankbarkeit durch das von ihm selbst in ein Trio arrangierte und Schmidt gewidmete Sextett aus.

Vergebens hatte er bereits im geheimen seit Jahren mediziniert und an seinem Ohre gedoktert: weder das kalte Bad, noch die lauwarmen Donaubäder, weder Doktor Frank, — Direktor der medizinischen Studien in Pavia, dann des allgemeinen Krankenhauses in Wien, — noch Vering — dirigierender Feld-Stabs-Arzt und kaiserlicher Rat — hatten ihm helfen können. Alle Pillen für den Magen, aller Thee und alle stärkenden Medizinen für das Ohr waren umsonst gewesen, er hörte zeitweise etwas besser, zeitweise aber auch nur sehr schwer und seine beiden Ohren sausten und brausten Tag und Nacht fort.*)

„Um Dir einen Begriff von dieser wunderbaren Taubheit zu geben“ — schrieb er in seiner stillen Verzweiflung um jene Zeit selbst an seinen Jugendfreund Wegeler nach Bonn — „so sage ich Dir, daß ich mich im Theater ganz dicht am Orchester anlehnen muß, um den Schauspieler zu verstehen. Die hohen Töne von Instrumenten und Singstimmen höre ich, wenn ich etwas weit weg bin, nicht; im Sprechen ist es zu verwundern, daß es Leute giebt, die es niemals merken; da ich aber meistens ohnedem sehr zerstreut bin, so hält man es dafür. Manchmal auch hör' ich den Redenden, der leise spricht, kaum, . . . ja die Töne wohl, aber die Worte nicht; und doch sobald jemand schreit, ist es mir unausstehlich. Was es nun werden wird, das weiß der liebe Himmel. Hätte ich irgend ein anderes Fach, so ging es noch eher, aber in meinem Fache ist das ein schrecklicher Zustand. Ich habe schon oft . . . . mein Dasein verflucht; Plutarch hat mich zur Resignation zurückgeführt. Ich will, wenns anders möglich ist, meinem Schicksale trotzen, obschon es Augenblicke meines Lebens geben wird, wo ich das unglücklichste Geschöpf Gottes sein werde.“**)

Und war es nicht in der That ein furchtbares Geschick, was Beethoven hier bedrohte!

Trete hinaus, Sterblicher, in Gottes herrliche Natur! Horch, wie die Lerche in den Lüften schmettert, wie der Bach so munter und geschwätzig murmelt, wie der Wind in den Zweigen der Bäume rauscht, im Walde das muntere Chor der Vögel jubelt, und gute Menschen fröhliche Lieder singen. Horch! wie das Abendgeläute herüberschallt von den Dörfern der Ebene, so beschwichtigend und friedlich; . . . alle Träume der Kindheit in dem Herzen

*) Schindler: S. 22. 23. Beethovens eigener Brief an Wegeler.

**) Beethovens Brief an Wegeler. Schindler: S. 24. 25.

wach rufend! — Horch! sauge sie ein, die süßen Töne . . . und . . . sei glücklich! —

Aber jetzt denke dir, die Kraft deines Gehörnerves sei gelähmt; . . . denke, du seist taub!

Und nun tritt wieder hinaus in Gottes herrliche Natur: du siehst die Lerche in den Lüften . . . aber ihr fröhliches Schmettern hörst du nicht! Dein Auge gewahrt das muntere Hüpfen der Wellen, das Wogen und Schwanken der vom Winde bewegten Bäume . . . . aber kein Murmeln, kein Rauschen berührt dein Ohr . . . du hörst sie nicht. Du stehst mitten im Walde . . . aber Totenstille macht ihn dir einsam und öde. Der Abend kommt, der Landmann zieht betend seinen Hut . . . ein entsetzlicher Schauer überläuft dich, du weißt es, daß jetzt die liebe Abendglocke läutet . . . aber du . . . du hörst sie nicht! für dich ist das Reich der Töne auf ewig verschlossen!

Trete hin, Sterblicher, in den Kreis fröhlicher Menschen: horch! wie traulich klingt das Wort, das tief der Seele sich entrungen. Wie erfrischen Scherz und Witz das Gespräch, — wie labt und stärkt sich der Geist im munteren Austausch der Gedanken; wie beglückend, wie beseligend klingt das trauliche „Du", das Wort der Freundschaft, das Geflüster der Liebe!

Und nun denke die Kraft deines Gehörnerves gelähmt! . . . denke, du seist taub!

Du lebst unter den Menschen! Du mußt unter ihnen leben! Du hast das Bedürfnis, dich auszusprechen und im Austausch der Gedanken dein geistiges Dasein zu nähren. Aber du hörst nichts! Der Blick des Mitleidens trifft dich! Die Augen der gesunden Menschenkinder ruhen verwundert auf dir! Wie sie aufleuchten im Gespräche, wie sie funkeln, blitzen . . . . du hörst die Worte nicht, die sie begleiten! — Ihre Züge drücken Trauer, Freude aus . . . . du hörst nicht, was sie sagen. Du hörst nicht den Freund! nicht die Geliebte! . . . . Wie Automaten bewegen sich die Menschen vor deinen Augen und eine gräßliche, marternde Totenstille umgiebt dich, wo du auch seiest.

Lachen sie über dich? — . . . Spotten sie deiner? . . . . Du weißt es nicht, du kannst es nicht wissen! . . . . aber Verzweiflung und Wut erfaßt dich.

Und nun denke: Du sei'st Musiker! Musiker, wie Beethoven, der nur in den Tönen lebt; . . . dessen ganzes Leben und Sinnen in der Musik aufgeht; . . . dessen Beruf Musik ist; . . . der gar nichts Höheres kennt, als Musik; . . . der mit der

glühendsten Leidenschaft Musik treibt! dessen herrlichen Leistungen im Reiche der Töne die Menschheit entgegenjauchzt; . . . . der mit heiliger Begeisterung darnach strebt, das Höchste und Herrlichste in der Tonkunst noch zu leisten; . . . der fühlt und weiß, daß er noch ungeahnte Welten der Musik in seinem Busen trägt! . . . . . denke dich in diesen Heros der Töne und wage dabei den Gedanken zu fassen: du seist taub!

Im Geiste rauschen Melodieen . . . . aber dein Ohr vernimmt keinen Ton! . . .

In deiner Seele erbauen sich Welten der Töne . . . . aber wenn dein Finger die Tasten deines Klaviers berührt . . . hörst du nichts! — Wenn du deine geliebte Violine ergreifst und spielst . . . . vernimmst du nichts! — Wenn du vor deinem Orchester, deiner Welt, deinem alles stehst . . . siehst du die Musiker sich bewegen . . . aber du hörst nichts! —

Still! . . . stumm! . . . lautlos wie im Grabe, wo du bist, wohin du kommst: in der Natur, unter Menschen, vor dem Instrumente, mitten im Tonsturm des Orchesters! — — Still, stumm, lautlos! . . . wie es um den Adler ist, der sich hochoben einsam in dem Äther wiegt! . . .

Still, stumm, lautlos! . . . ein Lebendiger unter den Toten, oder ein Toter unter Lebendigen! — —

Beethoven war noch nicht taub, aber er hörte nur noch schwer. Beethoven hatte die dunkle schwarze Wolke noch nicht erdrückt, aber sie senkte sich mehr und mehr zu ihm herab. Beethoven erlag in Heiligenstadt, wo er den ganzen Sommer zubrachte, fast der Melancholie, die in seinem Herzen und in seinem Geiste Wurzel gefaßt.

O wie schön und freundlich lag draußen der Spätsommer über der Welt, wie heiter lachte die liebe Sonne vom blauen Himmel herab; wie lockten die wogenden Ährenfelder, die fruchtbeladenen Bäume jedes Herz zur Freude . . . das seine war kalt, leer, einsam und verzweifelt. Lange starrte der Maestro gedankenvoll durch die Scheiben, dann drehte er sich plötzlich rasch um, rückte Tinte und Papier zurecht, ergriff die Feder und schrieb.

Ludwig van Beethoven schrieb lange, die Züge seines Gesichtes sprachen einen tiefen, finsteren Ernst aus und wie er stumm und sinnend zeitweise vor sich hinstarrte, glich sein Haupt einer antiken Marmorbüste. Beethoven schrieb wie folgt . . . es war . . . sein Testament:

Für meine Brüder Karl und . . . Beethoven.*)

„O ihr Menschen, die ihr mich für feindselig, störrisch und misantropisch haltet oder erkläret, wie unrecht thut ihr mir, ihr wißt nicht die geheime Ursache von dem, was euch so scheinet! Mein Herz und mein Sinn waren von Kindheit an für das zarte Gefühl des Wohlwollens. Selbst große Handlungen zu verrichten, dazu war ich immer aufgelegt. Aber bedenket nur, daß seit mehreren Jahren ein heilloser Zustand mich befallen, durch unvernünftige Ärzte verschlimmert, von Jahr zu Jahr in der Hoffnung, gebessert zu werden, betrogen, endlich zu dem Überblick eines dauernden Übels (dessen Heilung vielleicht Jahre dauern oder gar unmöglich ist) gezwungen. Mit einem feurigen lebhaften Temperamente geboren; selbst empfänglich für die Zerstreuungen der Gesellschaft, mußte ich früh mich absondern, einsam mein Leben zubringen; wollte ich mich auch zuweilen über alles das hinaussetzen, o wie hart wurde ich durch die verdoppelte traurige Erfahrung meines schlechten Gehörs dann zurückgestoßen, und doch wars mir nicht möglich, den Menschen zu sagen: sprecht lauter, schreit, denn ich bin taub! Aber wie wäre es möglich, daß ich die Schwäche eines Sinnes angeben sollte, der bei mir in einem vollkommenern Grade als bei anderen vorhanden sein sollte, — eines Sinnes, den ich einst in der größten Vollkommenheit besaß, in einer Vollkommenheit, wie ihn wenige von meinem Fache gewiß haben, noch gehabt haben! — O ich kann es nicht! — Darum verzeiht, wenn ihr mich da zurückweichen sehen werdet, wo ich mich gerne unter euch mischte. Doppelt wehe thut mir mein Unglück, indem ich dabei verkannt werden muß. Für mich darf Erholung in menschlicher Gesellschaft, feineren Unterredungen, wechselseitigen Ergießungen nicht statt haben. Ganz allein fast, und nur so viel, als es die höchste Notwendigkeit fordert, darf ich mich in Gesellschaft einlassen. Wie ein Verbannter muß ich leben. Nahe ich mich einer Gesellschaft, so überfällt mich eine heiße Ängstlichkeit, indem ich befürchte, in Gefahr gesetzt zu werden, meinen Zustand merken zu lassen. — So war es denn auch dieses

---

*) Historisch. Schindler: S. 50—54. Der ganze Inhalt dieses Aktenstückes bezeugt den Zustand der tiefen Schwermut, in welchem sich Beethoven damals befand. Daß er in dem ganzen Aufsatze den Namen seines zweiten Bruders Johann niemals ausschreibt und nur mit Punkten bezeichnet, ist auffallend und wieder eine seiner zahllosen Sonderbarkeiten, da sich Johann damals schon längst in Wien befand.

halbe Jahr, was ich auf dem Lande zubrachte. Von meinem vernünftigen Arzte aufgefordert, so viel als möglich mein Gehör zu schonen, kam er fast meiner jetzigen natürlichen Disposition entgegen, obschon, vom Triebe zur Gesellschaft manchmal hingerissen, ich mich dazu verleiten ließ. Aber welche Demütigung, wenn jemand neben mir stand und von weitem eine Flöte hörte und ich nichts hörte! Solche Ereignisse brachten mich nahe an Verzweiflung, es fehlte wenig und ich endigte selbst mein Leben. — Nur sie, die Kunst, sie hielt mich zurück! Ach, es dünkte mir unmöglich, die Welt eher zu verlassen, bis ich das alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühlte. Und so friste ich dieses elende Leben, so wahrhaft elend, daß mich eine etwas schnelle Veränderung aus dem besten Zustand in den schlechtesten versetzen kann. Geduld — so heißt es, sie muß ich nun zur Führerin wählen! Ich habe es. — Dauernd hoffe ich, soll nun mein Entschluß sein, auszuharren, bis es den unerbittlichen Parzen gefällt, den Faden zu brechen. Vielleicht geht es besser, vielleicht nicht. Ich bin gefaßt.

Schon so früh gezwungen, Philosoph zu werden! Es ist nicht leicht, für den Künstler schwerer, als für irgend jemand. — Gottheit, du siehst herab auf mein Inneres, du kennst es, du weißt, daß Menschenliebe und Neigung zum Wohlthun darin hausen! O Menschen, wenn ihr einst dieses leset, so denkt, daß ihr mir Unrecht gethan, und der Unglückliche, er tröste sich einen seinesgleichen zu finden, der trotz allen Hindernissen der Natur doch noch alles gethan, was in seinem Vermögen stand, um in die Reihe würdiger Künstler und Menschen aufgenommen zu werden. — Ihr meine Brüder Karl und . . . sobald ich tot bin, und Professor Schmidt lebt noch, so bittet ihn in meinem Namen, daß er meine Krankheit beschreibe, und dieses hier geschriebene Blatt füget Ihr dieser meiner Krankengeschichte bei, damit wenigstens so viel als möglich die Welt nach meinem Tode mit mir versöhnt werde. — Zugleich erkläre ich Euch beide hier für die Erben des kleinen Vermögens (wenn man es so nennen kann) von mir. Teilet es redlich, und vertragt und helft Euch einander. Was Ihr mir zuwider gethan, das wißt Ihr, war Euch schon längst verziehen. Dir Bruder Karl danke ich noch insbesondere für Deine in dieser letzteren Zeit mir bewiesene Anhänglichkeit. Mein Wunsch ist, daß Euch ein besseres sorgenloseres Leben als mir werde. Empfehlt Euren Kindern Tugend; sie nur allein kann glücklich machen, nicht Geld. Ich spreche aus Erfahrung.

Sie war es, die mich selbst im Elende gehoben: ihr danke ich nebst meiner Kunst, daß ich durch keinen Selbstmord mein Leben endigte. Lebt wohl und liebt Euch! — Allen Freunden danke ich, besonders Fürst Lichnowsky und Professor Schmidt. — Die Instrumente von Fürst L. wünsche ich, daß sie doch mögen aufbewahrt werden bei einem von Euch: doch entstehe deswegen kein Streit unter Euch. Sobald sie Euch aber zu etwas Nützlicherem dienen können, so verkauft sie nur. Wie froh bin ich, wenn ich auch noch im Grabe Euch nützen kann. So wärs geschehen: — Mit Freuden eile ich dem Tode entgegen. Kommt er früher, als ich Gelegenheit gehabt habe, noch alle meine Kunstfähigkeiten zu entfalten, so wird er mir, trotz meinem harten Schicksale, doch noch zu frühe kommen, und ich würde ihn wohl später wünschen; doch auch dann bin ich zufrieden, befreit er mich doch von einem endlosen Leiden. — Komm wenn du willst, ich gehe dir mutig entgegen. Lebt wohl, und vergeßt mich nicht ganz im Tode, ich habe es um Euch verdient, indem ich in meinem Leben oft an Euch gedacht, Euch glücklich zu machen gestrebt; seid es!*)

Heiligenstadt, den 6. Oktober 1802.

Ludwig van Beethoven.

Beethoven erhob sich hier und ging einigemale in dem Zimmer auf und ab. Dann trat er wieder zu seinem Schreibtische, zündete Licht an, ergriff Sieglack und Petschaft und versah sein Schreiben mit einem Abdrucke des letzteren. Als auch dies geschehen, couvertierte er sein Testament, versiegelte auch den Umschlag und schrieb folgende Zeilen darauf:

„Für meine Brüder Karl und . . . . nach meinem Tode zu lesen und zu vollziehen.

Heiligenstadt, am 6. Oktober 1802.

So nehme ich denn Abschied von dir — und zwar traurig. — Ja, die geliebte Hoffnung, die ich mit hierher nahm, wenigstens bis zu einem gewissen Punkte geheilt zu sein, sie muß mich nun gänzlich verlassen. Wie die Blätter des Herbstes herabfallen, gewelkt sind, so ist auch sie für mich dürre geworden. Fast wie ich hierher kam, gehe ich fort; selbst der hohe Mut, der mich oft in den schönen Sommertagen beseelte, er ist verschwunden. O Vorsehung, laß einmal einen reinen Tag der

*) Wörtlich.

Freude mir erscheinen! So lange schon ist der wahren Freude inniger Wiederhall mir fremd. Wann, o wann, o Gottheit! kann ich im Tempel der Natur und der Menschen ihn wiederfühlen? — Nie? — Nein, es wäre zu hart!“

Er erhob sich von neuem und ging den Rest des Abends mit verschränkten Armen schweigend und in sich gekehrt in seinem Zimmer auf und ab.

Sinfonia eroica.

Zwei Jahre waren seit jener Zeit verschwunden, in welcher Ludwig van Beethoven sein Testament in einer Anwandlung tiefer Melancholie in Heiligenstadt aufgesetzt hatte. Erst zum Herbste jenes Jahres hin war sein Gemütszustand wieder so weit gebessert, daß er den längst gefaßten Plan: dem Helden der Zeit, Napoleon Buonaparte, mit einem großen Instrumentalwerke zu huldigen, wieder aufgreifen konnte.*)

Aber es waren doch nur Momente besserer Stimmung, denn im Ganzen drückte ihn damals gerade die furchtbare Wucht seines Schicksals mehr als je zu Boden. Julie Guicciardi, der lichte Stern seines Lebens, — das herrliche mit der ganzen Innigkeit und Kraft einer großen Seele geliebte Mädchen — war fern von ihm. An der Seite ihrer Mutter Italien durchreisend blieb es sogar unbestimmt, ob und wann sie nach Wien zurückkehren werde. Beethoven aber fühlte diese große, unausfüllbare Lücke in seinem Innern um so schmerzlicher, als ihn zu gleicher Zeit sein Gehörleiden niederbeugte, und der Welt und den Menschen entfremdete. Und doch war dies noch nicht das Schlimmste jener Tage. Er hatte ja wieder eine entsetzliche Erfahrung an der Menschheit gemacht! .... wußte, daß ihn die Rache — im finstern schleichend — in immer engeren Kreisen umziehe; fing, zu seiner Qual, zu ahnen an, daß ihn seine eigenen Brüder mit einem Netz von Betrügereien und Intriguen zu umstricken bemüht seien.

Kein Wunder, daß sich ein furchtbarer Kampf in seiner Seele zu entspinnen begann: der letzte Kampf eines gewaltigen Selbst-

*) Schindler: S. 55. Wegeler und Ries: S. 77.

bewußtseins mit den Niederdrückungsversuchen der äußeren Welt; — der letzte Kampf der seiner Seele inwohnenden Titanenkraft, um die Erringung der vollständigen seelischen Freiheit. Aber diesen Kampf, wie alles, was Beethoven durchlebte, teilte auch sein musikalisches Sein. Schicksal und Studium hatten den Menschen und Musiker bis an den Rand des bisher auch noch für sie Bestehenden getrieben; in beiden stand eine Krisis bevor, deren siegreiche Überwindung Neues, Großes, Gewaltiges gebären mußte. Aus dem Schmerze bitterer Erfahrung sollte der „Mensch“ Beethoven in noch bestimmterer Individualität, der "Musiker" Beethoven in erhöhtem idealem Gehalt nnd formellerer Gestaltung hervorgehen.

Aber diese Krisis war in beiden Beziehungen keine so leicht überwundene; Mensch und Musiker bedurften mehr denn zwei Jahre sie durchzumachen und es kann psychologisch nichts Interessanteres geben, als ihre Abspiegelung und der endliche Sieg der höheren Natur in dem gigantischen Werke, das Beethoven im Herbste 1802 in Heiligenstadt begann und, nach vielen Unterbrechungen, 1804 beendigte: seiner dritten Symphonie (in Es-dur), der sogenannten Sinfonia eroica!

Beethoven hatte bereits in Heiligenstadt und dann, nach seiner Rückkunft in die Residenz, auch in Wien mehrere Sonaten und Quartette, die verschiedene Edelleute und Verleger bestellt hatten, geschrieben*); immer zog es ihn zu dem Gedanken zurück, Napoleon, der für ihn damals noch das Ideal eines Republikaners im Geiste Platons war, eine musikalische Huldigung darzubringen. Von ihm erwartete ja Ludwig van Beethoven wirklich die Aufrichtung einer Republik im Sinne und im Geiste des großen Griechen, und in der That mußten die geschichtlichen Ereignisse diesen Glauben bei einem Manne bestärken, der, wie Beethoven, sehr weit von aller diplomatischen Beobachtungsgabe entfernt, nur dem Drange seines echt künstlerischen Naturells und den Vorbildern seiner idealen Weltauffassung lebte.

Als Buonaparte aus Egypten zurückkehrte, befand sich Frankreich in einem solchen Zustande der Verwirrung und Demoralisation, daß eine neue Umwälzung unvermeidlich war. Das Direktorium hatte sich nicht nur die schändlichsten Gewaltthaten gegen die Bundesgenossen erlaubt, sondern es behandelte auch die

*) Schindler: S. 55.

Franzosen selbst ohne alle Rücksicht auf das Recht oder auch nur auf die gewöhnliche Moral. Alles war aufgebracht, das Volk wünschte allgemein eine Veränderung, so daß fast jedermann Buonapartes Rückkehr als eine Schickung der Vorsehung ansah, um Frankreich aus der Anarchie zu retten.

Kein Mensch auf der ganzen weiten Erde rechnete aber sicherer hierauf, als Beethoven, der — selbst ein siegreicher Napoleon Buonaparte auf dem Felde der Musik — mit doppelter Sympathie auf den Sieger von Montenotte, Lonato, Castiglione, Bassano, Arcole, Lodi und Abukir blickte.

Die Ehrfurcht, Bewunderung, Dankbarkeit und frohe Hoffnung, die man dem großen Feldherrn der Republik damals in Frankreich unter lautem Jubel entgegentrug, fanden daher auch ihr natürliches Echo in Beethovens Brust, und zwar um so mehr und mit um so größerer Berechtigung, als der allgewaltige Maestro sich dem allgewaltigen Helden in vielen Beziehungen verwandt fühlte. Tobte nicht in der Brust des einen wie des anderen ein unbändiges Selbstgefühl? machte sich nicht in beiden eine Titanenkraft geltend, deren trotzige Kundgebungen — dort in den weitesten, hier in engeren Kreisen — die Mitlebenden erbeben machten? schauten nicht beide wie Alexander empor: Welten zu erobern?

Wie natürlich begründet waren also Beethovens Sympathien für den korsischen Helden, auch schon ohne seine Schwärmerei für eine platonische Republik, für deren Träger er ihn hielt.

Beethoven folgte daher dem Fluge des gallischen Adlers mit dem höchsten Interesse, und dieser Flug ward immer kühner und kühner.

Buonaparte ward erster Konsul! . . . . Beethoven jauchzte freudig auf: jetzt mußte ja die Einrichtung seiner im Ideal erschauten, die Welt beglückenden, platonischen Republik nicht mehr ferne sein; aber Beethoven übersah, daß jetzt schon die französische Republik nichts mehr anders, als eine, unter republikanischen Formen versteckte, militärische Monarchie war.

Da erfüllt die Nachricht des glänzenden Sieges von Marengo die Welt; Napoleons Arm befreit Italien; sein gewaltiger Geist beginnt bereits — den Völkern und Fürsten unbewußt — seinen unabweisbaren Einfluß auf die Geschicke der Welt zu üben; sein Adlerblick ruft die tüchtigsten Männer des Jahrhunderts an die für sie passendsten Stellen; sein Organisationstalent wirft eine

Masse Überlebtes über Bord und ruft im Innern Frankreichs zahllose Verbesserungen hervor — — — er wird Konsul auf Lebenszeit!

Beethoven jauchzt ... Beethoven schwärmt für ihn ... Beethoven komponiert für Napoleon Buonaparte, den Sieger von Marengo, den Stern seiner Zeit, den ersten Mann des Jahrhunderts, seine großartige herrliche dritte Symphonie, dies Prachtwerk nach idealem Gehalt und formeller Gestaltung.

Es war gegen Ende Mai des Jahres 1804, als Ludwig van Beethoven die letzte Hand an sein großes, Napoleon zugedachtes Meisterwerk gelegt.

Beethoven, mit der nochmaligen Durchsicht seiner dritten Symphonie, die in sauberer Abschrift vor ihm lag, eifrigst beschäftigt, saß an seinem Arbeitstische

Es war noch sehr frühe. Die Morgensonne glänzte gar freundlich durch die Fenster seines Zimmers und erleuchtete, wie mit magischem Lichte, zwei eigentümliche Gegenstände, die dem Meister gerade gegenüber auf dem Schreibtische standen. — Es waren dies zwei Aufschriften von einem Isis-Tempel, die Ludwig mit eigener Hand niedergeschrieben und dann in Rahmen hatte fassen lassen. Sie lauteten:

„Ich bin, was da ist. Ich bin alles, was ist, was war und was sein wird; kein sterblicher Mensch hat je meinen Schleier aufgehoben."

Und die andere:

„Er ist einzig von ihm selbst, und diesem Einzigen sind alle Dinge ihr Dasein schuldig." *)

Beethoven hielt diese Worte für den Inbegriff der höchsten und reinsten Religion. Darum standen denn auch schon seit lange diese beiden eingerahmten Inschriften vor ihm auf dem Schreibtische und oft, sehr oft, ruhte sein Auge auf denselben, während sein Geist dem tiefen Sinne nachforschte, der sich in ihnen aussprach. — Heute war dies indessen nicht der Fall, da die letzte Durchsicht seiner Arbeit ihn jetzt ganz und gar in Anspruch nahm. — Saß Beethoven doch schon seit fünf Uhr des Morgens unbeweglich hier und war so vertieft, daß er außer seiner Arbeit

---

*) Anton Schindler: Biographie von L. v. Beethoven. S. 250 und als Autograph in der ersten Beilage. A. Oulibicheff: Beethoven, ses critiques et ses glossateurs. S. 68.

nichts sah und nichts hörte. Jetzt endlich sprang er begeistert auf, warf die Feder, die er noch hie und da verbessernd angesetzt, bei Seite und rief mit Freude strahlenden Blicken: „Fertig! Gelobt sei Gott! nun ist sie fertig!“

Es lag ein ungeheurer Triumph, ein unaussprechlich entzückendes Bewußtsein in diesem Ausrufe; aber es war ja auch nicht nur das beglückende Gefühl, eine jahrelange Arbeit vollendet zu haben, welches Beethoven in diesem Augenblicke erfaßte und durchdrang; es war zugleich das Bewußtsein des Riesenfortschrittes, den hier der Schöpfer dieses Prachtwerkes seit der Komposition seiner zweiten Symphonie gemacht, und endlich der Gedanke, diesen würdigen Spiegel seiner eigenen, geistigen Kraftentfaltung seinem Lieblinge, seinem Ideal jetzt zusenden zu können.

Und wie groß, wie gewaltig stand dies Werk nun vor seiner Seele!

Es war der Held von Marengo, der hier gefeiert wurde; — es war — ihm vielleicht selbst nicht klar bewußt — Ludwig van Beethoven in der Entwicklung seines Kraftgenies; es war der strahlende Abglanz des ganzen vollen Menschen in der idealen Bedeutung des Wortes.

Der künstlerische Inhalt des Werkes ist die mannichfaltige, mächtig sich durchdringende Empfindung an einer starken vollkommenen Individualität, der nichts Menschliches fremd ist, sondern die alles wahrhaft Menschliche in sich enthält. Diese gewaltige Individualität äußert sich nun dahin, daß sie nach der aufrichtigsten Kundgebung aller edlen Leidenschaften, mit der energischsten Kraft nach dem Abschlusse ihrer Natur ringt. Der Fortschritt zu diesem Abschlusse ist die heroische Richtung in diesem Kunstwerke. Es umfaßt wie in einem glühenden Brennpunkte alle Empfindung einer reichen menschlichen Natur im rastlosesten, thätigsten Affekte. Wonne und Wehe, Lust und Leid, Anmut und Wehmut, Sinnen und Sehnen, Schmachten und Schwelgen, Kühnheit, Trotz und ein unbändiges Selbstgefühl wechseln und durchdringen sich auf das innigste und unmittelbarste und gehen aus von einer Hauptfähigkeit der Kraft. Diese Kraft durch alle Empfindungseindrücke unendlich gesteigert und zur Äußerung der Überfülle ihres Wesens getrieben, ist der bewegende Hauptdrang dieses Tonstückes, sie ballt sich bis zur vernichtenden Gewalt zusammen, und in ihrer trotzigsten Kundgebung glauben wir einen Weltzermalmer vor uns zu sehen, einen Titanen, der mit den Göttern ringt. Diese zerschmetternde Kraft drängt aber nach

einer tragischen Katastrophe hin, deren ernste Bedeutung unserem Gefühle im zweiten Satze der Symphonie sich kundgiebt. Der Tondichter kleidet diese Kundgebung in das musikalische Gewand eines Trauermarsches. Eine durch tiefen Schmerz gebändigte, in feierlicher Trauer bewegte Empfindung teilt sich uns in ergreifender Tonsprache mit: eine ernste männliche Wehmut läßt sich aus der Klage zur weichen Rührung, zur Erinnerung, zur Thräne der Liebe, zur innigen Erhebung, zum begeisterten Ausrufe an. Aus dem Schmerze aber entkeimt eine neue Kraft. Der große, der gewaltige, der feste Mann will nicht erliegen, sondern ertragen. Der Trauer wehrte er nicht, aber er selbst trägt sie auf den starken Wogen eines mutigen, männlichen Herzens.

Und doch wie herrlich bricht sich nach dem Schlusse hin auch die Macht der Liebe eine volle breite Bahn! Die rastlose Bewegung hält an und in edler, gefühlvoller Ruhe spricht sich die Liebe aus, weich und zärtlich beginnend, bis zum entzückenden Hochgefühle sich steigernd, endlich das ganze männliche Herz bis auf seinen tiefsten Grund einnehmend. Noch einmal zuckt das Herz und es quillt die reiche Thräne edler Menschlichkeit: doch aus dem Entzücken der Wehmut bricht kühn der Jubel der Kraft hervor, — der Kraft, die sich der Liebe vermählt, und in der nun der ganze volle Mensch uns jauchzend das Bekenntnis seiner Göttlichkeit zuruft.*)

„Ja! ja! großer herrlicher Mann!“ — rief jetzt Beethoven, im stillem Entzücken mit großen Schritten im Zimmer auf- und abgehend — „dir soll dies, mein bis jetzt gelungenstes Werk, eine Huldigung meines Herzens sein. — O! du wirst sie ja verstehen, diese Töne, die dich zeichnen in deiner ganzen Größe, die aber auch mahnend und bittend an dein Ohr schlagen werden, ein Flehen der ganzen Menschheit; nun auch dein großes Herz der weltbeglückenden Liebe zu öffnen und ihn einzuführen, den Freistaat des Rechtes und der echten Menschlichkeit, wie ihn der große Platon gedacht, und den du so sicher wie ich selbst, in Herz und Geist längst aufgerichtet hast! — Ja! sie sollen mit der ganzen heiligen Gewalt der Musik zu Dir sprechen, diese Töne, und Du wirst sie verstehen und in weltbeglückenden Thaten aufklingen lassen!“

---

*) Weiteres hierüber sagt Richard Wagner: Programm zur heroischen Symphonie. 37. Band der Brendel'schen Musik-Zeitung. Elterlein: S. 38.

Und rasch sich nach dem Schreibtische wendend, ergriff er die Feder und schrieb mit großen Buchstaben die Dedikation auf das Titelblatt. Groß und gewaltig leuchtete oben das Wort: „Buonaparte“ . . . . bescheiden stand unten: Luigi van Beethoven.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und zwei Männer traten ein. Es war der Fürst Lichnowsky und der junge Ries. Beide waren augenscheinlich in großer Aufregung, und Ries — ein Zeitungsblatt in der Hand — perorierte noch im Eintreten. Beethoven staunte, denn es war kaum acht Uhr und jedermann wußte, daß man ihn um diese Stunde nicht stören durfte.

„Nur nicht böse, lieber Beethoven!“ — rief daher auch schon von der Schwelle aus Lichnowsky beschwichtigend, indem er die Hand wie abwehrend aufhob. — „Wir beide haben uns unten am Hause getroffen, da uns eine große Nachricht, die Sie sehr interessieren wird, gleichzeitig hieher trieb.“

„Und was für eine Nachricht wäre das?“ — frug Beethoven gespannt.

„Buonaparte hat sich zum Kaiser erklärt!“ — platzte Ries in höchster Erregtheit und mit dem vollen Ungestüm der Jugend heraus.

Es war indessen gut, daß er in diesem Moment weit genug von seinem Lehrer entfernt stand, da ihm dieser Vorwitz sonst unfehlbar eine gewaltige Ohrfeige eingetragen hätte. Beethoven warf ihm daher jetzt nur einen vernichtenden Blick zu.

„Dummheit!“ — rief er zugleich. — „Lassen Sie Ihre albernen Späße zu Hause.“

Aber er ward plötzlich blaß wie der Tod, als Fürst Lichnowsky die Wahrheit der Nachricht bestätigte. Und doch glaubte er sie nicht.

„Nein! nein! nein: nein!“ — rief er ein= über das anderemal — „das ist nicht möglich! das kann der Sieger von Marengo nicht thun!“

„Aber hier steht es schwarz auf weiß!“ — sagte Ries etwas eingeschüchtert.

„In welchem Lumpenblatt?“ — rief Beethoven.

„In der Kaiserlich und Kurpfalz=Bayrisch privilegierten Allgemeinen Zeitung.“*)

„Ich glaubs doch nicht!“ — schrie Beethoven auf= und

*) Augsburger Allgemeinen.

ablaufend und seine Züge hatten den Ausdruck eines gereizten Löwen angenommen.

„Und dennoch ist es so!“ — fiel hier Lichnowsky ein. — ‚Ein Kabinets-Kourier hat die Nachricht schon vorgestern gebracht; aber sie wurde bis heute Morgen geheim gehalten.“

Beethoven stand erstarrt.

„Soll ich lesen?“ — frug Ries. Der Maestro nickte finster. Ries nahm das Blatt und las:

„Der Senat, unter dem Vorsitze des Konsuls Cambacères, hat in seiner heutigen Sitzung (vom 18.), welcher der Konsul Lebrün beiwohnte, und bei der die Minister gegenwärtig waren, das organische Senatuskonsultum dekretiert, welches dem ersten Konsul den Kaisertitel zuerkennt, und die Erblichkeit der kaiserlichen Würde in seiner Familie feststellt. Er hat beschlossen, sich sofort nach St. Cloud zu verfügen, um dem Kaiser das organische Senatuskonsultum zu überbringen; welcher Entschluß auch sofort zur Ausführung kam. Der Zug war von vielen Truppenkorps begleitet. Der Senat wurde bei seiner Ankunft alsbald zur Audienz des Kaisers zugelassen. Der Konsul Cambacères, Präsident, überreichte das Senatuskonsultum dem ersten Konsul, und sagte: „Sire, das Dekret, welches der Senat eben erlassen hat, und das er nicht säumt, Ew. kaiserlichen Majestät zu überreichen, ist blos der authentische Ausdruck eines schon von der Nation kundgethanen Willens. Dieses Dekret, welches Ihnen einen neuen Titel überträgt und nach Ihnen Ihrem Geschlecht dessen Erblichkeit zusichert, fügt weder Ihrem Ruhme noch Ihren Rechten etwas hinzu. Die Liebe und die Erkenntlichkeit des französischen Volkes haben seit vier Jahren Ew. Majestät die Zügel der Regierung anvertraut und die Satzungen des Staates ließen die Wahl eines Nachfolgers bereits auf Sie ankommen. Die höhere Benennung, die Ihnen zuerkannt wird, ist also nur ein Tribut, den die Nation ihrer eigenen Würde zollt, und ihrem Bedürfnis, Ihnen täglich Zeugnisse einer Ehrfurcht und Zuneigung zu geben, die täglich wächst. Wie könnte auch das französische Volk Grenzen seiner Erkenntlichkeit finden, da Sie Ihrer Sorge für sein Wohl keine setzen? Wie könnte es bei der Erinnerung an das Übel, die es gelitten hat, als es sich selbst überlassen war, ohne Begeisterung an das Glück denken, das es erfährt, seitdem die Vorsehung ihm eingab, sich in Ihre Arme zu werfen? Die Armeen waren besiegt, die Finanzen in Unordnung, der Staatskredit vernichtet; die Faktionen stritten sich um die Überreste

unseres alten Glanzes; die religiösen und selbst die sittlichen Ideen waren verdunkelt; die Gewohnheit, die Macht zu geben und zurückzunehmen, ließ die Obrigkeiten ohne Ansehen, und hatte sogar jede Art von Macht verhaßt gemacht. Ew. Majestät erschienen. Sie riefen den Sieg unter unsere Fahnen zurück; Sie setzten Regel und Ökonomie in den Staatsausgaben fest; die Nation, beruhigt durch den Gebrauch, den Sie davon zu machen wußten, vertraute wieder ihren eigenen Hülfsmitteln; Ihre Weisheit linderte die Wut der Parteien, die Religion sah ihre Altäre wieder aufstehen; die Begriffe von Recht und Unrecht erwachten wieder im Herzen der Bürger, als man die Strafe dem Verbrechen folgen, und ehrenvolle Auszeichnungen die Tugenden belohnen sah."

„Das französische Volk bedient sich daher seiner Rechte, um Ew. kaiserliche Majestät eine Macht zu übertragen, die sein Interesse ihm verbietet, durch sich selbst auszuüben. Es setzt für die künftigen Geschlechter fest und vertraut durch einen feierlichen Vertrag das Glück seiner Enkel den Abkömmlingen Ihres Stammes an. Diese werden Ihren Tugenden nacheifern. Jene werden unsere Liebe und Treue erben. Glücklich die Nation, die nach so vielen Verwirrungen und Ungewißheiten einen Mann in ihrem Schoße findet, der würdig ist, den Sturm der Leidenschaften zu legen, alle Interessen zu vergleichen, alle Stimmen zu vereinigen! Glücklich der Fürst, der seine Macht von dem Willen, dem Vertrauen und der Liebe der Bürger erhält! Der Senat ruft somit im Namen des Volkes Napoleon zum Kaiser der Franzosen aus."

Beethoven hatte bis dahin schweigend und unbeweglich zugehört. Seine buschigen Augenbrauen hatten sich dicht zusammengezogen und zwei tiefe Falten liefen drohend, seinem Gesichte einen furchtbar finsteren Ausdruck gebend, von der Wurzel der Nase bis hoch in die Stirne. — Die Lippen aufgeworfen, die Haare wie eine Löwenmähne das Gesicht umschließend, die Augen zornflammend stand er hochaufgerichtet da, wie ein zürnender Gott.

„Und die Antwort Napoleons?!" — rief er jetzt mit einer solchen Stentorstimme, daß die Saiten der Instrumente nachbebten und die Wände des Zimmers zu wanken schienen. — „Die Antwort Napoleons!"

Ries, das Äußerste fürchtend, las mit schwankendem Tone: „Der Kaiser hat mit folgenden Worten geantwortet: Alles,

was zum Wohle des Vaterlandes beitragen kann, ist wesentlich mit meinem Glück verbunden. Ich nehme den Titel an, den Sie für den Ruhm der Nation zuträglich glauben. Ich unterwerfe der Sanktion des Volkes das Erblichkeitsgesetz. Ich hoffe auch, Frankreich werde die Ehre nie bereuen, mit der es mein Geschlecht umgeben wird. In allen Fällen wird mein Geist nicht mehr bei meiner Nachkommenschaft sein, sobald sie aufhören sollte, die Liebe und das Vertrauen der großen Nation zu verdienen."

„Es ist genug!" — rief hier Beethoven, und zu seinem Schreibtische eilend, erfaßte er mit dem Ausdrucke unaussprechlicher Indignation sein herrliches, Napoleon dediziertes Werk, riß das Titelblatt von oben bis unten durch, schleuderte die Partitur zur Erde, trat sie verächtlich mit Füßen und rief:

„Verflucht und verdammt! so ist denn der auch nichts anderes, als ein gewöhnlicher Mensch! Nun wird auch er alle Menschenrechte mit Füßen treten, nur seinem Ehrgeize fröhnen, sich höher, wie alle andere stellen . . . . . und . . . . ein Tyrann der Menschheit werden!"*)

Lichnowsky und Ries standen verblüfft; Beethoven ging zornsprühend mit großen Schritten im Zimmer auf und ab; als aber Ries Miene machte, das Meisterwerk seines Lehrers aufzuheben, rief dieser wild:

„Unterstehen Sie sich nicht! Am Boden bleibt das Machwerk liegen, . . . im Staube . . . wie meine zertretenen Hoffnungen!" — Und er rannte nach seinem Hute, drückte ihn auf den Kopf und lief davon . . . . Zimmer und Freunde im Stich lassend.

*) Historisch: Beethovens eigene Worte. Schindler: S. 56/57. Wegeler und Ries: S. 78. Oulibicheff: S. 68.

Donna Giulietta Guicciardi.

Es dauerte lange Zeit, bis Ludwig van Beethoven die bittere Täuschung verschmerzen konnte, die ihm durch Napoleons Ergreifen der Kaiserkrone geworden, und nur mit unendlicher Mühe gelang es später den vereinten Bitten des Fürsten Lichnowsky und Ries, den Maestro zu bewegen, jenes herrliche Werk unter dem Titel „Sinfonia eroica“ und mit der darunter sich befindenden Devise: „Per festegiare il sovvenire d'un gran uomo“ in die Welt zu schicken.*)

Beethoven war nun einmal ein Mann der Täuschungen; das Schicksal hämmerte auf seinem Herzen wie auf einem Ambose, und so konnte es denn auch unmöglich fehlen, daß er sich nach und nach gegen die Außenwelt immer mehr und mehr verhärtete, — sich finsterer in sich selbst zusammenzog und die scharfen Ecken seines Charakters wie abwehrende Stacheln nach außen kehrte. Es war um jene Zeit fast nicht mit ihm auszukommen.

Und dennoch trug Beethoven den Grund für viele Täuschungen, die ihn trafen, in sich selbst. — Es ist nämlich eine der wichtigsten Lebenswahrheiten, daß man sich bei allen Dingen ein Ziel setzen muß, zu welchem sich auch ein gangbarer Pfad hinanwindet. Mag dieser Pfad alsdann auch immer steil und mühsam zu erklimmen sein, wenn er nur durch kein völlig unübersteigliches Hindernis versperrt wird oder sich in das Nebelland überschwänglicher Idealität verliert.

Hier aber lag Beethovens Fehler. Weil er über seine ideale Welt die reale so oft unter den Füßen verlor, donnerte

*) Schindler: S. 57. Wegeler und Ries: S. 78. Oulibicheff; S. 68.

ihm das Schicksal so oft mit rauher Cyklopenstimme sein „Halt“ entgegen. Mochte er immer mit Platon: Gott für das Urschöne, die höchste Wahrheit, das vollendetste Ebenmaß halten und erkennen — — das war ja an und für sich eine ewige, nie alternde Wahrheit, die andere Zeiten nur mit anderen Namen nennen: aber die in Platons Republik ausgesprochenen politischen Ideen als in seiner Zeit ausführbar zu halten und in einem Napoleon einen Schwärmer für diese Ideen zu sehen, war selbst fromme Schwärmerei eines edlen aber total unpraktischen Menschen.

Immerhin blieb für ihn der Erfolg gleich: die vielen Täuschungen, die ihn trafen, machten ihn, wie gesagt, fort und fort bitterer und abstoßender nach außen hin. Er fühlte sich getäuscht, gekränkt, verletzt und namenlos unglücklich. Einem anderen wäre vielleicht darüber das Herz gebrochen — — Beethovens gewaltiger Geist richtete sich hier erst gerade in seiner ganzen Größe auf. Der höchste Mut ist ja nicht der Schlachtenmut und Wundentrotz, sondern einem langen Unglücke fest in das Angesicht zu schauen und es wie ein Mann zu tragen; sowie die rechte Tapferkeit nicht einigen oder gewohnten Gefahren, sondern allen, auch den unvorhergesehenen, steht.

Beethoven, rechts und links von den Keulenschlägen des Schicksals getroffen, parierte sie mit finsterer Miene; aber mit dem Kampfe wuchs auch sein Titanentrotz. In sich selbst abgeschlossen, gehüllt in den Panzer seiner vielen zurückstoßenden Eigenheiten, stand er jetzt allein und einsam gleich einem von der Welt ausgestoßenen, doch auch wieder angefeindeten geistigen Riesen da: kämpfend, leidend und überwindend; aber . . . das Resultat aller dieser Schmerzen, aller dieser Kämpfe ward bei ihm . . . Musik!

Und doch . . . konnte dieser einzig dastehende Charakter nicht auch liebenswürdig sein?

Sich von seinem Unmute über die neue Täuschung zu zerstreuen, war Beethoven mit der Gräfin Browne — der Mutter der so früh verstorbenen, seiner Erinnerung heiligen Komtesse Eugenie — nach dem Theater gefahren. Der gemeinsame Schmerz, den beide über den Tot jenes holden und wunderbaren Wesens empfanden, hatte sie nach dem Heimgange desselben enger verbunden und ein edles, reines Freundschaftsverhältnis zwischen ihnen aufgerichtet, für das Beethoven ungemein zartfühlend war. Zwar sprach er mit niemanden davon, besuchte auch das gräflich Browne'sche Haus nur selten; wo aber Beethoven dem Grafen oder der Gräfin einen Dienst erweisen, eine Ge-

fälligkeit erzeigen konnte, war er gewiß dazu bereit. Es war ja das Bedürfnis, eine, im eigenen Herzen still und geheim nachblutende Wunde dadurch zu heilen, daß er lindernden Balsam auf die Wunden der elterlichen Herzen träufelte.

Heute also war Beethoven nach einem Besuche, während dessen viel von der Erblichenen gesprochen worden war — mit der Gräfin Browne in das Theater gefahren. Er saß an ihrer Seite in der Loge, während man La Molinara gab. Bei dem bekannten: „Nel euor piu non mi sento“, sprach die Gräfin mit Bedauern aus, daß sie auch Variationen über dieses Thema besessen habe, die aber verloren gegangen seien. Beethoven schwieg, schrieb aber in der Nacht sechs Variationen darüber und schickte sie am anderen Morgen der Gräfin mit der Aufschrift:

„Variazioni u. s. w. Perdute par la contessa Browne, ritrovate par Luigi van Beethoven.“*)

An einem der nächsten Abende spielte Beethoven bei Lichnowskys sein Klavier-Quintett mit Blasinstrumenten. Der berühmte Oboist Ram von München war auch zugegen und begleitete Beethoven im Quintett. Nun kommt im letzten Allegro dieser schönen Komposition einigemal ein Halt vor, ehe das Thema wieder anfängt. Als nun Beethoven an einen derselben kam, fing er plötzlich zu phantasieren an, nahm das Rondo zum Thema und spielte zur Freude der Zuhörer, aber zur Pein der Begleitenden, fort und fort. Wirklich sah es possierlich aus, wenn diese Herren, die jeden Augenblick erwarteten, daß Beethoven wieder zum Quintett einleiten werde, die Instrumente unaufhörlich an den Mund setzen und dann wieder abnehmen mußten. Alle waren ungehalten, Ram auf das äußerste aufgebracht. Endlich war Beethoven befriedigt und fiel wieder in das Rondo ein: aber er hatte jetzt auch so entzückend gespielt, daß die ganze Gesellschaft — Ram mitbegriffen — außer sich war.

Und warum so entzückend? .... Es wußte es niemand in der glänzenden Gesellschaft und konnte es niemand wissen. Und doch war dies entzückend schöne Spiel nur der Wiederschein einer großen Freude, die heute wie ein lichter Sonnenstrahl in sein Herz gefallen: Stephan von Breuning, sein alter lieber Jugendfreund, der durch Verwendung des Kurfürsten-Erzherzog schon vor Jahren in den österreichischen Staatsdienst eingetreten,

---

*) „Variationen u. s. w. Verloren durch Gräfin Browne, wiedergefunden durch Ludwig van Beethoven.

hatte vor wenigen Wochen die Berufung als Kaiserlich Königlicher Hofrat nach Wien erhalten und war heute in der Hauptstadt eingetroffen. Dies freudige Wiederfinden feierte jetzt der Maestro in Tönen.

Und klangen denn nicht aus seinem Spiele die Seligkeiten der Jugenderinnerungen durch: die Erinnerung an seine zweite Mutter, die edle und liebenswürdige Frau von Breuning, an Eleonore, an das Leben im Breuning'schen Hause, an Jeannette d'Honrath, den lichten funkelnden Stern jener Zeiten? Und hatte ihm der heutige Tag nicht wieder einen Freund gegeben, von dem er wußte und überzeugt war, daß er ihn liebe? Brauchte er mehr als einen solchen Freund und die Liebe Juliens, um glücklich zu sein?

Beethoven verließ die Gesellschaft bald. Die Gefühle, die ihn durchzitterten, waren ihm zu heilig für das äußerliche geräuschvolle Wesen, das hier herrschte.

Glücklicherweise für ihn kehrte um jene Zeit auch die Gräfin Guicciardi mit ihrer liebenswürdigen Tochter aus Italien nach Wien zurück, so daß, neben dem erneuten Freundschaftsbunde mit Stephan von Breuning, ein reicher Liebesfrühling für den edlen Meister erblühte. Freilich wußte auch jetzt außer Stephan niemand etwas von diesem Verhältnisse, nicht einmal die Mutter; aber es kam doch zur Klärung zwischen beiden: sie gestanden sich, daß sie einander liebten und nicht ohne einander leben könnten.

Dennoch blieb dies Verhältnis — durch Beethovens sonderbaren Charakter bedingt — immer ein ganz eigenes. Es beruhte ebenso wenig auf Sinnlichkeit, als auf Schwärmerei; aber wenn auch sein Wesen eine tief innerliche glutvolle Liebe war, so mischte sich doch immer wieder dieser Liebe eine eigentümliche Färbung von gegenseitig verbindendem Kunstenthusiasmus und Verstandeshuldigung bei. Sie war zu ideal, diese Liebe, um für das praktische Leben Gewicht und Einfluß zu erlangen; desto einflußreicher freilich sollte sie für die geistige Welt Beethovens werden. Aus Juliens bezauberndem und anregendem Umgange schöpfte Ludwig immer neue Anregung, neue Kraft; in ihm fand er eine Menge Impulse zu frischen Schöpfungen; hier ward ihm durch eine liebende, unsichtbare Hand das Gegengewicht für sein sonst so hartes Schicksal geboten und damit die Elastizität des Geistes, vermöge dessen sich derselbe immer wieder frisch und

freudig erhob, je gewaltsamer und schmerzlicher die äußeren Verhältnisse ihn niederzubeugen versuchten.

In dem Sonnenscheine dieser durchgeistigten Liebe entfaltete sich aber auch die literarische und musikalische Erkenntnis beider Liebenden mehr und mehr. Klopstock, für den sie beide früher eingenommen waren, trat zurück und Goethe gewann die Oberhand.

Wie aber so oft das Kleinste von unberechenbaren Folgen ist, so war es für Beethoven ein Gedankenaustausch mit Julien über „Egmont". Beide tadelten, von ihrem streng-sittlichen Standpunkte aus, das Verhältnis Klärchens zu Egmont; nur daß Beethoven damit das ganze Stück als unsittlich verwarf, während Julie seine moralische Berechtigung in der Treue und Liebe Klärchens fand. Die junge Gräfin Guicciardi hatte aber dabei ihre Verteidigung mit solchem Geist und Feuer durchgeführt, daß Beethoven endlich ausrief:

„Ja! weibliche Treue und Liebe ist allerdings mit das Höchste in diesem Leben. Hätte ich ein Sujet, welches diesen Gegenstand, freilich von einem berechtigten Standpunkte aus, behandelte, ich würde dem Drängen meiner Freunde und am Ende auch meinem eigenen Wunsche genügen, und eine Oper schreiben!"

„Ich nehme Sie beim Wort!" — sagte hier, fein lächelnd, Julie, stand auf und ging an ihr Schreibepult. — „Kennen Sie das Libretto: „Léonore ou l'amour conjugale?" — frug sie dabei, indem sie nach etwas suchte.

„Nein!" — entgegnete Beethoven.

„Nun!" — fuhr Julie fort, indem sie dem Maestro jetzt ein Manuskript hinhielt. — „Lesen Sie einmal das Libretto durch; es ist das ebengenannte, von dem Regierungsrat Sonnleithner, einem Freunde meiner Mutter, übersetzt und bearbeitet. Er gab es mir gestern zur Durchsicht und Beurteilung, nun hat mich aber unser Gespräch über Egmont an dasselbe erinnert und ich glaube fast, es ist das, was Sie suchen."

„Ich wünschte es wirklich!" — entgegnete Beethoven. Julie strahlte in Freude:

„O, wie herrlich wäre es, wenn wir Sie endlich dadurch zur Komposition einer Oper brächten!" — rief sie dann und ihre seligen Blicke ruhten auf dem Geliebten.

„Aber werde ich auch genügen können? Mein eigentliches Feld ist die Instrumentalmusik!"

„Und das sagt der Mann, der „„Adelaide"" komponiert hat?"

„Adelaide!" — wiederholte Beethoven, und es war, als ob ein Schatten über seine Stirne, ein Schmerz durch seine Seele gleite. — „Ein Lied ist noch keine Oper und dann....." Er hielt inne.

Julie trat zu ihm, legte ihre Hand sanft auf seine Schulter, sah ihm mit unendlicher Liebe und Milde in die Augen und sagte noch einmal: — „Und dann?...."

„Es ist wie eine Stimme aus einer anderen Welt!" — fuhr Beethoven ernst fort. — „Ich nahm damals dies schöne Gedicht Matthissons, und die Erinnerung an ein holdes, wunderbares Kind überschlich mich unwillkürlich dabei. Ich dachte mir, wie dies Kind einst hätte lieben und geliebt werden müssen, wenn es nicht zu früh gestorben. Es ist ein Hauch der Liebe, der mir von einem Grabhügel entgegenwehte."

„Nun, mein Freund", — fuhr Julie wie vorhin fort und ihre Blicke ruhten noch auf den geliebten Zügen des Meisters. — „So lassen Sie sich diesmal von dem frischen Leben anwehen! Bedenken Sie, welche tiefe, innerlich ergreifende Gemütsbewegung in dieser Oper der Grundton Ihrer Komposition werden muß. Alles ist Ihnen hier gegeben: die Gefühlspoesie der Lebenslust, der Liebe, die Bewegtheit der Leidenschaft, der opferbereiten Hingebung, des heroischen Thatendranges und der höchsten Gattenliebe!"

„Nun denn, Julie!" — sagte hier Beethoven, und indem er ihre freie Hand ergriff, blitzte es in seinen Augen in wunderbarem Lichte auf, — „so will ich meinen eigenen Gefühlen, wie sie jetzt mein Herz bewegen, melodischen Ausdruck geben. Julie, wunderliebliches Mädchen, Deine Liebe soll das Feuer sein, von dem sich meine Begeisterung nährt; aber sprich ..... wird Deine Liebe auch immer mit der Treue Hand in Hand gehen? Du weißt, welche Schwierigkeiten uns bevorstehen, sobald wir öffentlich heraustreten. Wird Dir der Mut bleiben, Deinem Freunde die Treue echter Liebe zu wahren?"

„O wie können Sie daran zweifeln!" — flüsterte Julie tief errötend.

„Nicht Sie!" — bat Beethoven mit Innigkeit. — „Lassen wir unter uns, von heute an, das traute Du gelten. Wird Dir also der Mut bleiben, Deinem Freunde die Treue echter Liebe zu wahren?" —

„Zweifle nicht daran!" — flüsterte Julie, und, noch tiefer

errötend, das holde Köpfchen auf des geliebten Mannes Schulter senkend, setzte sie bebend hinzu: „Du hast ja mein ganzes Herz!"

„Julie!" — rief Beethoven entzückt und zog die Geliebte leise an sich — „erhalte es mir; es ist der höchste, aber auch der einzige Schatz, den ich auf Erden besitze."

Und er küßte sie leise, von einem heiligen Schauer durchrieselt, auf die schöne Stirne. Julie schmiegte sich zitternd an ihn.... und ein Moment der Seligkeit ruhte auf zwei der edelsten Sterblichen.

Fidelio.

So hatte denn der Sommer 1805 Beethoven wieder nach Hetzendorf geführt, um hier — in seinem geliebten, stillen Paradiese — den großen Gedanken, der jetzt seine ganze Seele beschäftigte, auszuführen: die Komposition seiner ersten Oper: Leonore.

Was kümmerten Beethoven dabei die Händel der Welt! Seitdem er sich so furchtbar in Napoleon getäuscht — seitdem mit dessen Ergreifen der Kaiserkrone die letzten Hoffnungen seiner Freiheit atmenden Seele gesunken waren, verschloß er mit dem in seinem Charakter liegenden starren Trotze den Welthändeln Augen und Ohr. Wohl lag diesem Trotze ein großer, tiefer und edler Schmerz zu Grunde; aber er strafte sich mit der Zeit doch — wie alles in der Welt, was der Vernunft und dem Leben nicht Rechnung trägt — schwer genug durch sich selbst.

Und wahrlich, die politischen Ereignisse jener Tage waren ernst genug, die Aufmerksamkeit der ganzen Welt zu fesseln.

Die unermeßlichen Kräfte, welche die französische Revolution geboren, entwickelt und weiter durch glorreiche Triumphe erworben hatte, waren durch Errichtung des erblichen Kaiserthrones dem Winke eines Mannes dienstbar geworden. Kein Bürgerkrieg, kein einheimischer Parteienkampf, keine streitenden Interessen zersplitterten mehr die Kraft der französischen Nation, oder lenkten von dem, durch die Zentralgewalt bestimmten, Ziele ab. Massen von materiellen und moralischen Kräften, dergleichen Europa noch niemals, selbst nicht in der Römer Zeit, vereint gesehen, gehorchten Kaiser Napoleon I., dem Unüberwundenen, dem Großen — wie geraume Zeit nicht blos Schmeichelei, sondern

die Stimme der Welt ihn nannte. War das verbundene Europa den Streichen der erst werdenden, durch inneren Krieg zerfleischten, durch Revolutionskampf erschöpften Republik erlegen, um wie viel weniger war es dem heldenkühnen Imperator gewachsen, der über das befestigte, wohl geordnete Soldatenreich mit unumschränkter Macht und genialer Kraft herrschte? — Auch schien es in der That längere Zeit nicht, als ob ein so schwerer Kampf beginnen solle; ja es lag zu demselben nicht einmal ein Grund vor. War doch durch Napoleon die verhaßte Revolution erdrückt, die „Freiheit" durch die unumschränkte Gewalt, die „Gleichheit" durch den neu errichteten Adel verdrängt, und also eine Gemeinschaft der Interessen zwischen dem Bund der Könige und dem zu dem monarchischen Prinzip zurückgekehrten Frankreich erzeugt worden.

Aber eines fehlte doch zur Versöhnung — die Legitimität. Buonapartes Thron, ob auch von Machtfülle umgeben, war gleichwohl ein Erzeugnis der Revolution, und wenigstens scheinbar auf dem Willen des Volks, nicht auf Erbanspruch oder historisches Recht gebaut. Dazu der Schmerz über die erlittenen Verluste, und der Haß gegen den Starken, welcher die niederschmetterndsten Streiche auf die Koalition geführt.

Wider die Feindschaft der europäischen Mächte, welche sofort in unzweideutigen Zeichen erschien, mochte nun Napoleon Schutz auf zweierlei Wegen finden. Einmal, wenn er sich — wie Beethoven gehofft — den liberalen Ideen befreundete, seine Sache dadurch zur Sache der Zivilisation, und Frankreich zum Mittelpunkt eines Systems freier Staaten gegenüber jenem der von Autokraten beherrschten, sonach auch zum reichen Treibhaus moralischer Kräfte, gegenüber den physischen Massen, machte; und das anderemal, wenn er, seiner soldatischen Überlegenheit trauend, Krieg auf Tot und Leben wider die Mächte führte, worin am Ende entweder sie alle oder er untergehen mußten. Aber auch die Mächte hatten zweierlei Mittel gegen ihn. Entweder mußten sie, den Forderungen des Zeitgeistes huldigend, ihren Völkern friedlich verleihen, was die Revolution sich zum Preise ausgesteckt, aber in Frankreich nicht erreicht hatte; sie mußten also die edleren Kräfte ihrer Staaten entfesseln, und die öffentliche Meinung zu ihrem Alliirten wider den Despoten Napoleon machen; oder sie mußten sich wenigstens treu und innig unter einander zum Kampfe wider den gemeinsamen Feind verbinden und alsdann ihre Massen gleichzeitig über ihn herstürzen lassen, um ihn zu erdrücken. Sie thaten keines von beiden; Napoleon aber wählte

seinerseits engherzig den soldatischen Weg, mit toller Verwegenheit um alles oder nichts! spielend.

Damit aber der Flecken der Usurpation bei der Masse getilgt, der neugeschaffenen Majestät der Charakter der Heiligkeit verliehen werde, mußte die Kirche dem Werke der Gewalt und der Schlauheit ihre Weihe geben.

Papst Pius VII., von Napoleon aufgefordert, begab sich mit schwerem Herzen nach Paris, Buonaparte zu dem „Gesalbten des Herrn“ zu machen. Die Krönungs- und Salbungsfeier fand in der Kirche Notre-Dame mit unerhört verschwenderischer Pracht statt. Feste aller Art riefen das Volk zur Freude . . . über das Ende des Freiheits-Traumes auf.

Welchen Einfluß aber Napoleon damals schon gewonnen, beweist, daß außer England, Rußland, Schweden und der Pforte sich auch die deutschen Fürsten sofort beeilten, die Kaiserwürde Napoleons anzuerkennen. Auch Kaiser Franz that es. Jedoch hatte er, das Erbleichen der deutschen Reichskrone wahrnehmend, den Glanz des eigenen Hauses zuvor dadurch gewahrt, daß er sich zum „Erbkaiser von Österreich“ erklärte, und in solcher Eigenschaft durch den Erzbischof von Wien sich krönen ließ.

Napoleon, Kaiser der Franzosen, sich gerne mit Karl dem Großen vergleichend, ward auch der Lombarden König. Am 26. Mai 1804 setzte er in Mailand die eiserne Krone der Lombarden auf sein Haupt, ernannte Eugen Beauharnais, seinen Stiefsohn, den er erst zuvor zum französischen Prinzen erhoben, zum Vicekönig, und schärfte der gesetzgebenden Versammlung, wie allen Autoritäten, die Grundsätze der neuen Verwaltung ein. Von Befragen des Volks war keine Rede; auch von den fremden Mächten ward keine Anerkennung verlangt, „indem Frankreich (nach Talleyrands Erklärung), wie der Ozean, eitler Dämme nicht achtend, sich selbst seine Grenzen setze.“

Aber dies alles war dem Unersättlichen noch nicht genug; auch die Republiken Genua und Lucca wurden Frankreich einverleibt und die Republik Batavien unter einem völlig abhängigen Ratspensionär dem Kaiser absolut untergeordnet.

So gehäufte Verletzungen der Traktate, so ungemessene Vergrößerungssucht, so kühne Schritte zur Präpotenz, beförderten nun aber auch andererseits, wie ganz natürlich, die Bildung eines Schutz- und Trutz-Bündnisses, zu welchem sich denn in der That schon im Mai 1804 im geheimen Schweden, Rußland, Österreich und England die Hände boten.

Aber erst im kommenden Jahre — Beethoven saß unbekümmert auf seinem delphischen Dreifuße zu Hetzendorf und komponierte — brach die Kriegsfurie los. Die gegenseitigen Kriegserklärungen erfolgten und mit der Schnelle des Gedankens ergoß sich nun der Strom von dreimalhunderttausend Franzosen, unter Davoust, Soult, Lannes, Ney, Murat und Augereau über Süddeutschland. Achtzigtausend Mann Österreicher rückten ihnen unter Erzherzog Ferdinand und General Mack entgegen.

So standen die Dinge zu der Zeit, als Beethoven — vertieft in die Komposition seiner Leonore — zu Hetzendorf weilte. Gewiß konnte sich die politische Lage Österreichs für die Schöpfung eines solchen Werkes, das doch öffentliche Aufführung und ruhige Würdigung vor allem andern erforderte, gar nicht schlimmer gestalten. War doch schon jetzt ganz Wien in der größten Aufregung und Besorgnis, so daß bereits das sonst so frische Kunstleben der Hauptstadt zu stocken begann.

Beethoven hatte davon keine Ahnung, da er in dieser Zeit aus Zorn über Napoleon nicht einmal eine Zeitung mehr las, was bei ihm viel heißen wollte, und er selbst seinen Freunden auf das strengste verboten hatte, ihm irgend eine politische Neuigkeit mitzuteilen. Desto unruhiger war er selbst, während die Schärfen seines Charakters immer mehr hervortraten. Durch Fürst Lichnowskys Vermittlung hatte er für ein Jahr freie Wohnung im Wiedner-Theater; da diese aber nach dem Hofe lag, so behagte sie ihm nicht. Er mietete sich also zu gleicher Zeit ein Logis im roten Hause an der Alsterkaserne, wo auch Stephan von Breuning wohnte. Aber die schönen Sommertage ließen ihn auch hier nicht. Er ging also auf das Land, und da er einen kleinen Streit mit Breuning bekam, mietete er sich auf der Mölker-Bastei im Pasquillatischen Hause ein, so daß Beethoven um jene Zeit nicht weniger als vier Wohnungen auf einmal hatte.*)

Aber Beethoven war nicht allein in der Wahl der Zeit zur Komposition seiner Oper unglücklich, er beging auch bei der Wahl des Libretto einen Fehler, der — um der Folgen wegen — erwähnt werden muß.

Was regt sich nicht alles in einem Musiker bei dem Gedanken: eine Oper zu komponieren! . . . . . welche Aussichten, Vorsätze, Pläne!

Schaffen soll er nun — sagte Marx in seinem Werke über

*) Wegeler und Ries S. 112. Marx S. 243.

Beethoven bei Gelegenheit des Fidelio — aus der ganzen Fülle musikalischen Wissens, musikalischer Kraft: Gesang aller Art, Chöre, das weiteste Orchester; alle Gattungen vom Lied bis zum reichgewebten Finale! Lust, Tanz, Andacht, Liebe, Trauer, alle Stimmungen der Leidenschaften; — die ganze Welt im Glanze neuer Schöpfung funkelt vor dem inneren Auge! — Alles, was man nur in sich fühlt und innerlich geschaut und geahnt hat, soll Gestalt gewinnen, soll Leben, Person und Handlung werden und mit der Macht vollen hör- und schaubaren Lebens in ergreifbarer Wirklichkeit vor die versammelten Tausende treten und ihr Gemüt wecken, ihre Empfindungen läutern und erheben und auf den Schöpfer des glücklichen Werkes zurückströmen im Glanze des Ruhms: Erleichterung und Bürgschaft für eine weite Laufbahn voll Thaten, die in sich selber schon lohnende Beglückung sind.

Welcher Musiker hat nicht diesen Traum geträumt? Wie vielen aber ist er nur Traum geblieben; wie vielen hat sich der Erfolg anders erwiesen, als sie ihn sich vorgestellt! Auch Beethoven sollte davon zu erfahren haben.

Es ist aber, ehe man sich einem solchen Unternehmen hingiebt, eine sorgsame Prüfung desselben sehr zu empfehlen, damit man durch den Ausgang nicht allzusehr befremdet wird.

Wie gehen aber nun die meisten Musiker an ein solches, nach allen Seiten hin wichtiges Unternehmen? Gestehen wir es offen: meist folgen sie nur den allgemeinen Antrieben. Zur Verwirklichung bringen sie ihr Talent, ihr Geschick, den redlichsten Willen, mit einem Worte: den ganzen Musiker mit . . . . . aber auch nicht mehr!

Nun ist aber eine Oper nicht bloß Musik; sie ist zugleich Drama in Musik, sie bedarf zur Verwirklichung ihres dramatischen Inhaltes der Szene. Und nun diese beiden Momente, deren einer das Drama, die Musik selber bedingt, — deren anderer, die Szene, Schritt für Schritt beachtet und bemessen sein will, — wie viele von den Hunderten deutscher Opernkomponisten haben sich ernstlich um sie bemüht?

Der hierin in Beethovens Zeit als höchstes Muster dastand, das war Gluck. Allein er lebte seit 1787 nicht mehr, und war auch außerdem ohne allen Einfluß auf Beethoven geblieben. Beethoven erwähnt ihn sogar nie; selbst seine Kompositionen weisen nirgends auf einen solchen Einfluß hin, während sie wenigstens auf Verwandtschaft mit Bach, Haydn, Mozart, wohl auch Händel hindeuten.

Vielleicht aber bedurfte Beethoven keines Leiters und keines Vorbildes? — Er wenigstens dachte in seinem Selbstbewußtsein so. Hatte er sich doch mit den großen Dramatikern, mit Schiller und Goethe und vor allen Dingen mit Shakespeare bekannt gemacht und die Alten, selbst den Aristoteles, gelesen!

Aber . . . . . aber! Tausende von vorzüglichen Menschen genießen Kunst- und Dichterwerke, lassen sie tief auf ihr Gemüt einwirken, und dennoch wird unter Tausenden kaum einer dadurch in der Erkenntnis von dem Bau und Wesen jener Werke gefördert. Auch ist der Weg von jenen Dichtern zur Oper sehr weit. Selbst Gluck und Mozart waren nicht aus sich allein und auf den ersten Wurf zur deutschen Oper gelangt; sie hatten sich vom Standpunkte der italienischen Oper aus in deutlich erkennbaren Fortschritten emporgearbeitet; — Gluck noch dabei unter dem Einflusse französischer Dramaturgie und Poesie.

Aber er stand auch lange einsam auf seiner Höhe; seine Idee hatte zunächst nur mittelmäßige Nachfolger, unter ihnen Schweitzer, in Frankreich Mehul, später in höherer Bedeutung Mozart und Spontini.

Beethoven konnte sich Gluck, an dem jede Faser ihm fremd war, nicht anschließen, noch fand er in sich selber reformatorischen Trieb für die Oper. Er trat an Mozarts Seite; aber er war weniger glücklich in der Wahl des Sujets, wenigstens wie dieses sich im Anfange gestaltete.

Regierungsrat Sonnleithner hatte nämlich — wie wir wissen — das französische Libretto: „Léonore ou l'amour conjugale" in das Deutsche übersetzt, ihm drei Akte gegeben und den Titel „Leonore" beibehalten.

So bekam Beethoven den Text der Oper. Und mußte ihn dieser denn nicht in seiner damaligen Stimmung unendlich ansprechen?

Was war denn sein Leben damals anders als Musik und Liebe! Trug er in Julien nicht das Ideal weiblicher Vollkommenheit in Herz und Geist? Gab es für ihn noch einen höheren Gedanken, als sie sein zu nennen — — sein unaussprechlich geliebtes, treues Weib? Und galt es vielleicht nicht, bei ihrer hohen Stellung in der Gesellschaft, einen gewaltigen Kampf, ein Aufgebot der höchsten Kraft, der unerschütterlichen Treue?

Wie ein wahrer Dramatiker, ein Schiller, ein Shakespeare diesen Stoff angesehen hätte, das ist eine ganz andere Frage, als die, wie Beethoven ihn in seiner damaligen Lage

und Stimmung ansehen mußte. Ihm war — seine eigene Liebe im Herzen, seine Julia im Geiste — Leonore das ganze Drama, wenigstens das Herz des Dramas; — Leonore, die schüchterne Taube, die sich, getragen und gehoben von edler Weiblichkeit, bis zur tragischen Heldin erhebt, vor deren Zornesblick die Macht des Bösen zitternd zurückweichen muß.

Und wie konnte er sich hier Julien denken, wie schön sie wiedergeben, gerade weil ein fremder Name das Geheimnis ihrer Liebe deckte.

Leonore wird ihm, dem durchaus deutschen Mann und Künstler, daher das Hochbild des deutschen Weibes; liebend, treu, weiblich zurückgezogen, der Gefährdung des Gatten gegenüber aber entschlossen hervortretend, durch alle Not und Bangnis Schritt vor Schritt ohne Schwanken vordringend, zur Rettung; — der höchsten Gefahr gegenüber ein Heldenweib, mehr Mann als alle Männer um sie her: ist aber die Rettung vollbracht, bescheiden wieder in den Kreis holder Weiblichkeit zurücktretend.

Prächtig ließen sich nun um diese Sonne alle übrigen Personen gruppieren!

Nur eins übersah Beethoven in seiner Begeisterung für Leonore .... daß das Libretto für den Stoff in seinen drei Akten viel zu lang, zu gedehnt, viel zu sehr auseinandergerissen war. Beethoven sprach die Einfachheit und Gefühlstiefe des Sujets an. Er wußte sehr wohl, daß in einer Oper zu viel und zu spezialisierte Handlung das Interesse an der Musik absorbiert; aber er übersah bei seinem Textbuche darüber, daß dasselbe bei sonstigem tiefen Gefühlsinhalt zu still, zu farb- und leblos sei.

Indes, wie gesagt, Beethoven war einmal Feuer und Flamme für Leonore, für sein Ideal weiblicher Tugend und Treue, und so durfte ihm auch keine Seele — nicht einmal seine besten Freunde — ein Wort dagegen sagen. Übrigens wäre dies auch nur bei dem Fürsten Lichnowsky möglich gewesen, da alle anderen nicht das Geringste von dem Sujet wußten, sondern nur im allgemeinen erfuhren, daß Beethoven in Hetzendorf an einer Oper komponiere.

Und so saß der große Maestro nun hier an dem alten lieben Plätzchen, zwischen den zwei Eichstämmen, wo er schon seinen „Christus am Ölberge“ komponiert hatte. Draußen in der weiten Welt zogen die Völker gegen einander ..... er wußte es nicht, wollte es nicht wissen; denn in seiner Brust, in seinem

Herzen, in seinem Geiste lebten ganz andere Gedanken, baute sich eine neue Welt der Töne auf. — Draußen in der weiten Welt stand hoch aufgerichtet die Kriegsfurie, jeden Augenblick bereit im Donner der Kanonen, in unermeßlichen Strömen Blutes, im Jammerrufe der Menschheit ihr trauriges Dasein zu bekunden .... Beethoven sah sie nicht .... süße, herrliche, großartige Melodieen entstiegen der Tiefe seiner in den heiligsten Gefühlen erregten Seele.

Wie rein, wie himmlisch besänftigend treten sie dem Trotze des finsteren Schicksals entgegen. Wie lösen sie den namenlosen Schmerz der in Verzweiflung geängstigten Seele in weiche, wehmütige Empfindungen auf! Welch' ein Sehnen, welch' ein Bangen der Liebe .... welch' ein Aufjauchzen der glücklich zueinander geführten Gatten?!

Wehen nicht aus Florestans Seufzern die Lüfte einer besseren Welt uns an? Durchrieseln uns nicht in seinem Todeskampf alle Schauer des Grabes? Welche qualitative Haltung des Gefühls, welche Klangfarben! Und dann der poetische und doch so lebenswarme, zauberhafte Duft, der sich über das Ganze breitet und als ein unerklärliches Etwas jedes empfindende Herz zum Entzücken fortreißt! —

Endlich war das große Werk gethan, die Oper lag vollendet vor dem Meister. Aber auch hier wieder zog sich ein finsteres Schicksal über dem Haupte Beethovens zusammen.

Die Ouvertüre war es zunächst, welche ihn in eine peinliche Lage versetzte. Auch sie war fertig, aber der Komponist hatte selbst kein rechtes Vertrauen zu ihr, war daher einverstanden, daß sie vorerst von einem kleineren Orchester bei Fürst Lichnowsky versucht werde. Dort wurde sie von einer Kennerschar einstimmig für zu leicht und den Inhalt des Werkes zu wenig bezeichnend gefunden, folglich bei Seite gelegt und kam bei Lebzeiten Beethovens nie mehr zum Vorschein.*)

Der Maestro machte sich also an die Komposition einer zweiten Ouvertüre, und hier entfaltete der Adler seine kühnsten Schwingen. Sie war, ist und bleibt ein geniales Prachtwerk!**)

---

*) Schindler: S. 58.

**) Dennoch mußte auch sie, da sie in der Partie der Blase-Instrumente zu schwer war, einer dritten den Platz räumen; aber auch bei der dritten hatte Beethoven wieder den Instrumenten zu viel zugemutet — jetzt den Streich-Instrumenten — und so kam 1815, als die

So kam der Herbst heran und mit ihm die erste Aufführung der ersten Oper des großen, damals schon weltberühmten Ludwig van Beethoven.

Oper in zwei Akten und unter dem Titel „Fidelio" erschien, noch eine vierte Ouverture zu stande. Der Hauptfehler liegt dabei darin, daß Beethoven in genialer Rücksichtslosigkeit nie darnach frug: ob Orchester und Sänger die vorgelegten Schwierigkeiten auch überwinden könnten oder nicht. Er ließ eben beim Komponieren seinen Genius frei walten und achtete viel zu wenig auf die ihm schon vor Jahren von Salieri hinsichtlich der Behandlung der Stimmen erteilten Lehren.

Schindler: S. 58—60. Marx: 1. Tl. S. 335. Wegeler und Ries: S. 103.

Die Hauptprobe.

Aber auch das große politische Drama jener Tage hatte wieder begonnen. Napolens Heere waren bereits am 25. und 26. September bei Straßburg und Mainz über den Rhein gegangen, während Bernadotte auf der rechten Rheinseite von Hannover aus herangezogen war und sich mit den Bayern unter Wrede und Deroi vereinigt hatte.

Deutschland gab — zu seiner eigenen Schmach und Schande — wieder einmal das Beispiel seiner Zerrissenheit und der undeutschen, egoistischen Gesinnungen seiner Führer. Jetzt, wo alles darauf angekommen wäre, wie ein Mann aufzustehen und mit gemeinsamer Kraft dem von Frankreichs Grenzen heranbrausenden Strome sich entgegenzuwerfen ... jetzt machte es Württemberg und Baden wie Bayern, sie schlossen über Hals und Kopf Bündnisse mit Napoleon und versprachen ihm zum Kampfe gegen ihre deutschen Brüder in Österreich auch noch 14 000 Mann Hilfstruppen.

Buonaparte hatte durch seinen raschen und kühnen Zug, durch den Schrecken, der seinem Heere und seinem Namen vorausging, sowie durch die kluge Benutzung der Partikularinteressen der kleineren deutschen Fürsten in wenigen Wochen ganz Süddeutschland ohne Schwertstreich erobert. Jetzt freilich war es ihm auch ein Kleines, sich mit verstärkter Macht auf das überraschte Österreich zu werfen, dessen Hauptheer unter General Mack dem Feinde bereits entgegeneilte, bei dieser Nachricht aber sich gezwungen sah, zwischen Iller und Lech Halt zu machen, um in einer festen, sich an Ulm anlehnenden Stellung das russische Hilfsheer zu erwarten. — Und in der That! wären die versprochenen russischen Hilfstruppen rechtzeitig eingetroffen, wer

weiß wie ganz anders sich die Schicksale Deutschlands gestaltet hätten. Aber sie kamen nicht, denn Preußen behauptete seine Neutralität, auch auf die Gefahr hin, daß das ganze deutsche Vaterland darüber zu Grunde gehe. Der Marsch der Russen ward einen vollen Monat lang durch Preußen verhindert; Napoleon aber benutzte dies mit triumphierendem Lächeln und ehe es sich Österreich und Preußen versehen hatten, war das schwache Anspach besetzt und Buonapartes Heere eilten, hunderttausend Mann stark, durch das Preußische den Österreichern in den Rücken. Plötzlich sah Mack sich umzingelt, seinen ganzen Kriegsplan zerstört und sein treffliches Heer der Vernichtung preisgegeben!

Von allen Seiten von französischen Heerhaufen umgeben, in mehreren blutigen Gefechten durch die Übermacht zurückgedrängt, mußte Mack sich in Ulm einschließen und endlich mit 25 000 Mann kapitulieren.

Ein einziger Schlag, furchtbarer, zerschmetternder noch als jener bei Marengo, warf Österreich zu des fremden Imperators Füßen. Frankreichs Heere zogen triumphierend in Wien ein.

Es geschah dies in der Frühe des 13. Nov. 1805. Der Kaiser samt dem Hofe, der ganze hohe Adel, die reichsten und angesehensten Bürger und das Heer hatten die Hauptstadt bereits verlassen und nur die unbemitteltere Bevölkerung war, gezwungen durch die unerbittliche Notwendigkeit, trotz dem Schreckensrufe: „Hannibal ante portes!“ in Wien geblieben. Alle Welt zitterte und bebte vor den sich jetzt mit Macht heranwälzenden Wogen der gewaltigen französischen Armee: alle gut österreichischen Herzen bluteten bei dem demütigenden Gedanken: daß der angestammte, geliebte Kaiser aus den Hallen seiner Väter geflohen und der verhaßte korsische Eroberer jetzt als Sieger in Wien einziehe. In ängstlicher Spannung erwarteten die Zurückgebliebenen ihr Schicksal: die Häuser und Fenster waren geschlossen, die sonst so belebten Straßen leer und öde, und nur der unterste Teil der Wiener Bevölkerung, der nichts zu verlieren, aber bei jeder Veränderung zu gewinnen hatte, war auf den Beinen und drängte nach der Donaubrücke, über die sich bereits seit Tagesanbruch die Ströme der einziehenden Heere ergossen.

Jetzt — um 10 Uhr morgens — erschien Prinz Murat und durchzog mit seinem glänzenden Generalstabe die Stadt. Ihm folgten mit ihren Truppenabteilungen Marschall Lannes und General Bertrand, Adjutant des Kaisers, worauf Napoleon

selbst mit dem Gros der Armee erschien. Der Gewaltige saß hoch zu Roß von einem in Gold und Ordenssternen funkelnden Gefolge umgeben; aber sein finsteres, marmorstarres und marmorkaltes Antlitz ward noch finsterer, als ihn bei seinem Einzuge auch nicht ein einziger Ruf willkommen hieß. Er fühlte es wohl, daß ihn in diesem Schweigen der Haß empfing: aber er war groß genug, diesem Haß Mäßigung entgegenzusetzen und klug genug, den Vorsatz zu fassen, die Wiener durch Nachsicht und Milde für sich zu gewinnen.

Die Hauptmasse der Armee zog auf seinen Befehl durch Wien durch, die Stadt blieb vor jeder Plünderung bewahrt, die Einwohnerschaft in ihrem Eigentum geschützt. Murat schlug sein Hauptquartier im Palaste des Herzogs Albert auf, Napoleon nahm seine Residenz in Schönbrunn.

Auch die Armeekorps der Marschälle Soult und Da'voust zogen den kommenden Morgen nur durch, dennoch lautete der Auszug des Etats des dreiundzwanzigsten Bülletins der französischen Armee: „Erobert und in den Zeughäusern Wiens u. s. w. vorgefunden: Kanonen, Feldstücke 89, dergleichen erobert auf dem linken Ufer 80, eiserne Kanonen 3, bronzene Belagerungsstücke 276, Feldstücke in Kasematten 958 — in allem 1406. Mörser von Metall 232, in den Kasematten 241, zusammen 473. Wagen mit Provision und Bespannung 200. Gewehre: 61 292. Karabiner: 25 000. Pistolen: 23 000. Werkzeuge: 75 000. Kürasse: 8000. Bomben: 160 000. Haubizen und Kugeln verschiedener Gattung: 600 000. Pulver: 600 000 Zentner. Patronen: 6 Millionen ꝛc.“

So gemäßigt und klug sich aber Napoleon auch benahm, so vorsichtig der neue Kommandant von Wien — der kaiserlich französische General von Hulin, Befehlshaber der Grenadiergarde — auftrat, sie vermochten den Schrecken, die Angst und das niederdrückende Gefühl, das stets auf der Bevölkerung einer eroberten Stadt lastet, nicht von den Schultern der Wiener hinwegzunehmen. Handel und Wandel stockten, große und kleine Handelshäuser stellten ihre Zahlungen ein, die Zufuhren zur Stadt blieben teilweise aus und alles ward teurer. Dazu kam, daß die Einquartierung desjenigen Teiles der französischen Heere, der in der Hauptstadt geblieben, den guten Wienern ihre Lage immer vergegenwärtigte, indeß die fortwährenden Siegesbülletins der feindlichen Armee die mißliche Lage Österreichs immer steigerte und gar nicht absehen ließen, wohin dieser unselige Krieg noch führen

werde. Hatte doch jetzt schon Wien, durch die Masse der passierenden und einquartierten Truppen, das Ansehen einer französischen Stadt.

Und unter diesen Verhältnissen sollte Ludwig van Beethovens neue Oper die erste Aufführung erleben!

Beethoven selbst hatte sich, bis in die letzte Zeit, den Welthändeln fast ganz ferne gehalten. Konsequent in seinem Trotz gegen Napoleon las er nicht einmal die Augsburger Allgemeine Zeitung, die doch sonst für ihn wie das tägliche Brot war. Allein die Ereignisse überflügelten ihn, und wenn sie auch seinen Trotz nicht brachen, so traten sie doch an ihn wie an jeden einzelnen so nahe und mit solcher Wucht und Entschiedenheit heran, daß er die Augen aufmachen und sehen mußte.

Am peinlichsten berührte es ihn dabei, daß der Adel zugleich mit dem Hofe Wien in der Stunde der Gefahr verließ. Sein Unmut aber kannte keine Grenzen, als auch der Fürst Lichnowsky mit seiner ganzen Familie — Graf Moritz Lichnowsky, der Bruder des Fürsten, die Grafen Franz von Brunswick und Gallenberg, Hofsekretär Zmeskal von Domanovetz, die Barone von Gleichenstein und Pasqualati, die Fürsten Lobkowitz und Kinsky, Graf Browne und seine Gattin — alle Gönner und Freunde Beethovens — ja selbst die Gräfin Guicciardi, Wien verließen.

„Es sind alles feige Memmen!“ — rief er in seinem Zorne aus — „die nicht einmal den Mut haben, dem Heuchler, dem verräterischen Republikaner, dem neuen Welttyrannen die Stirne zu bieten. Wohl weiß ich zwei, die geblieben wären, wenn es in ihrer Macht gestanden“ — setzte er dann finster hinzu — „Julie und mein alter ehrlicher Swieten; aber sie muß der Mutter folgen, die ohnedem in der letzten Zeit sonderbar gegen mich geworden ist, und . . . . der alte Papa ruht leider in Frieden.“

Aber jetzt that Beethoven erst gar nicht, was ihm die Freunde noch beim Abschiede geraten: daß er nämlich seine Oper in dieser Zeit der allgemeinen Verwirrung und Niedergedrücktheit von der Bühne zurückziehen und nicht geben solle.

Der alte Raptus aus seiner Jugend überkam ihn einmal wieder: und so drang er jetzt erst recht auf die Aufführung seiner „Leonore“. Er wollte dabei den Franzosen zeigen, was deutsche Musik sei, und die feigen Flüchtlinge dadurch bestrafen, daß sie

der ersten Aufführung und seinem Siegesfeste nicht beiwohnen konnten.

Wehe dir, Meister, wehe! warum forderst du in deinem Trotze und deiner allzugroßen Sicherheit das Schicksal so kühn heraus? Kennst du sie nicht, die Worte deines großen Zeitgenossen:

„Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten!
Und das Unglück schreitet schnell!"

Ja! es kam schneller über dich, als du es ahntest. Die schwarze dunkle Wolke deines Mißgeschickes hob sich wieder und eilte auf den Schwingen des Sturmes wie ein Gewitter heran!

Unter den wenigen Gliedern des hohen Adels, die in jenen Tagen der Angst und Verwirrung in Wien geblieben, befand sich auch der junge Graf Pallhorst. Warum? konnte man nicht genau sagen, doch wollten einige wissen: es sei dies lediglich geschehen, um der ersten Aufführung der Oper „Leonore" beizuwohnen, da er ein enthusiastischer Freund und Verehrer der Beethovenschen Musik sei.

Heute war die Hauptprobe für diese Oper angesagt und übermorgen sollte die erste Aufführung stattfinden. Jetzt war es morgens neun Uhr. Graf Pallhorst trat — unscheinbar gekleidet und in einen weiten Tuchmantel gehüllt, der ihn vor der kaltfeuchten Novemberluft schützen sollte — aus seinem Palais. Niemand folgte ihm. Er schlug den Weg nach einem der Stadtteile ein, in welchem das Elend, das Laster und die äußerste Armut ihre Wohnungen aufgeschlagen hatten.

Die Straßen waren gegen sonst wie ausgestorben. Nur französische Offiziere, Soldaten, Patrouillen und einzelne Bürger mit finsteren oder niedergeschlagenen Gesichtern begegneten ihm. Desto lebhafter war es in einer der Kneipen jenes Stadtteiles, dem sich der junge Graf zugewendet.

Hier in den drei aneinanderstoßenden kleinen, niederen und finsteren Stuben ging es laut und lustig her. Wenigstens in den zwei ersteren, wo eine Menge Soldaten verschiedener französischer Regimenter und eine nicht geringe Anzahl Arbeiter und Tagediebe ihr in Branntwein und Brot bestehendes Frühstück einnahmen. Singen und Lachen erschallte dabei von allen Seiten, denn der neue Tag brachte für Menschen, die nichts zu verlieren

und alles zu gewinnen hatten, nur neue Lust und neue Chancen des Glücks.

Nur in dem hintersten Raume war es still und geräuschlos, denn hier saß, den Kopf auf den Arm gestützt, ein einziger Mensch in abgeschabter, teilweise zerrissener Kleidung und schaute dumpf brütend und halblaut mit sich selbst sprechend in das große, mit Branntwein gefüllte Glas.

Der Mann war in der That ein Bild des Elendes und der Verworfenheit; denn alle Laster hatten sich, obgleich er noch keineswegs alt war, in tiefen Zügen auf seinem Gesichte eingegraben. Eine abschreckende Verlebtheit sprach aus den starrblickenden, matten Augen, den verwelkten eingefallenen Wangen und der gelben faltenreichen Haut. Die dürren langen Finger seiner Hand spielten dabei, fast mit krampfhaftem Zucken, in dem noch ziemlich reichen blonden Haare, unter welches aber Zeit- und Lebensstürme frühzeitig den Schnee des Alters gemengt.

Neben dem Manne lag auf der hölzernen Bank eine Violine.

„So bin ich denn jetzt ganz allein!“ — murmelte er in diesem Augenblicke finster vor sich hin, während seine Augen fortwährend in das vor ihm stehende Glas starrten. — „Auch sie hat mich verlassen . . . . . . verlassen auf immer!“

Er schwieg einen Augenblick; dann zuckte er plötzlich zusammen, die Hand ballte sich um einen Büschel Haare, als wolle sie dieselbe in wilder Verzweiflung ausreißen, und ein Ausdruck des Entsetzens trat in seine Züge.

„Und wie . . . . . wie ist sie gestorben!“ — murmelte er weiter — „auch allein . . . . . von keinem Menschen umgeben . . . . . nicht einmal von mir, dem Bruder, den sie nicht zuließen! . . . . in dem verfluchten Hause, das sie Spital nennen . . . . . unter monatelangen Qualen . . . . . wie ein Tier . . . . . wie ein räudiger Hund!“ — und seine geballte Faust schlug auf den Tisch, daß das vor ihm stehende Glas in die Höhe sprang und ein Teil seines Inhaltes verschüttete. Eine abermalige Pause entstand; aber der Geruch des vergossenen Branntweins übte einen solch' magischen Einfluß, daß er sich plötzlich unwillkürlich niederbeugte und das Übergelaufene vom Tische aufschlürfte. Aber er wußte gar nicht, was er gethan hatte; denn seine Gedanken waren bei der Schwester: ihrem grenzenlos jämmerlichen Tode und ihrem Begräbnisse, das heute morgen stattgefunden. Vier Männer hatten die Leiche weggeschleppt und er war gefolgt. Das war das Leichenbegängnis.

„Verflucht!“ — stöhnte er jetzt wieder — „daß der Mensch so herunterkommen kann! . . . Wer hätte das einst gedacht, als sie wie eine Fürstin lebte . . . und ich!? . . .“

Er griff nach dem Glase und leerte es mit einem Zuge. Seine matten Augen fingen zu funkeln an, seine erschlafften Züge gewannen einen Anflug von Leben, ein entsetzliches Lachen spielte um seinen Mund, rasch nahm er die Geige und einige kecke, wilde Striche ausführend, rief er:

„Wie war doch das Lied, das sie in den letzten Jahren so oft unter Thränen sang . . . das Lied, das sie der Ungar gelehrt . . . das Lied von den Schicksalsgefährten: dem Fohlen und dem Mädchen, die sich beide, schön und jung, im Übermute der Jugend, auf Ungarns Haide tummelten?“

Und er hob an und spielte und sang mit einer Art schmerzlicher Raserei:

„Auf freiem Feld im Ungarland
Erblickten wir der Welten Licht;
Den Stolz, die Habsucht, eitlen Tand,
Das alles kannten wir dort nicht.
So wuchsen wir in Freiheit auf,
Kein Zwang ward jemals uns gethan,
Kein Zügel hemmte unsern Lauf,
So ward uns beiden eine Bahn!

Doch bald die schöne Zeit verschwand,
Der Jugend sorglos fröhlich Spiel!
Ein Fürst, der sich darauf verstand,
Der gab uns bald ein and'res Ziel.
Im zarten Sprößling sah er gleich,
Welch' edle Rass' sich hier versteckt,
An Grazie, Schönheit überreich,
Die nur d'rauf harrt, bis man sie weckt.

So kamen wir zur Residenz
Und wurden prächtig ausgeschmückt,
Damit auf uns'res Lebens Lenz
Der Fürst mit Stolz und Freude blickt.
Wir wurden nur zu Putz und Pracht
Erzogen und des Fürsten Lust
Erfüllt', o! daß wir's nie bedacht!
Mit eitlem Stolz' auch uns're Brust.

Uns freute jener Flitterglanz,
Die Freiheit gaben wir dafür!
Und nur nichts thun! wir lebten ganz
So wie ein echter Kavalier.

Doch bald verschwand die schöne Jugend,
Der Fürst fand nicht Gefallen mehr
An uns'rer abgenützten Tugend,
Und gab uns willig wieder her.

So ging es immer mehr bergab,
Ein elend und erbärmlich Leben!
Bis einst ein abgeschied'nes Grab
Uns konnte wieder Ruhe geben."

Der Geiger schloß mit einem so wilden Strich, daß zwei Saiten sprangen. Aber die Menge in den beiden anderen Schenkstuben, die zum Teil an der Thüre gelauscht, zum Teil eingetreten war, klatschte in die Hände und rief: „Bravo!" — „Bravo!"

Auch flog eine Masse kleinen Geldes auf den Tisch. Der Geiger strich es mit stumpfsinniger Gleichgültigkeit zusammen, ließ sein Glas noch einmal bis oben füllen und trank es dann zum zweitenmale bis auf den Grund aus.

Als dies geschehen, verfiel er in die alte Träumerei, die Menge zog sich wieder nach den vorderen Stuben zurück und alles ward still um ihn. In ihm selbst aber hatte der Branntwein die unselige Wirkung hervorgebracht, um deren Willen er eben den Branntwein lieb gewonnen: es ward ihm warm im Leibe, wild fröhlich zu Mute und in dieser inneren, wilden, fürchterlichen Fröhlichkeit fühlte er sich über Welt und Menschen, über Elend und Schicksal hinaus getragen; ein giftiger Hohn über alles Bestehende erfüllte ihn dann und machte ihn mit Lust zu jeder Unthat bereit. Er dürstete dann nach Rache für sein und der Schwester zertretenes Leben.

So war es ihm jetzt; — so brütete er eine halbe Stunde lang . . . da schlug es neun Uhr. Es war die Zeit, zu welcher er den jungen Grafen Pallhorst hier erwarten sollte.

Zehn Minuten später trat dieser wirklich auch durch eine Hinterthüre ein. Beide setzten sich zusammen und sprachen lange und viel. Ein Lauscher würde den Namen Beethoven und „Leonore" öfter gehört haben. Aber es war kein Lauscher da und der Lärm in den beiden vorderen Räumen übertönte auch vollkommen ihr halblaut geführtes Gespräch. Als Pallhorst die Kneipe verließ, steckte der Geiger einen schweren Beutel zu sich; aber seine Züge verrieten jetzt nicht mehr — wie früher bei ähnlichen Gelegenheiten — eine gierige Freude, ein Trium-

phieren, in dem sich schon im voraus die zu erreichenden Genüsse spiegelten — sein Herz, sein Geist, sein Leben waren ja Totenäcker geworden, über die der eisige Wind der Gleichgültigkeit strich. Er war stumpf für alles . . . . nur nicht für den Genuß des Branntweins . . . und . . . der Rache!

Als er — den eingedrückten Hut auf dem Kopfe, die Violine unter dem Arme, den abgemagerten Körper in einen abgeschabten, teilweise zerrissenen Rock gehüllt — die Kneipe unsicheren Schrittes verließ, murmelte er leise vor sich hin:

„Er hat mein Lebensglück zertreten, und damit auch das meiner armen Schwester; darum sei er verflucht! und . . . . . was ich thun kann, seine Oper zu stürzen . . . . . das soll geschehen!“

Und der Geiger ging: unter dem Pöbel und den Tagedieben Wiens eine Rotte zu werben, die auf brutale Weise mithelfen sollte, Leonore fallen zu machen. — —

Unterdessen hatte der junge Graf Pallhorst sein Palais erreicht. Schweigend und in Gedanken verloren stieg er die große Treppe hinauf und trat in sein Ankleidezimmer, woselbst ihn der Kammerdiener erwartete.

„Sind die Herren vom Theater an der Wien, die ich auf heute zum Dejeuner habe einladen lassen, erschienen?“ — frug er dann.

„Aufzuwarten, Euer Gnaden!“ — entgegnete der Kammerdiener mit tiefer Verbeugung. — „Sie befinden sich sämtlich im Salon.“

„Gut!“ — sagte der Graf. — „Kleide mich rasch um.“

Es geschah. Als die Toilette beendet, gab der junge Graf einen Wink und der Kammerdiener zog sich zurück. Der Graf war wieder allein.

„Vor solchen Schweinen spiele ich nicht!“ murmelte er jetzt halb ingrimmig, halb höhnisch vor sich hin. — „Nun, mein lieber Beethoven, Sie müssen wenigstens zugestehen, daß ich ein gutes Gedächtnis für Beleidigungen habe. Einmal mißglückte es mir, Sie in Person niederzutreten; versuchen wir es jetzt, Ihre Oper umzuwerfen. Es ist nur schade, daß der Kapellmeister, der edle Ritter Ignatz von Seyfried, nicht auch zu gewinnen ist. Dafür aber, daß die Sänger und Sängerinnen und das ganze Orchester für mein Treiben empfänglich sind, dafür haben der gute Herr Beethoven durch sein barsches, unfreundliches und rücksichtsloses Wesen gegen alle

die Mitwirkenden selbst schon trefflich gesorgt. Ist doch fast kein einziger da, den er nicht gekränkt und beleidigt. Freilich meint er es nicht so böse; aber das gilt gleich! Auch diejenigen Wunden, die man aus Versehen geschlagen, bluten und brennen. Heute Abend ist Hauptprobe, da giebt es jedenfalls wieder neue Kollissionen die Menge; .... reizen wir also ein wenig die alten Wunden, damit ihre Träger für jede unsanfte Berührung doppelt empfindlich werden. Gewinnen wir uns die Leutchen durch ein feines und leckeres Frühstück und lassen sie mit den köstlichen Weinen unseren köstlichen Gedanken hinunter schlucken: in sämtlichen Leistungen so flau als möglich zu sein. Mehr brauchen wir gar nicht; denn da alle Gönner des edlen Maestro von Wien entfernt sind: — die Herren Franzosen nichts von deutscher Musik verstehen und die allgemeine Angst und Niedergedrücktheit jetzt niemandem Sinn für Kunstgenüsse läßt, so müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn die Oper nicht durchfiele. Und sollte die leiseste Beifallbezeugung vorkommen, so wird mein sauberer Freund Geiger mit seiner bezahlten Rotte dafür sorgen, daß so gewaltig gepfiffen und gezischt wird, daß das Stück total erliegt."

Der junge Graf rieb sich hier mit einem Ausdruck von Hohn und boshafter Freude die Hände. Dann sagte er noch einmal: „Warte nur! dein „vor solchen Schweinen spiele ich nicht!" soll dir teuer zu stehen kommen. Wir wollen dir das Spielen und Spielenlassen schon legen. Lerne deine Worte mäßigen .... aus einem einzigen unüberlegten ersprießt oft eine ganze Drachensaat!"

Und er wandte sich und ging nach dem Salon. — —

Das Dejeuner im Hotel des Grafen Pallhorst dauerte bis nachmittag vier Uhr, der Zeit, in welcher die Hauptprobe der „Leonore" angesagt war. Die ganze Gesellschaft begab sich also unmittelbar von dem lukullischen Feste in das Theater an der Wien. Man war ungemein auf- und angeregt: denn der junge Graf hatte nicht nur fürstlich aufgetragen und die herrlichsten Weine in reichstem Maße fließen lassen, er war auch gegen sämtliche Künstler die Liebenswürdigkeit und Artigkeit selbst gewesen. Eine gentilere und feinere Behandlung, eine größere Anerkennung ihrer Verdienste hatten die anwesenden Künstler noch nie gefunden.

War es da ein Wunder, daß alle für den jungen hübschen Edelmann schwärmten? für ihn, der noch dazu in der jetzigen

kritischen Lage der einzige war, der den Mut hatte, den Priestern der Kunst ein splendides Fest zu geben? Und wie richtig hatte er, als das Gespräch auf Beethoven und Leonore kam, den ersteren beurteilt: wie begründet war der Tadel, den er über das rauhe und rücksichtslose Wesen aussprach, mit welchem oft sogenannte Genies andere Künstler behandelten; wie ungemein richtig war seine Bemerkung, daß der ausführende Künstler solchen eingebildeten Geniestolz am besten und sichersten damit strafe und demütige, wenn er, bei Mitwirkung, seinen Teil so viel als thunlich fallen lasse. Die Mattigkeit und Flauheit der Gesamtaufführung werde dann schon den stolzen Komponisten zu dem Bewußtsein bringen, daß er — ohne Sänger und Orchester — ein Nichts sei.

In der That fand denn auch die ganze Gesellschaft diese Handlungsweise so einleuchtend und diplomatisch, daß man sich schon auf dem Wege in das Theater gegenseitig das Wort gab: nach diesen Prinzipien zu handeln.

So begann denn die Hauptprobe, von Beethoven selbst dirigiert, unter höchst mißlichen Auspizien. Kapellmeister Ignatz von Seyfried merkte dies auch sofort. Er setzte sich daher — schon gewöhnt, zwischen Beethoven und den Mitgliedern der Bühne und des Orchesters den Vermittler zu machen — neben den Komponisten. Der Taktstock fiel, die Ouverture begann. Aber wie oft ertönte das „Halt!“ Beethovens — wie lahm und matt ging das alles! — wie wurde bei der schweren Instrumentierung und dem schlechten Willen so oft gefehlt! — Wie peinlich berührte hier Beethoven seine Harthörigkeit. Alles fühlend, was jedes Instrument zu sagen habe, wollte er es auch dem Vortragenden ebenso fühlbar machen, und verlor sich dabei in Gestikulationen, die das Orchester zum Schwanken brachten.*)

„Falsch! Falsch!“ — rief er jetzt und der Taktstock fiel auf. — „Die Streichinstrumente sind einen Viertel Takt zu spät eingefallen! . . . Dacapo! zwei Takte früher!“

Das Orchester begann aufs neue.

„Falsch!“ — donnerte Beethoven wieder. — „Derselbe Fehler! . . . Noch einmal.“

Abermals setzte das Orchester ein.

„Zum Teufel!“ — rief jetzt der Maestro wütend auf-

---

*) Schindler: S. 70.

springend — „wo haben denn die Herren heute ihre Ohren gelassen!“

„Die haben sie alle bei sich!“ — rief jetzt eine Stimme aus dem Orchester — „aber der Herr Kapellmeister hört nicht recht.“

Beethoven zuckte zusammen: — Wer wagt es! ....“ rief er; aber in demselben Augenblicke legte sich eine Hand sanft und beruhigend auf seinen Arm und eine wohlmeinende Stimme sagte:

„Lieber Herr Kollege, Sie haben sich wirklich getäuscht: die Streichinstrumente sind das letztemal richtig eingefallen.“

Es war Kapellmeister Seyfried, der so gesprochen. Aus Zartgefühl hatte er sogar — selbst auf Kosten des Ruhmes seiner Kapelle — nur vom „letztenmal richtig einfallen“ gesprochen. Aber Beethoven, der über die heilige Begeisterung für die Musik und über den Eifer, sein erstes derartiges Werk aufzuführen und zu dirigieren, sein Ohrenleiden für den Moment ganz vergessen hatte, schüttelte finster den Kopf.

„Das ist alles nichts!“ — sagte er laut, und seine Züge hatten einen furchtbar harten Ausdruck angenommen. — „Müssen Ihr Orchester besser schulen; da ist weder Präzision, noch technische Vollendung!“

Aber in demselben Augenblicke war es, als ob das ganze Orchester ein großer Ameisenhaufe sei, in welchen ein Störenfried mit dem Fuße hineingestoßen habe. Alle Mitglieder gerieten in Bewegung! Ein Teil derselben sprang gestikulierend auf, ein anderer beugte sich zu dem Nebensitzenden und frug: „Was hat er gesagt?“ — Wieder andere legten, Zorn sprühend, ihre Instrumente weg und riefen: „Wir spielen nicht mehr!“ .... Kurz, es war ein so greuliches Durcheinander, daß kein Mensch sein Wort hören, keine Seele sich aus dem Gewirre von Lauten, Gestikulationen, Ausrufungen und Hin- und Herbewegungen herausfinden konnte.

Vergebens schlug Beethoven — Zornesflammen aus seinen Augen sprühend — gebieterisch auf seinen Pult; — ... umsonst bemühte sich Herr von Seyfried, das empörte Orchester zu beruhigen. Irgend jemand mußte Öl in die Flammen des Hasses und des Neides geschüttet haben, die bisher — nur mühsam unterdrückt — in den Herzen der Orchestermitglieder geglimmt, denn sie schlugen jetzt himmelhoch auf. Die Köpfe glühten, die Zungen waren geläufiger denn je, alle Bande der Subordination lösten sich, und da der Tumult im Orchester auch das Personal der

Sänger, der Sängerinnen und des Chores auf die offenstehende Bühne gelockt, so begann bereits auch dort schon ein Murren und eine gleiche Bewegung.

Glücklicherweise aber hatte das wachsame Auge des zum Stadtkommandanten von Wien ernannten General Hulin, der überall Verschwörungen witterte, auch dem Theater, und selbst der heutigen Probe, seine Aufmerksamkeit zugewandt. Kaum bemerkte daher der diensthabende Offizier die revolutionären Bewegungen des Orchesters, als er auch sofort seine zehn Mann Grenadiere eintreten, und an der Pforte „Gewehr bei Fuß!“ machen ließ. Aber wie zauberhaft wirkten nun der dumpfe Schall und das Klirren der mächtig aufgestoßenen französischen Gewehrkolben! Wie Töne aus Oberons Horn versteinten sie mit einemmale die ganze bis dahin so bewegte Masse . . . der Lärm verstummte . . . leise ließ jeder sich auf seinen Sitz niedergleiten, erfaßte sein Instrument und hielt es mit tiefem Schweigen zur weiteren Aufführung der Ouverture bereit.

„Von Anfang!“ — ertönte Beethovens zürnende Stimme, und die Ouverture begann aufs neue. Diesmal ging sie aber auch vortrefflich, so daß der Maestro selbst zufrieden war.

Indeß — heute glichen nun einmal alle Mitwirkenden auf der Bühne und im Orchester den Vulkanen, die wohl zeitweise, aber meist nur auf kurze Zeit aufhören, Feuer zu speien. Eine verdrießliche Kollision folgte der anderen. Bald war es das, durch seine Schwerhörigkeit herbeigeführte Lauschen Beethovens nach dem bestimmten Eintritt einzelner Instrumente, was von seiner Seite ein Retardieren an Stellen eintreten ließ, an welchen der Dirigent dem Ganzen die Zügel schießen lassen muß. — Bald wieder führte die vorsätzliche Lauheit der Singenden und Spielenden den Unwillen des Maestros herbei und gaben zu Streit und Zank Veranlassung. Hier war der Klarinette, dort der Violine eine Passage zu schwer; . . . jetzt verlangte Florestan und gleich darauf Leonore eine Umänderung in ihren Stimmen, da sie sonst ihre Partien nicht singen könnten; — auch Pizarro fluchte über seine Hauptarie, die ihm hier zu hohe, und dort zu tiefe Töne hatte. Alle drei aber schrieen:

„Wir ruinieren unsere Stimmen!“

„Diese Oper untergräbt unsere Existenz!“

„Wir können das nicht so vortragen, wie es geschrieben!“

„Man will uns blamieren!“

„Und ruinieren!“

Ludwig van Beethoven, von Seyfried dringend gebeten, nahm mit wahrem Heroismus seine ganze Geduld zusammen; aber er wich auch nicht ein Haarbreit von dem ab, was er geschrieben. Sänger und Orchester mochten schreien, wie sie wollten, so oft gefehlt wurde, ging es von vorn wieder an. Es ward acht Uhr — neun Uhr — zehn Uhr — — die Probe war noch nicht zu Ende; aber die Leidenschaftlichkeit beider Parteien steigerte sich mit der nervösen Reizbarkeit, die allgemein infolge der zu großen Anstrengung eintrat.

Jetzt — es schlug halb elf — war die Aufregung wirklich eine fieberhafte geworden. Man verweigerte durchweg die Wiederholung des letzten Aktes.

Beethoven wütete: seine Augen flammten, auf seiner Stirne lag es wie Ungewitter, seine Haare umwallten das gewaltige Haupt wieder wie die Mähne eines erzürnten Löwen: — „Lohnseelen!" — rief er donnernd — „Lohnseelen seid ihr alle. Da ist kein Funke wahrer Begeisterung für das Große — keine Ahnung der Vollendung!"

Aber wie brach es nun wieder von allen Seiten los: — „Wir singen, wir spielen übermorgen nicht!" — erschallte es im Chorus.

„Nein, wir spielen, wir singen nicht!" — rief es von allen Seiten zurück.

„Wir lassen uns nicht so behandeln!" — schrieen andere.

„So laßt es bleiben!" — rief der Maestro außer sich und warf den Taktstock mit furchtbarer Gewalt zur Erde — „so laßt es bleiben und bleibt selbst . . ."

Das letzte Wort verhallte unter dem Geklirre der Waffen; denn eben trat der diensthabende französische Offizier mit seiner Mannschaft vor und gebot Ruhe und Schluß.

Beides erfolgte. Beethoven — Wut und Verzweiflung im Herzen — stürzte nach Hause; die übrige Masse verließ murrend und knurrend das Haus.

Auf der Straße aber transportierte die französische Patrouille einen betrunkenen Geiger vorüber, der, trotz aller Kolbenstöße, in der wunderbaren, zwischen Seligkeit und Wehmut schwankenden Stimmung seines Rausches, unaufhörlich die Worte sang:

„So ging es immer mehr bergab,
Ein elend und erbärmlich Leben!
Bis einst ein abgeschiednes Grab
Uns konnte wieder Ruhe geben."

„Ja, ja!“ — lallte er dazwischen. — „'S ist wahr, Schwesterchen .... uns .... konnte wieder Ruhe geben! .... Nun .... wart' nur, ich komme auch bald .... kann nicht sein .... ohne Dich!“

„So ging es immer mehr bergab,
Ein elend und erbärmlich Leben!
Bis einst ein abgeschied'nes Grab
Uns konnte wieder Ruhe geben.“

Plötzlich entglitt die Violine seinem Arm. Er taumelte — — fiel — — und war tot. Ein Schlagfluß hatte infolge des vielen Branntweins, den er heute bei Anwerbung der Rotte, die gegen Beethovens neue Oper wirken sollte, genossen, seinem Leben ein Ende gemacht. —

Nie wieder!

Den 20. November 1805 war Ludwig van Beethovens großartige und herrliche Oper „Leonore“ — nachdem Kapellmeister Seyfried mit unendlicher Mühe Sänger und Orchester beschwichtigt hatte — zum erstenmale gegeben worden, und zwar im Theater an der Wien. Ihre Aufnahme war eiskalt: nach drei Vorstellungen zog Beethoven sein Werk zurück.*)

Was seine Freunde ihm vorausgesagt, auf was seine Feinde mit Sicherheit gezählt . . . . es hatte sich erfüllt. Sieben Tage zuvor waren ja die Franzosen in Wien eingerückt. Tausende aus den höheren Klassen, darunter Lichnowsky und alle übrigen Gönner Beethovens hatten die Stadt verlassen; das Theater war daher fast nur von französischen Offizieren besucht, deren Ohren mehr an Kanonendonner, als an das Anhören sublimer Tondichtungen gewöhnt waren und die außerdem nicht ein Wort von dem Texte verstanden; endlich aber hatte auch Pallhorsts Politik im Vereine mit Beethovens Rücksichtslosigkeit gegen Sänger und Orchester ihre Früchte getragen; die Aufführung war, neben der Gedehntheit des Sujets, jedesmal eine durchaus flaue und matte gewesen.

Beethoven war außer sich! Er wußte, was er geleistet hatte; er kannte ja die Masse großartiger Schönheiten, die diese herrliche Tondichtung enthält. Er hatte dies Werk in einer so reinen, heiligen Begeisterung geschaffen, sein ganzes Ich, sein ganzes Fühlen, Denken und Lieben hineingelegt. Da lebte und webte sein Ideal von weiblicher Tugend, Liebe und Treue; . . .

---

*) Marx: L. v. Beethovens Leben und Schaffen. I. Tl. S. 344. Schindler: Biographie L. v. B. S. 57—60. Wegeler und Ries: S. 103.

da war der Welt ein Zeugnis gegeben seines tiefen musikalischen Wissens, seiner unerreichbar herrlichen Kompositionsgabe; . . . . da stand vor ihren Augen und Ohren eines der genialsten Meisterwerke der Tonkunst . . . . und . . . . seine Aufnahme war eine eiskalte gewesen, er hatte es zurückziehen müssen!

Eine furchtbare Bitterkeit bemächtigte sich seiner, — sein Herz blutete aus tausend Wunden, — seine Seele rang mit Verzweiflung . . . das war der Lohn, das waren die Früchte seines ganzen bisherigen, der Kunst gewidmeten Lebens!

Es war schon ziemlich spät in der Nacht. Beethoven saß allein auf seinem Zimmer, das Licht auf dem Tische brannte nur trübe. Neben demselben lag der Brief, den der Maestro eben geschrieben und in dem er seine Oper mit blutendem Herzen zurückverlangte.

Auch heute, wie an den beiden vorhergehenden Abenden, an welchen „Leonore" gegeben und so schmählich aufgenommen worden war, hatte er die Thür seines Zimmers abgeschlossen. Er wollte, er konnte niemanden sprechen! Aber auch heute, wie an jenen beiden vorangehenden Abenden, klopfte es jetzt an der Thüre. Beethoven hörte es nicht. Da klopfte es lauter: Beethoven fuhr aus seinen finsteren Träumen empor, aber der Ausdruck seines Gesichtes ward noch finsterer, ... er schwieg und blies das Licht aus.

„Ludwig!" — sagte jetzt draußen eine milde Stimme — „ich bin es, Dein alter, treuer Freund, Stephan Breuning. Ich weiß, daß Du zu Hause bist, also laß mich ein. Laß mich, wie sonst wohl manchmal, Deinen Kummer mit Dir tragen, Deinen Verdruß teilen, Deine Angelegenheiten besprechen; es wird Dir dann leichter um das Herz werden."

Keine Antwort erfolgte.

Finster, regungslos, mit selbstquälerischem Eigensinn in seinen Schmerz vertieft, saß Beethoven da. Er wollte niemanden sehen, mit niemanden sprechen, von niemanden bedauert sein.

Eine Pause folgte; dann hob die Stimme wieder an:

„Ludwig! — ich beschwöre Dich bei unserer Jugendfreundschaft, öffne mir. Ich will Dir ja nicht lästig fallen; aber Dein einsames Brüten beängstigt mich. Laß mein Herz zu Deinem Herzen sprechen und Du wirst sehen, daß es Dir leichter wird."

Eine neue Pause entstand.

Beethovens Hände hatten sich geballt; aber nicht aus Zorn, sondern aus Schmerz. Die milde Stimme des einzigen Freundes,

der ihm geblieben, und die Erinnerungen, die er wach gerufen, trieben sogar einen salzigen Tropfen in seine Augen. Aber er wollte niemanden sehen und sprechen . . . er schwieg.

„Nun denn!“ — sagte jetzt die Stimme wieder — „es ist meine Art nicht, mich aufzudrängen. Ich gehe; . . . aber wenn Du ein Freundesherz brauchst, so weißt Du, wo Du es findest!“ — und die Schritte eines Weggehenden verhallten langsam. Beethoven schwieg; aber er dachte: — „Es ist doch ein guter, edler Mensch!“

Eines hatte indessen Stephan Breuning immer bewirkt: den Gedanken des Freundes war, wenigstens momentan, eine andere Richtung gegeben, sie versanken in Erinnerungen an seine schöne Jugendzeit.

O wie glücklich war er doch damals im Breuningschen Hause gewesen! Wie unendlich liebevoll hatte Frau von Breuning immer für ihn gesorgt; — welch' trauter Kreis umgab ihn dort; — welch' ein schöner Wetteifer im edelsten Streben herrschte unter ihnen allen; — wie lag die Zukunft damals noch so licht vor ihm; — was wollte er nicht alles erreichen; — wie lockte ihn die Palme des Ruhmes, der volle Kranz der Ehre, zu einem riesigen und doch so freudigen Streben!... und heute, heute!... Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß seine Freunde von seiner, noch dazu so unverdienten Niederlage hören sollten!

Er sprang empor: da plötzlich wirbelten die Trommeln durch alle Straßen. Sollte Wien in Flammen stehen? Waren die Österreicher vor die Thore der Stadt zurückgekehrt, sie dem verhaßten Feinde zu entreißen?

Beethoven zündete das Licht wieder an; aber bald ergab es sich, daß General Hulin, der französische Platzkommandant, nur Alarm hatte schlagen lassen, um die Schlagfertigkeit der ihm untergebenen Truppen zu prüfen.

Beethoven lachte bitter auf: es waren ja die Truppen Napoleons, die jetzt Wien besetzt hielten; die Truppen desselben Napoleons, für den der Meister einst, als für den weltbeglückenden Errichter einer platonischen Republik geschwärmt, und der ihn so arg getäuscht; die Truppen desselben Napoleons, der jetzt zu einem ländergierigen Usurpator und Tyrannen geworden; — es waren die Truppen, die alle seine Gönner und Freunde verscheucht und dadurch und durch ihre Geschmacklosigkeit . . . seine Oper geworfen hatten.

„Ja, ja!“ — rief er jetzt und schlug ein neues bitteres,

wahrhaft furchtbares, seine Züge greulich entstellendes Lachen an — „ja! ja! so muß es kommen: fort mit allen Idealen, bis die Brust leer ist, wie das Leben. Fort mit allem Hohen und Erhabenen, damit die flache Erbärmlichkeit ungehindert den Thron der Welt besteigen kann. Fort... o!... es ist doch ein schönes Wörtchen dieses „fort!“ — namentlich in meinem Leben! Was ist nicht alles für mich fort in diesen Tagen? — Fort, nach Petersburg, dem Rufe seiner Zukunft folgend, ist Ries, der mir doch manchmal ein treuer Gefährte, ein lieber Schüler, in seinem jugendlich frischen Wesen eine Erheiterung und Auffrischung meiner selbst war! .... Fort ist der Hof, ... fort sind alle die feigen Freunde: Lichnowsky, Kinsky, Gleichenstein, Pasqualati und Browne, auf die ich so sehr gerechnet .... fort, fort! ist selbst Julie, der einzige Stern, der mir noch in meiner Lebensnacht leuchtete! Wohl folgte sie ungern der Mutter; aber wenn sie mich wirklich liebt, warum blieb sie nicht hier, den einsamen, verlassenen Freund zu trösten?! — und ist nicht alles Glück mit ihr fort? .... selbst mein Name, meine Ehre, mein Ruhm?“

Beethoven warf sich in den Sessel, der vor seinem Arbeitstische stand und senkte das Haupt auf seine Arme. Lange verharrte er so, in tiefe schmerzliche Gedanken versenkt. Als er sich endlich aufrichtete, fiel sein Blick auf einen Brief, der auf seinem Schreibtische lag und den er bis dahin nicht bemerkt. Mechanisch griff er nach demselben und öffnete ihn: er war von seinem Bruder Karl. — Beethoven las; aber auch der Inhalt dieses Briefes mußte Peinliches enthalten, denn seine Stirne verfinsterte sich von Minute zu Minute mehr. Bruder Karl überhäufte ihn mit Vorwürfen über die vier Wohnungen, die er zugleich gemietet; klagte ihn der Verschwendung an und forderte, daß ihm mehr Einsicht in des Bruders häusliches Treiben zugestanden werde; denn Ludwig bedürfe in der That hierin einer Bevormundung. Jeder andere hätte diesen Brief im Zorn zerrissen, Ludwig van Beethoven that es nicht; aber ein furchtbarer Schmerz ging durch seine Seele... auch der Bruder war für ihn verloren.

Dennoch sollte niemand diesen Brief sehen. Ludwig stand also auf, um denselben in diejenige Schublade seines Wandschrankes zu legen, in welcher er seine Kostbarkeiten zu verwahren pflegte. Es waren dies verschiedene goldene Tabaksdosen, Ringe und sonstige von hohen Gönnern empfangene Pretiosen. Kaum aber hatte er die Schublade herausgezogen, als er erblaßte... zwei der schönsten

und kostbaren Dosen fehlten, ... und niemand wußte, wo der Schlüssel zu diesem Schrank verborgen lag, ... niemand kannte die geheime Feder, welche jene Schublade öffnete, als er .... und Karl.

Karl aber war heute in Ludwigs Abwesenheit hier gewesen und hatte, da er den Bruder nicht gefunden, den bewußten Brief an seinem Schreibtische geschrieben.

Beethoven war in diesem Momente totenbleich. Er fühlte, daß ihm die Kniee wankten. Rasch, aber ohne einen Laut, drückte er die Schublade zu, schloß den Schrank und fuhr mit der Hand über Stirn und Augen, als wolle er etwas Entsetzliches aus seinen Gedanken verwischen. Dann ging er langsamen Schrittes dem Sessel wieder zu, auf dem er mit den Worten: „Auch ihn hab' ich verloren!“ — kraftlos zusammenbrach.

Zwei Stunden verstrichen, bis Beethoven wieder ein Lebenszeichen von sich gab. Aber in diesen zwei Stunden hatte er sich vollkommen wieder gefunden, mit seiner Vergangenheit abgerechnet und den Blick frei und männlich einer neuen großen Zukunft zugewandt.

Ludwig van Beethoven war wieder der Alte. Die furchtbaren Stürme seines Inneren hatten ausgetobt. Es war ihm zum klaren Bewußtsein gekommen, daß er eben „allein“ durch das Leben gehen müsse; aber er hatte sich auch erhoben über den Zweifel an sich selbst, in den ihn für kurze Zeit die Aufnahme seiner Oper gestürzt. Kalt, stolz und selbstbewußt erhob der Riese wieder sein Haupt gen Himmel, mit dem festen unerschütterlichen Vorsatze: unbeirrt von allen Schicksalsschlägen den selbst angebahnten Weg zur Größe und Unsterblichkeit fortzugehen.

Aber noch etwas hatte sich in ihm festgestellt: die Überzeugung, daß er nicht für die Oper geschaffen sei. Ruhig nahm er die Feder, mit der er zuletzt an „Leonore“ geschrieben, warf sie auf die Erde und zertrat sie mit den Worten: „Nie wieder!“

Ein wichtiger Abschnitt dieses bedeutenden Lebens war geschlossen; aber donnernd sprangen zugleich für Ludwig van Beethoven die Pforten einer neuen, noch größeren Zukunft auf. —

IV.

Des Adlers kühnster Flug.

(Beethoven in seiner Größe.)

Erste Abteilung.

Der Sonne zu!

Lorbeerkranz und Dornenkrone.

Die Stürme des Krieges hatten ausgetobt: Napoleon Buonaparte, der Glanz und der Schrecken seines Jahrhunderts, weilte auf Elba; Europa und seine Völker atmeten nach langen Jahren schwerer Prüfung, nach zahllosen blutigen Schlachten, nach einem großartigen Ringen um den Preis einer menschenwürdigeren Zukunft, erschöpft aus. Die Waffen ruhten, und eine Versammlung von Kaisern, Königen, Fürsten und Staatsmännern, wie sie die Welt noch nicht gesehen, tagte zu Wien, um Europa einen dauernden Frieden, den Staaten neue Grenzen, den Völkern die versprochenen Garantieen ihrer Mündigkeit in freieren Verfassungen zu geben.

Mit Verlangen und Hoffnung blickten die Nationen, vor allen die deutsche, auf diesen erlauchten Kongreß. Aber ein feindseliger Stern schien über demselben zu walten. Wohl hörte man von der kolossalen Pracht, die sich dort entfaltete, von der fabelhaften Freigebigkeit des österreichischen Hofes gegen seine erhabenen Gäste, von den imposanten militärischen Festen, von feenhaften Bällen, von lukullischen Diners und Soupers, von Maskeraden und Karussells, . . . von den Beratungen aber über die Schicksale der Völker, über die großen Interessen der Menschheit, deren Schlichtung in seine Hände gegeben war, ließ der Kongreß sehr wenig vernehmen. Die Völker harrten von Monat zu Monat auf ihre Wünsche, auf der gegebenen Versprechungen Erfüllung — die Entscheidungen blieben aus, es ward beraten und beraten, aber zu Tage kam nichts. Kein Wunder, daß die allgemeine Ungeduld bis auf das Äußerste stieg.

Am wenigsten freilich fühlte dies Wien selbst, als der Zentralpunkt all dieser Herrlichkeit, — als das von Lust, Glanz und

Pracht erfüllte Eldorado jener Tage. Wien war in der That damals fast nicht mehr zu kennen. Die Volksmenge schien verdoppelt; Bewegung und Gedränge aber übertrafen alle Beschreibung, denn Europa hatte ja den Glanz seiner Throne und Höfe, das Machtansehen seiner Staaten, die Spitze seiner politischen und militärischen Verherrlichung, die höchste Bildung seiner Geselligkeit, selbst die reichsten Blüten aller Vornehmheit, Schönheit, der Kunst und des Geschmackes hierher geliefert, und alles war in dem Glück und Stolze des Sieges, in der Frische der Hoffnung, in der vollen Spannung allgemeinster sowohl als persönlichster Erwartung nach dem schönen Wien gekommen. Und dies Gewühl fremden und neuen Lebens mischte sich nun mit dem heimischen und allgewohnten der Kaiserstadt, welche dann wieder durch großweltliche wie durch volkstümliche Üppigkeit, durch Pracht und Behaglichkeit, sowie durch die Macht ihres ganzen Eindrucks, allem aus der Fremde Herangedrungenen doch überlegen blieb, und ihre Sinnesart, ihre Neigungen, selbst ihre Redeweise mit sanfter Gewalt unwiderstehlich mitteilte.*)

Und wie gern gab sich jeder diesem wienerischen Wohlbehagen hin. Es war ja fast nur ein einziger Strom der Lust, der alles und alle trug. Aber ganz Wien, der Hof an seiner Spitze, gab sich auch die undenklichste Mühe, die von Süd und Nord und Ost und West zusammengeströmten Gäste überreich zu bewirten. Und welche Sterne glänzten in diesen Reichen? . . . Da waren in erster Linie als Gäste des Kaisers von Österreich erschienen: der Kaiser Alexander von Rußland und seine reizende Gemahlin, der König von Preußen, die Könige von Dänemark, Württemberg und Bayern, der Kurfürst von Hessen, die Großherzoge von Baden und Weimar, die hessischen Prinzen, die Herzoge von Braunschweig und Koburg, die Herzoginnen von Oldenburg und Weimar, der Vicekönig von Italien, die Fürsten von Thurn und Taxis, Nassau-Weilburg u. s. w., die Kronprinzen von Bayern und Württemberg, der Erbprinz von Reuß-Schleiz, der Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg, die russischen Bevollmächtigten: Graf Rasumowsky, Graf Stackelberg und Graf Nesselrode; die Gesandten Frankreichs: Fürst Talleyrand und der Herzog von Dalberg; die englischen Minister: Lord Castlereagh, Lord Cathcart und Lord Steward; die preußischen Bevollmächtigten: Fürst Hardenberg und Wilhelm von Hum-

*) Varnhagen von Ense: der Wiener Kongreß.

boldt u. s. w. u. s. w. Außerdem sämtliche früher reichsunmittelbare Fürsten, Grafen und Herren, die Gesandten aller europäischen Mächte, und endlich das wahrhaft unabsehbare Gefolge all der gekrönten und fürstlichen Häupter.

Mit einem Worte: es hatten sich bei Fürst Metternich und dem Wiener Hofe über siebenhundert Abgeordnete zum Kongresse gemeldet, und Wien war mit weit über hunderttausend Fremden überschwemmt. Und alle die hohen Herrschaften waren Gäste des österreichischen Hofes, so daß dieser notorisch schon bis Ende Oktober über vierzehn Millionen Gulden für seine erhabenen Gäste ausgegeben hatte.*)

Dem diplomatischen Kongreß stand dabei ein anderer Kongreß zur Seite, ... der der schönsten, herrlichsten und geistreichsten Frauen, die Europa damals aufzuweisen hatte. Unter diesen glänzten vor allen: die Gräfin Zichy-Festeties, die Fürstin von Thurn und Taxis (Schwester der edlen Königin Louise von Preußen), die Fürstin von Fürstenberg, die Fürstin Esterhazy, die russische Fürstin Bagration, Frau van Geymüller und die Baronin Fanny van Arnstein.

Auch die Intelligenz war reich vertreten: unter anderen durch Wilhelm von Humboldt; den österreichischen Hofrat Gentz, als Führer des Protokolls der Kongreßberatungen; durch Friedrich von Schlegel, Adam von Müller, Varnhagen von Ense, die Rahel und andere.

So lag, neben einer Unmasse dringender und sehr ernster Geschäfte, die Verführung zu einem in Lust, Witz, Genuß, Geist und Liebesglück funkelnden und sprühenden Leben sehr nahe, wozu noch der Umstand kam, daß die meisten geschäftlichen Angelegenheiten sehr schwierig zu entwickeln und zu entwirren waren.

Bei den Deutschen hatten sich nämlich — wie es auch nach dem, durch die deutschen Stämme bewirkten Befreiungskampfe und den unermeßlichen Opfern, die sie gebracht, ganz natürlich war — die größten Erwartungen an den Kongreß geknüpft. Freilich befand sich auch Deutschland in einem Zustande, wie kein anderes Land. England, Rußland und Schweden standen da in alter fester Gestalt und brauchten die Früchte des Sieges nur an sich zu ziehen und in das Bestehende aufzunehmen. Polen und Italien, schon längst ohne Selbständigkeit, und auch von Napoleon nur

---

*) Darunter ist, um nur ein Beispiel zu geben, ein Posten mit 250 000 Fl. für Geflügel.

mit einem Scheine derselben bethört oder gereizt, folgten dem Lose der Eroberung, wobei sie nicht wesentlich zu verlieren schienen. Spanien, Portugal und Dänemark standen, wenn auch erschüttert, auf altem Boden. Die Niederlande freuten sich eines gewonnenen neuen Bestandes; die Schweiz ihrer teilweisen Erneuerung und allseitig ausgesprochenen Sicherheit. In Deutschland dagegen war alles zersetzt. Die Franzosenherrschaft hatte hier am stärksten und nachteiligsten, aber nicht gleichmäßig eingewirkt, sondern nach den Zeiten und Gegenden sehr verschieden. Alle Wechselgebilde der letzten dreißig Jahre waren hier geschichtlich abgelagert und nebeneinander wieder zu finden, . . . eine Verwirrung von Zuständen, die in der größten Abweichung von einander nur darin übereinkam, daß allenthalben die alten Verhältnisse zerstört, die neuen nicht abgeschlossen, und Recht, Unterdrückung, Verdienst, Vorteil und Verlust wunderlich gemischt waren.

Die Zwischenzeit, während welcher der Fremde geherrscht, hatte dabei zu lange gedauert und zu vielerlei Neues entstehen lassen, als daß man sie und ihre Gebilde geradezu für nicht dagewesen erklären konnte. Das Alte ungeteilt herzustellen, war im allgemeinen unmöglich. Wenn Kaiser und Reich nicht wieder auflebten, so konnten es auch die ehemaligen Reichsstände und Reichsverhältnisse nicht, weil jene höchsten Bedingungen eines solchen Daseins fehlten. Außerdem hatte man soviel des Neuen in dem neuen Bunde — als der Sieg noch nicht entschieden war — aufgenommen, daß hier das erworbene Recht sowohl, als auch die wirkliche Macht eine rücksichtsvolle Ausgleichung auferlegten.

Aber die großen Mächte selbst wollten auch jene Wiederherstellung des Alten gar nicht, weil ihr eigener Vorteil dagegen war.

So kam es, daß das Drängen Sachsens, Polens und Italiens nach Wiederherstellung, die Vergrößerungsgelüste von Rußland, Österreich, Preußen und Bayern, der Aufschrei und Protest der Mediatisierten, die Frage, unter welcher Form nun Deutschland weiter bestehen solle — ein wahres Chaos von Ansichten hervorrief. Jetzt wurde von allen Seiten — namentlich aber von Frankreich her, das keine Einigung und kräftige Wiedergeburt Deutschlands wünschen konnte — intrigiert. Talleyrand und Metternich waren hier die Meister und ihnen stand namentlich die Damenwelt an der Seite. Natürlich kam es dadurch bald und oft zu den ernstesten und verdrießlichsten Abhandlungen; ja es sah zeitweise so mißlich in den diplomatischen Sphären aus, daß man — um das nötige Gleichgewicht zu behalten und den Völkern

jene geheimen unangenehmen Vorgänge und den schleppenden Gang der Unterhandlungen zu verschleiern und selbst auf ungezwungene Weise die Gespannten und Erbitterten sich wieder näher zu bringen — seine Zuflucht zu jener schon erwähnten Flut von Festen, Paraden, Maskeraden, Konzerten, Kutschen- und Schlittenfahrten, Tableaux, Karussels und Redouten nahm.

Die deutschen Völkerschaften, die ganze Welt sah mit ängstlicher Spannung auf den Kongreß .... Wien und seine glänzende Welt taumelten in einem wahren Freudenrausche, in Lust, in Entzücken!

Von dem, was die Völker betraf, verlautete kaum ein Wörtchen, desto mehr von den feenhaften Festen, die der Hof, die Fürst Metternich gab; — von der herrlichen mimischen Tänzerin Bigattini, die in der Darstellung der Nina den ganzen Kongreß bezauberte; — von der großartigen Sängerin Anna Milder, welche, so oft sie auftrat, durch Spiel und Gesang des tiefsten und allgemeinsten Eindruckes gewiß war: — von der gewaltigen Erscheinung der Sophie Schröder, dieser erhabenen Priesterin der dramatischen Kunst.

Auch heute hatte Seine Majestät der Kaiser von Österreich zur Unterhaltung und Zerstreuung seiner hohen Gäste eine ganze Reihenfolge von Festivitäten angeordnet.

Mittags war große Tafel bei Hofe. Nach eingenommenem Diner begaben sich ihre Majestäten, der Kaiser von Österreich und seine Gemahlin, mit den anwesenden Souveränen, Prinzen, Prinzessinnen und deren Begleitung nach Schönbrunn, woselbst sie in dem Garten — trotz der kalten Jahreszeit — spazieren fuhren, um alle Teile seiner mannigfaltigen Anlagen zu besichtigen. Abends versammelte sich die hohe Gesellschaft im Schloßtheater zur Aufführung der Oper „Johann von Paris."

Aber damit endeten die Festlichkeiten keineswegs. Im Gegenteile: jetzt erst sollte das Fest in seinen Glanzpunkt treten. Nach dem Schluß der Oper fuhren die höchsten Herrschaften durch das obere, schön beleuchtete Seitenthor und die Allee nach dem großen Orangeriegebäude, traten unter einem in Form eines Zeltes vorspringenden Gebäude ab, und gelangten von dort in den äußersten rechten Flügel des Orangeriehauses.

Dieser Bau, der eine Länge von hundert, eine Breite von mehr als vier, und eine Höhe von fünf Klaftern hat, war zu dem Souper in einen Orangenwald, in einen Hesperiden-Garten, in ein wahres Paradies verwandelt.

Sämtliche Orangeriebäume, mit Blumen aller Art und den kostbarsten und seltensten exotischen Pflanzen untermischt, erhoben sich zu beiden Seiten amphitheatralisch, von einem niederen, zierlich gearbeiteten und durchaus vergoldeten Säulengeländer eingefaßt. Ein wunderbarer, zauberhafter, berauschender Duft stieg von hier aus tausend und abertausend Blumenkelchen, wie ein den Göttern dargebrachtes Opfer, empor und erfüllte mit süßbetäubender Macht alle Räume.

Von dem Gewölbe herab, durch die ganze Länge des fast unabsehbaren Saales, hingen dabei eine Masse silberner Kronleuchter, sämtliche leichte Zweige mit Laubwerk vorstellend; während zwischen den Bäumen und Pflanzen Blumenkörbe von dem gleichen edlen Metalle auftauchten, aus deren Blumenkelchen eine Menge farbiger Lichter flammten und blitzten. Und all diese Pracht uvd all diesen Glanz warfen die gewaltigen Spiegel, mit welchen für diesen Abend die sämtlichen Wände des Orangeriegebäudes bekleidet waren, tausendfältig — wie in einem Feenpalaste — zurück.

In dem Mittelpunkte der Orangerie, wo das Gebäude eine Auswölbung hat, waren dabei an der einen Wand Felsen hoch übereinander getürmt, über welche ein Wasserfall seine Fluten in reicher Fülle schäumend warf. Gegenüber, woselbst sich die Hauptöffnung befindet, war in dem Garten zu beiden Seiten ein riesenhaftes tempelartiges Gebäude aufgestellt, das mit Vasen, Säulenwerk und Statuen verziert, und mit Lampen architektonisch beleuchtet, zu der im Hintergrunde sich zeigenden Halbrotunde der Flora führte.

Hier stand auf erhabenem Piedestale eine prachtvolle von Canovas Meisterhand gearbeitete Statue der Göttin, während ringsumher die Wände und die Decke der Rotunde, von dem Boden bis zu dem Giebel, ganz und gar in Blumen gehüllt war. Vierzig große verdeckte Astrallampen strahlten dabei von oben herab ihr Licht mit Tageshelle aus und beleuchteten ebensoviel reizende Mädchen, die, als Genien gekleidet, Blumenkränze schwangen.*)

Wohl nie hat das Auge eines Sterblichen in dieser Beziehung etwas Schöneres gesehen; — wohl nie hat ein ordnender Menschengeist etwas Geschmackvolleres und Lieblicheres in Festdekorationen erfunden.

---

*) Historisch.

Und doch war dies noch nicht alles. Im Mittelpunkte zwischen der Orangerieöffnung und der Rotunde, wo im Garten ein Springbrunnen steht, war dieser durch eine Stufen-Estrade bedeckt; auf dieser aber stand ein Opferaltar, umgeben von Hunderten von Opferflammen. Hier und an den Haupteingängen spielten zugleich, von Orangenbäumen und Blumengebüschen versteckt, verschiedene Musikchöre, während in der Orangerie zwei Tafeln mit je zweiundsechzig Gedecken und in den Seitengebäuden noch fünf Tafeln zu vierzig Gedecken in Gold, Silber und Krystall funkelten.

An einer der großen Tafeln machten Seine Majestät der Kaiser von Österreich, an der anderen Ihre Majestät die Kaiserin Ludovika die Honneurs. Hier speisten sämtliche in Wien anwesenden Monarchen, souveräne Fürsten, Prinzen und Prinzessinnen mit ihrem dazu geladenen Hofstaate.

Die anderen Tafeln waren von den übrigen erlauchten und hochadligen Gästen besetzt. Die innere Beleuchtung war durch mehr als drei Tausend Wachslichter, die äußere durch achtundzwanzig Tausend Lampen bewirkt. Das Ganze glich einem Feengarten, wie nur ihn die höchste Poesie des Dichters von einer Zauberwelt träumen kann!

Noch wandelten jetzt die höchsten und hohen Herrschaften durch die blumenerfüllten nnd blumenduftenden Räume: — noch staunten selbst sie, die doch an alle Herrlichkeiten der Erde gewöhnt waren, ob dieser zauberhaften Pracht; — noch folgte der ganze in Gold und Juwelen funkelnde Schwarm der hohen Gäste den voranschreitenden Monarchen, als sich plötzlich zwei Damen an einer passenden Stelle aus dem Gewühle loslösten und mit einer raschen Wendung hinter eine der großen Blumenwände traten.

„Ich kann nicht mehr!“ — rief zugleich die eine derselben halblaut, während sie wie ohnmächtig nach einem in der Nähe angebrachten Divan schwankte.

„Um Gotteswillen!“ — flüsterte die andere — „was fehlt Ihnen, Gräfin? Sie sind bleich wie der Tod, wenn Graf Gallenberg Sie jetzt sehen würde, er wäre außer sich!“

„Mein Mann wird uns hier nicht finden!“ — entgegnete die schöne junge Frau, indem sie sich auf den Divan niederließ. — „Er befindet sich im Gefolge des Erzherzog Rudolph und ist also an diesen gebunden. Aber, ich bitte, liebe Fürstin, geben Sie mir für einen Moment Ihr Riechfläschchen.“

Die Fürstin Lobkowitz leistete mit Freuden der bleichen Freundin den erbetenen Dienst. Aber sonderbar! Während sich

diese augenscheinlich von ihrer Schwäche erholte, traten ihr Thränen in die Augen.

„Sie weinen?“ — frug die Fürstin erstaunt.

Die junge Frau nickte.

„Und warum? Werden Sie, liebe Julie, denn nicht geradezu von dem Glücke verfolgt? Sie sind seit einem halben Jahre die Gattin des schönsten und liebenswürdigsten Kavaliers am Wiener Hofe; Sie werden von dem jungen Grafen Gallenberg leidenschaftlich geliebt und auf den Händen getragen; er hat Sie, Ihrem eigenen Wunsche zufolge, gleich nach der Vermählung nach dem herrlichen Italien geführt und jetzt, da Sie seit acht Tagen zurückgekehrt sind und überall mit offenen Armen empfangen wurden, ... jetzt treten Sie, ein lichter Stern der Schönheit und Liebenswürdigkeit, mitten in die Herrlichkeiten unseres göttlichen Kongresses.“

„Ach, beste Fürstin!“ — entgegnete die junge Frau mit einem trüben Lächeln, das sie noch reizender erscheinen ließ — gerade diese rauschenden und betäubenden Kongreßfreuden machen mich unglücklich. Ich wünschte, ich wäre noch Julie Guicciardi und lebte, wie früher, von niemanden bemerkt in stiller Zurückgezogenheit.“

„Julie?“ — rief die Fürstin überrascht — „gut, daß uns Ihr Gemahl nicht hört; er würde sich zu Tode kränken.“

Julie schüttelte das Haupt.

„Sind Sie denn nicht glücklich mit ihm?“ — frug jetzt die Lobkowitz.

„Glücklich?“ wiederholte die junge Gräfin Gallenberg langsam und gedehnt — „nein! glücklich bin ich nicht. Es ist wahr, er liebt mich, — er trägt mich auf den Händen, — er ist ein edler Mann; aber ...“

„Aber? ... Sollten Sie wirklich so thöricht sein ...“

„Meiner ersten Liebe treu zu bleiben? Wenn Sie das Thorheit nennen, ja, Fürstin!“

„Es ist nicht möglich, Beste! Diese Schwärmerei der Jugend und eines poetischen Herzens liegt hinter Ihnen. Sie selbst haben ihr ja entsagt und Gallenberg die Hand gereicht.“

„Nur gezwungen.“

„Und wer konnte Sie zwingen?“

„Niemand auf der weiten Welt ... wenn nicht die moralische Überzeugung, daß ich sonst das Herz meiner Mutter brechen würde.

Sie war und ist eine vortreffliche Frau, aber in dem Punkte der Standesunterschiede unzugänglich, wie Ihr alle."

„Und meine kluge Julie, die sonst so scharf und so richtig sieht, hat hier eine liebenswürdige Schwärmerei geblendet. Aber warum über etwas sprechen, über welches wir alle ja längst hinaus sind. Die Gräfin Gallenberg mag den Freund so warm und innig verehren, wie Julie Guicciardi . . ."

„Aber sie hat ihn doch verlassen . . . . dem Schmerze, der Verzweiflung preisgegeben! . . . Verlassen, ihn, den großen, den herrlichen Mann, der selbst schon so verlassen in seinem eigenen ungeheuren Unglücke dasteht!"

„Und wäre das — von allem anderen abgesehen — nicht auch Ihr Unglück?"

„Wohl würde es auch für mich ein namenloses Unglück sein; aber ich würde, indem ich ihm sein Schicksal mutig tragen hülfe, einen reichen Lohn in dem Bewußtsein erfüllter Pflicht finden."

Die Fürstin schüttelte hier ungeduldig den Kopf.

„Sie sind noch immer die alte liebenswürdige Schwärmerin!" — sagte sie dann, während ein spöttisches Lächeln über solch beengte Ideen leise über ihr Antlitz zuckte. — „Meine Beste, sagen Sie doch von Glück, nicht an einen Mann verheiratet zu sein, der total taub ist."

„O!" — rief die junge Gräfin Gallenberg hier und drückte beide Hände wie in einem großen Schmerze vor die Augen, — „das ist es ja, was mir vorhin Thränen auspreßte, und mich fast zusammensinken ließ. Mich und alle Anwesenden umrauschen die Jubeltöne einer herrlichen Musik — — und er, er! — der große erhabene Meister der Töne — — — hört nichts! Für ihn ist das Leben auf ewig verstummt, — — für ihn ist die Welt ein lautloses Grab!"

„Es ist allerdings ein entsetzlicher Gedanke!" — sagte die Fürstin.

„Nein! nein!" — rief Julie, ganz in ihren Schmerz versunken, — „es ist eine entsetzliche Wirklichkeit, die keines Menschen Verstand ganz ausdenken kann. Taub! taub! . . . Er! . . . . der nur in und für die Musik lebt . . . und kann keinen Ton Musik mehr hören! . . ."

„Sie regen sich auf, Gräfin!" — sagte die Fürstin, ihre Hand leise auf die der Freundin legend. Aber Julie hörte sie nicht. — „Allein, allein! . . . . und immer allein zu sein!" — fuhr sie in schmerzlichem Tone fort — „umgeben von einem

ewigen furchtbaren Schweigen, von einer ewigen Grabesstille, wo doch Welten von Tönen in dem Busen ruhen! O! es ist über alle Beschreibung entsetzlich!“

„Und haben Sie Beethoven schon seit Ihrer Rückkunft wiedergesehen?“ — frug jetzt die Fürstin, um dem Gespräche einigermaßen eine andere Wendung zu geben.

„Nein!“ — entgegnete die Gräfin — „aber ich werde ihn morgen bei dem großen Fest-Konzerte sehen, welches Wien den anwesenden erlauchten Herrschern zur Bewillkommnung giebt und für welches er selbst die Kantate komponiert hat. Ich zittere vor dem Momente, als ob ich vor die Schranken des jüngsten Gerichtes treten müßte.“

„Und haben Sie ihm auch noch nicht geschrieben?“

„Doch!“ — versetzte Julie, aufs neue erbleichend. — „Ich schrieb ihm den Tag nach meiner Ankunft. Von Italien aus hatte ich es nicht gewagt; aber hier angekommen und von der ganzen Größe seines Unglücks unterrichtet, vermochte ich es nicht mehr, zu schweigen. Mit der ganzen Glut meiner innigen Verehrung für ihn, sprach ich meine Gefühle aus: stellte ihm noch einmal alles vor, was mich zwang, Gallenberg die Hand zu reichen: das unbiegsame und entschiedene „nein!“ das meine Mutter — trotz der Achtung, die sie von jeher vor Beethovens genialer Größe hatte — einer Verbindung mit ihm, als einem nicht Ebenbürtigen, entgegensetzte; das ebenso entschiedene Auftreten meiner ganzen Verwandtschaft und namentlich die zwingende moralische Überzeugung, daß, wenn ich dennoch und gegen den Willen meiner Mutter sein Weib würde, es dieser das Herz brechen müsse. Wahr und offen, gebeugt von Schmerz und Wehmut, schrieb ich ihm dies alles, flehte um seine Vergebung, bat ihn um einige Worte der Versöhnung . . . sie bleiben aus . . . er antwortet nicht . . . denn . . . er haßt, er verachtet mich!“

Die junge Gräfin ließ hier ihr schönes Haupt von Schmerz gebeugt auf die Brust sinken, während neuerdings Thränen in ihre Augen traten.

Aber der Fürstin, der, als Weltdame, das Verständnis einer so tiefen, edlen Seele abging und die alle Neigungen weiblicher Herzen nur nach den eigenen flüchtigen Erregungen beurteilte, mußte die Freundin hier in der That als Schwärmerin erscheinen. Wie viele Verehrer hatte ja auch sie gesehen, — wie viele nach flüchtiger Tändelei mit lachendem Herzen verabschiedet, ohne daß ihr jemals Reue gekommen und Schuldbewußtsein sie gepeinigt

hätte. Das Wesen der Freundin ward ihr daher fast ängstlich, so daß sie sich jetzt rasch erhob und ausrief:

„Nun, so vergessen Sie ihn! Man muß dem Eigensinne der Männer immer doppelten Eigensinn entgegensetzen!“

Julie blickte die Freundin groß an: — „Wie wenig verstehen Sie doch Beethoven!“ — sagte sie dann ernst. — „O ich fühle, was dies Schweigen heißt. Ich habe sein edles Herz zu sehr verletzt und gekränkt. Seinem Glauben nach von der Welt zurückgestoßen, ... in seiner unseligen Meinung von Freundschaft und Liebe verraten, jedem Laut, jedem Ton und damit jeder Gesellschaftlichkeit verschlossen, ... hat er mit der Welt abgerechnet, ... steht er, ein Toter unter Lebendigen, einsam und allein in der Welt. Allein! .... allein! ... mit einem so reichen Herzen für immer allein! ..... O! der Gedanke vernichtet mich!“

Es war gut, daß die Monarchen in diesem Augenblicke wieder, nebst ihrem funkelnden und blitzenden Gefolge, von ihrem Gange durch die Orangerie und ihre Zaubergärten zurückkehrten. Jeden Augenblick konnte Kaiser Franz jetzt das Zeichen zum Souper geben, und da bei diesem jedem der hohen Gäste sein bestimmter Platz angewiesen war, so konnten auch die beiden Damen nicht fehlen, ohne Aufsehen zu erregen.

Aber die Fürstin hätte auch um keinen Preis fehlen mögen, so lieb ihr sonst die Freundin war. Rasch rief sie daher jetzt die Gräfin herbei, um den rechten Augenblick zu erfassen, in welchem sich beide ebenso unbemerkt dem Gefolge wieder anschließen konnten, wie sie sich von demselben abgelöst. Der jungen Gräfin freilich war dies peinlich genug; aber die Konvenienz gebot .... das Herz mußte schweigen und gehorchen.

Und doch war dies nicht die härteste Prüfung, die diese Tage Julien auferlegten. Der kommende Tag sollte ihr eine noch viel schwerere bringen.

Es war bereits Abend geworden und die ganze vornehme Welt Wiens befand sich in Bewegung. Der Wiener Stadtmagistrat gab heute zur Bewillkommnung der erlauchten, als Gäste des Kaisers von Österreich in der Hauptstadt anwesenden Monarchen und Diplomaten ein großes Fest-Konzert. Eine bedeutungsvoll freudigere Zeit, als die des jetzt hier tagenden Kongresses von Kaisern, Königen und Fürsten, hatte ja das alte Vindobona noch nicht gesehen und so wollte man denn diese für Wien so „glorreiche“ Begebenheit nicht vorübergehen lassen, ohne denjenigen eine

Huldigung darzubringen, von welchen diese Glorie selbst ausging, und dies waren vor allen Dingen die Besieger Napoleons.

Die Aufgabe, diese Huldigung würdig zu gestalten, war aber bei dem, was der Kaiser und der hohe österreichische Adel alles schon an Ehrenbezeugungen und Festen aufgeboten, eine sehr schwere. Dem Großen, dem Erhabenen, dem Bedeutungsvollen mußte auch Großes, Erhabenes und Bedeutungsvolles entgegengesetzt werden und dieses auf dem Gebiete der Musik zu schaffen, dafür gab es eben nur einen Namen, der des weltberühmten Meisters: Ludwig van Beethoven. Er, und er allein war ja bereits als allgewaltiger Herrscher im Reiche der Töne anerkannt.

Der Magistrat der Hauptstadt Österreichs ließ daher von einem österreichischen Dichter, Dr. Weißenbach, eine besondere Kantate für diese Feier — „Der glorreiche Augenblick" — dichten und von Ludwig van Beethoven komponieren. Diese Kantate sollte dann, zugleich mit der A-dur-Symphonie Beethovens und der von demselben herrührenden Komposition: „Wellingtons Sieg bei Vittoria" das große Beethoven-Konzert bilden, dessen Direktion außerdem, nach dem ausdrücklichen Wunsche der Monarchen, dem weltberühmten Meister übergeben ward.

Somit hatte denn auch der Magistrat von Wien seinen Zweck erreicht: die Huldigung, die er im Namen der Residenz den anwesenden Souveränen und diplomatischen Größen darzubringen gedachte, hob sich auf eine würdige Weise aus der unübersehbaren Masse der übrigen Feste hervor. Hier trat die Kunst in ihrer ganzen imponierenden Größe auf und ihr Hohenpriester war der so hochgefeierte, so viel besprochene, durch seine gewaltigen Leistungen wie durch seine Seltsamkeiten berühmte Ludwig van Beethoven.

Wochenlang hatte man diesem Konzerte mit der größten Spannung entgegengesehen . . . jetzt sollte sie befriedigt werden: die Stunde hatte geschlagen, . . . die Karossen rollten und donnerten über das Pflaster, den glänzenden Räumen der Redoutensäle zu. Auch Julie Guicciardi, jetzige Gräfin Gallenberg, stieg soeben an der Seite ihres Gatten in den Wagen. Der junge Graf war in der That ein bildschöner Mann, den das in den reichsten Goldstickereien funkelnde Hofkostüm wunderbar prächtig kleidete. Mehr aber noch als das Staatskleid kündeten seine feinen Manieren den Kavalier, ... heller noch als die prachtvollen Stickereien funkelten seine Augen, wenn er mit Stolz auf die reizende Gattin schaute, die jetzt schweigend an seiner Seite

saß. Und dennoch zuckte es manchmal auch finster über seine Züge, wie tiefer Schmerz und verhaltener Groll. Der Graf wußte ja, was in dem Herzen seiner Gattin jetzt vorging; — sie selbst hatte ihm, vor ihrer Verheiratung, ihr Verhältnis zu Beethoven offen dargelegt. Jetzt sah er aus ihrer inneren Erregtheit, daß sie ihn noch liebe; aber er wußte auch zugleich: daß Julie das Wort halten werde, das sie ihm an dem Altare gegeben. Er war dabei Mann genug, die Regungen der Eifersucht zu unterdrücken und mit jener nur in den höheren Sphären der Gesellschaft heimischen Gewandtheit und Überwindungsgabe seine äußere Ruhe und Unbefangenheit zu wahren. Sein alter Entschluß blieb dabei unerschüttert: durch ein fortgesetzt aufmerksames und liebevolles Betragen Juliens Achtung und mit dieser in der Zeit auch ihre Liebe zu gewinnen.

Und hatte sie denn nicht selbst mit dem ihr eigenen scharfen Blicke schon auf der Reise durch Italien diesen Entschluß in dem Herzen ihres Gatten gelesen? — Gewiß! und sie lohnte ihn auch mit ihrer Achtung. Dennoch konnte sie heute kaum ihrer Gefühle Meister werden. Die alte Wunde blutete in Strömen, und bittere Vorwürfe machten ihre Seele zittern, wie ein Opfer, das eine Eisenfaust zur Schlachtbank führt.

So kam es, daß beide Gatten, in ihre eigenen Gedanken vertieft, jetzt schweigend nebeneinander saßen und fast erschraken, als der Wagen hielt. Mitten unter dem Gewoge der herbeiströmenden Menge traten sie ein.

Aber welche Pracht entfaltete sich nun in dem großen Saale! Wie gestern in Schönbrunn, so hatte man auch heute hier die Treppen und den Vorsaal in einen Wald von Lorbeer und Orangen verwandelt, während an den Decken leichte Gehänge von dicht nebeneinander angebrachten Bändern in rosa und Silberstoff eine Art leicht schwebenden Zauberhimmel bildeten. Die Wände des Hauptsaales deckten kostbare Seidenstoffe, welche an zierlich gearbeiteten und durchaus vergoldeten Säulen mit goldenen Agraffen befestigt waren. Der für die Musiker und Sänger errichteten Estrade gegenüber waren die Ehrenplätze für die Gäste angebracht, über welchen sich dann im Mittelpunkt eine glänzende Tribüne erhob, die — für den Kaiserhof und die fremden Souveräne bestimmt — in Gold- und Purpursammt, wie ein ungeheurer Thron prachtvoll emporstieg. Achttausend Kerzen übergossen dabei das Ganze mit einem wahren Meere von Licht.*)

---

*) Comte de la Garde: Congrés de Vienne. Vol. I.

Und nun all' die an Pracht und Kostbarkeit sich überbietenden Toiletten in den überfüllten Räumen: denn in dem Saale, in den Logen, in den Nebensälen sogar, drängten sich über viertausend Menschen zusammen, die alle die Monarchen und ihre Umgebung sehen, ... die Tonschöpfungen des großen Beethoven hören und bewundern wollten.

Auf alle aber — auch auf Julie, Gräfin von Gallenberg — machten die festlich geschmückten Räume, die Masse der Menschen, die allgemeine, fast fieberhafte Spannung einen eignen, tiefen, feierlichen Eindruck. Jeder, auch der Oberflächlichste und Gedankenloseste fühlte, daß jetzt große, gewaltige Momente an ihn herantreten würden. So kam es, daß fast alle eine erhöhte Stimmung ergriff, die selbst durch das Stimmen der Instrumente der auf ihren Plätzen bereits versammelten Musiker noch gesteigert wurde, so daß gar manches Herz wie vor dem Beginne einer Schlacht klopfte und hämmerte: das der Gräfin Gallenberg aber drohte fast zu springen. Der kostbare Perlenschmuck, den sie trug, wiegte sich stürmisch auf ihrem Busen. Ihr Antlitz war fast so weiß, wie der Atlas ihres Kleides.

Es war ein Glück, daß ihr Gatte sie verlassen. Seine Pflicht hatte ihn zum Empfang der fremden Diplomaten auf die für dieselben bestimmte Estrade gerufen. Und wie glänzte und funkelte es hier von Uniformen und Orden aller Länder und Throne; welche kriegerischen und staatsmännischen Größen stellten sich jetzt hier den Blicken der Neugierigen dar!

Eben zeigten sich im Vordergrund Fürst Metternich und Talleyrand, die Hauptträger der Kongreß-Verhandlungen, in deren Händen namentlich das Geschick Europas lag. An ihrer Seite stand der liebenswürdige Fürst von Ligne, der heitere Greis, der feine witzige Weltmann, dessen Bonmots fortwährend Wien und den ganzen Kongreß entzückten. Etwas zur Linken hatten bereits die russischen Bevollmächtigten, die Grafen Rasumowsky, Stackelberg und Nesselrode, sowie die englischen Gesandten, die Lords Castlereagh, Cathcart und Stewart mit ihren Gemahlinnen Platz genommen. Auch Fürst Hardenberg, der königlich preußische Staatskanzler, und Wilhelm von Humboldt befanden sich hier, jetzt umgeben von den französischen Grafen Latour du Pin und Alexis de Noailles. In der schwedischen Uniform glänzte Graf Löwenhjelm, in der spanischen Chevalier Labrator, in der portugiesischen die Grafen Saldanha de Gama und Palmella-Sonza. Auch

Rom und der Papst waren durch den Kardinal Consalvi vertreten, mit welchem sich in diesem Momente Pozzo di Borgo und Capo d'Istria in ein eifriges Gespräch eingelassen hatten. Und nun, außer diesen glänzenden Uniformen und Staatskleidern, — außer diesen politischen und militärischen Größen, der Flor der in Gold und Edelsteinen strotzenden Damen, von welchen eine die andere durch Schönheit, sowie durch Glanz und Reichtum der Toiletten zu überbieten suchte. Es war nicht möglich, etwas Glänzenderes, Schöneres, Imposanteres zu sehen.

Da schmetterten die Fanfaren des Orchesters! alle Anwesenden erhoben sich von ihren Sitzen, die Flügelthüren der kaiserlichen Tribüne flogen auf . . . und unter lautem Jubelrufe traten die Monarchen ein: es waren die Kaiser von Österreich und Rußland, Franz und Alexander, mit ihren Gemahlinnen Ludovika und Elisabeth; — dann die Könige von Preußen, Bayern, Württemberg und Dänemark, die Königin von Bayern, der Großfürst Konstantin und die Großfürstin Katharina von Rußland, die Großherzogin von Sachsen-Weimar, die Erzherzogin Beatrix, Erzherzog Rudolph, der Fürst und die Fürstin von Thurn und Taxis, die Großherzoge von Baden und Weimar, die Herzoge von Braunschweig und Koburg, der Kurfürst von Hessen, der Vicekönig von Italien, die Kronprinzen von Bayern und Württemberg und hinter diesen noch eine ganze Schar von Herzogen und Fürsten, alle in ihren Staatsuniformen glänzend, alle bedeckt mit Orden. Es war, wenn man nach dieser Tribüne blickte, als schaue man an das mit Sternen übersäete Firmament.

Jetzt trat Stille ein, die Monarchen ließen sich auf ihre Plätze nieder; die Fürsten, Herzoge, Grafen, Minister und Gesandten, sowie alle übrigen Anwesenden folgten.

Die Gräfin Gallenberg aber hatte sich nur mit Mühe so lange aufrecht erhalten; jetzt bedurfte sie der ganzen Energie ihres Charakters, um ihrer Sinne mächtig zu bleiben: . . . . . Alles harrte ja noch auf einen einzigen . . . auf . . . Ludwig van Beethoven . . . auf den Mann, den sie geliebt, der sie wieder liebte und den sie verlassen. Jetzt sollte sie ihn wiedersehen in seiner ganzen erhabenen Größe . . . aber auch in seinem ganzen unermeßlichen Unglück. Und alle Gegenwärtigen fühlten dies mit ihr und alle, die es zu würdigen wußten, überlief ein kalter, eisiger Schauer. Es herrschte Totenstille ringsumher.

Da trat Beethoven, begleitet von dem Kapellmeister Umlauf ein. Ein donnernder Applaus empfing ihn, . . . er hörte

es nicht. Schweigend, ohne eine Miene zu verziehen, ohne auch nur einen einzigen Blick in den Saal, nach der Estrade oder der Kaiserloge zu werfen, ging er an sein Pult. Um ihn war ja alles lautlos, in ihm lebte nur ein Gedanke, die bestmöglichste Aufführung seiner großartigen Kompositionen.

Aber was ist das? Warum steht neben seinem Dirigenten-Pult noch ein zweites, vor welches jetzt Kapellmeister Umlauf tritt? Und warum sind diese beiden Pulte, aller Etikette zuwider, so gestellt, daß beide Dirigenten dem Publikum den Rücken kehren?

Warum? .... Beethoven..... der große Ludwig van Beethoven hört keinen Ton mehr. In Übereinstimmung mit ihm hat es daher Kapellmeister Umlauf unternommen, ihn in der Direktion dieses Riesen-Konzertes zu unterstützen; so zwar, daß Umlauf bei der Kantate die Leitung des Sänger-Personales, Beethoven die Direktion des Orchesters übernahm. Außerdem sollte Umlauf in schwierigen Momenten durch festes Taktieren vor dem Auseinanderkommen bewahren. Die Pulte aber standen dem Orchester zugewandt, weil in Beethovens Ohr kein Laut mehr drang; weil er eben deshalb das Einsetzen der Instrumente auch nicht mehr mit dem Sinne des Gehörs, sondern mit jenem des Gesichtes erfassen mußte: er mußte an den Bewegungen der Violinbogen, an dem Fingersatze der Flötisten, an dem Auf- und Niederschieben der Posaunen ersehen, ob sie die Tempi richtig gewählt, ob sie im gleichmäßigen Takte vorwärts schritten.*)

Julien Guicciardi, sowie den meisten Anwesenden entgingen diese Dinge nicht; in das Herz der Freundin schnitten sie wie ein dreischneidiges Schwert; in allen riefen sie eine gewisse Ängstlichkeit, eine namenlos peinliche Spannung hervor.

Nur Ludwig van Beethoven war seiner Sache gewiß und stand — von allem dem, was um ihn her vorging, unberührt — strahlenden Auges, wie ein Feldherr vor seinem Pulte. Da fiel der Taktstock und das Konzert begann. Aber mit demselben Augenblicke war es, als rege es sich in lichter Höhe, als zögen himmlische Melodieen zur Erde herab!

O du armer tauber Mann! Wie ist es möglich, daß in deiner lautlosen Abgeschlossenheit, in deiner gemarterten Brust, bei deinem zertretenen Leben eine solche Welt stillen Entzückens, himmlischer Harmonien in dir aufsteigen kann?

---

*) Schindler. Marx: L. v. Beethovens Leben und Schaffen. 2. Teil. S. 192.

O freilich, das könnt ihr nicht begreifen, ihr Menschenkinder! Aber ihr habt es auch nicht gesehen und nicht mit erlebt, das titanische schmerzdurchwühlte Ringen der einsamen Seele nach der Krone des Lebens, nach dem Glück eines reinen, großen, schönen Selbstbewußtseins! O freilich! ihr kennt sie nicht, ihr vermögt sie nicht einmal zu ahnen, die hohen Weihestunden, in welchen sich dem, dem ein furchtbares Geschick auf ewig das äußere Reich der Töne verschlossen, deren inneres Reich öffnet; — die Stunden, in welchen sich der schaffende Geist auf den Flügeln der Schöpferwonne selig wiegt und an die Stelle zertretener Erdenliebe das beglückende Hochgefühl göttlich reiner und göttlich allgemeiner Menschenliebe tritt.

Und wenn ihr dies nicht kennt, so lauscht doch nur jetzt den hohen, herrlichen Klängen des Meisters! Mächtiger und mächtiger schlagen ja die Wogen der Töne zusammen; fester und fester schließen sie sich in wunderbarer Harmonie an einander, ... ein reißender Bergstrom, der in gewaltiger Bewegung, an scharfen Klippen vorbei, seinem Ziele zueilt.

Aber warum zittert denn in diesem Augenblicke die schöne, bleiche Gräfin Gallenberg so gewaltig? ... Weil sie versteht, was diese jetzt so rührend-klagenden Töne sagen wollen; .... weil sie weiß, daß sie aus dem warmen Herzblute des großen Meisters erwachsen sind; ... weil sie fühlt, daß das, was sie jetzt so mächtig erfaßt, die schmerzerfüllte Klage zertretener Liebe ist. Da schrillt es ab ... da flammt es noch einmal stark auf ... da greift des Schicksals unheimliche Riesenfaust hinein, und das Herz ist zerknirscht ... und die Töne der Klage verhallen.

Julien Guicciardis Augen schließen sich ... sie lehnt sich halb ohnmächtig in ihren Sessel zurück.

Aber das Konzert geht weiter, die A-dur-Symphonie verhallt; ... lauter, donnernder Applaus lohnt den Meister ... er hört es nicht! ..... unbeweglich, in sich selbst versunken, steht er an seinem Pult. Seine Augen sind weit geöffnet, sie schauen in eine andere Welt; aber diese andere Welt muß ihm eine stolze Freude geben, denn seine Blicke flammen hohe Begeisterung, stilles Entzücken.

Und der „glorreiche Augenblick“ und „die Schlacht von Vittoria“ folgen der A-dur-Symphonie in einer so hinreißenden Vollkommenheit der Ausführung, die alle Erwartungen übertrifft. Alles lauscht in atemloser Stille dem anbrechenden Morgen des Schlachttages, dem Rule Brittannia, dem Marlborough s'en

va-t-en guerre, dem Kampf, dem Sturm, der Siegesfeier mit dem schönen: God save the king; .... alles ist entzückt, hingerissen, begeistert und selbst die Monarchen, vor deren verwöhnten Ohren doch schon so viel Außerordentliches vorüber gegangen, haben sich in freudigem Staunen verloren.

Jetzt schweigen die Instrumente ...... das Konzert ist vorüber; aber wie ein sturmbewegtes tosendes Meer rauscht nun der allgemeine Beifallssturm auf.

Beethoven hört ihn nicht! — Wie vorhin, so steht er auch jetzt, dem Publikum abgewandt, unbeweglich da, in tiefes Sinnen versunken, die strahlenden Augen weit geöffnet ... noch immer den Tönen lauschend, die in seinem Innern wie fernhin ziehende Engelchöre verklingen.

Verschwunden war für ihn auch jetzt wieder, wie so oft, die reale Welt. Auf den Adlerschwingen seines Geistes durchzog er in einsamer Höhe den Sphärenhimmel der Ideale. Aber die ihn umgebende Menge war auf der Erde zurückgeblieben, sie wollte auch das Angesicht dessen sehen, den sie in seinen Leistungen bewunderte, den sie mit vollem Herzen jetzt mit ihren Beifallsbezeugungen überschüttete.

Aber Beethoven stand noch immer dem Publikum abgewandt, unbeweglich an seinem Pulte.

„Beethoven!“ ... „Beethoven!“ — schallte es jetzt tausendstimmig.

„Er hört es nicht, der Unglückliche!“ — sagte man hier und dort.

„Unmöglich!“ — entgegneten andere — „diesen donnernden Sturm des Beifalls muß er doch vernehmen?“

Aber er vernahm ihn nicht! — — Kapellmeister Umlauf kam in die größte Verlegenheit: selbst die Monarchen hatten ihre Plätze noch nicht verlassen, ... ein Zeichen, daß auch sie darauf warteten, daß Beethoven sich umkehre.

„Herr van Beethoven, kehren Sie sich doch um; ... danken Sie doch!“ — rief jetzt Umlauf so laut er konnte.

Der Maestro hörte ihn nicht.

„Um Gottes willen!“ — schrie Herr von Seyfried dem Kapellmeister Umlauf zu — „das Publikum wird ungeduldig! Es versteht das lange Zaudern Beethovens falsch, und einzelne fangen in der That schon zu zürnen an, weil sie glauben, Beethoven wende der Menge aus Hochmut den Rücken!“

„Beethoven!“ — „Beethoven!“ — schallt es fort und fort und das Applaudieren nimmt kein Ende.

Da überkommt Umlauf in seiner grenzenlosen Verlegenheit ein rettender Gedanke. — „Nun denn, in Gottes Namen“, — ruft er — „so will ich ihn umdrehen!“ — und rasch, und ehe der Maestro es gewärtigt, umfassen ihn des Kapellmeisters beide Arme und wenden ihn mit herkulischer Kraft so um, daß er dem Publikum und der Tribüne das Antlitz zukehrt; zugleich deutet Umlauf mit erhobenem Arme in den Saal.

Aber diese letzte Bewegung des Kapellmeisters hatte eine furchtbare Wirkung: jetzt stand das ganze unermeßliche Unglück Beethovens unverhüllt vor der Seele eines jeden, und jeden einzelnen der hier versammelten Tausende durchbebte ein Schmerzensschrei des Mitleids, der innigsten Teilnahme, des tiefsten Erbarmens!

Und: „Ehre dem großen Komponisten! aber auch Ehrfurcht dem entsetzlichen Schicksale, das der Große mit Größe trägt!“ — so zitterte es durch alle Herzen, und wie von einem Gedanken durchzuckt, erhebt sich das ganze Publikum, erheben sich die Fürsten und Fürstinnen, erheben sich die Könige und Kaiser!*)

Ja, du armer tauber Mann! dort oben auf der Tribüne, hingerissen von Begeisterung, Thränen des Mitgefühls in den Augen, steht Rußlands Zarin, die sanfte liebliche Elisabeth, und das leise Neigen ihres Hauptes, das mitleidsvolle Lächeln ihres Mundes gilt dir: deiner Größe, deiner Kunst, deinem Unglücke! Und dem Beispiele der Zarin folgen die Kaiserin von Österreich, die Königin von Bayern und alle Fürstinnen und Herzoginnen. Ihre Tücher wehen dir zu wie Siegesfahnen!

Es war ein Moment, so groß, so ergreifend, so allgewaltig, ja so erschütternd, daß fast kein Auge thränenlos blieb. Alle irdische Größe war verschwunden vor der des Genies und jener des Unglücks.

Plötzlich flog aus einer Loge der Estrade ein Lorbeerkranz und fiel zu des Meisters Füßen und wie mit einem Zauberschlage regnete es Hunderte von Blumenbouquets; denn unwillkürlich löste jede Dame den Strauß, der ihren Busen schmückte, und warf ihn als zarte Huldigung dem Maestro zu. Da donnerte noch einmal ein unendlicher Applaus durch die Räume. Beethoven hörte ihn auch diesmal nicht, aber — er sah ihn!

---

*) Historisch.

Tief, tief erschüttert von so viel Teilnahme und Anerkennung, verbeugte er sich; aber im Verbeugen ergriff er auch den Kranz. O er wußte ja, von wem er kam, er hatte sie erkannt, die ihn geworfen: seine teuere Julie. Sie liebte ihn also doch noch!

Da flammte es in seinem Herzen auf in seligem Entzücken und einen Blick voll unaussprechlicher Dankbarkeit nach oben werfend, drückte er das sinnige Zeichen der Anerkennung, das ihm die Liebe gespendet, freudig an seine Brust.

Großer Meister! Auf deinem Haupte ruhten in diesem Momente brüderlich vereint: „Lorbeerkranz und Dornenkrone!“ *)

---

*) Anton Schindler: „Biographie L. v. Beethovens.“ S. 98. Varnhagen van Ense: Der Wiener Kongreß.

Diebe.

Der Tag war schon lange angebrochen und Ludwig van Beethoven schlief noch. Wohl zehnmal hatte bereits sein Diener den Kopf zur Thüre hineingesteckt, um zu sehen, ob der Herr Kapellmeister den Kaffee noch nicht begehre, und immer zog er ihn wieder mit verdrießlicher Miene zurück.

„Verwünscht!“ — sagte er jetzt in ärgerlichem Tone vor sich hin — „wie mich das aufhält. Der Herr ist doch sonst immer so frühe auf und an der Arbeit. Das gestrige Konzert muß ihn sehr ermüdet und angegriffen haben; ich sah ihn noch nie so aufgeregt nach Hause kommen. Sicher ist er erst spät eingeschlafen und jetzt hab' ich das Unangenehme davon, daß ich nicht rechtzeitig in den Stall komme. Wie leicht kann mir da ein guter Kunde entwischen!“

Und Paul setzte sich mürrisch auf einen in der Nähe des Ofens befindlichen Stuhl, streckte seine Beine der Länge nach vor sich aus, drückte den Rücken so gewaltig gegen die Lehne, daß sie krachte, faltete die Hände über dem Kopfe zusammen und gähnte wiederholt so laut und unflätig, daß man es auf der Straße hätte hören können.

Zehn Minuten vergingen in dieser angenehmen Beschäftigung, während welcher sich Paul seinen Gedanken überließ.

„S' ist doch ein wunderlicher Kautz, der Herr van Beethoven!“ — sagte er endlich nach abermaligem Gähnen. — „Ich bin jetzt das viertemal bei ihm: zweimal hat er mich fortgejagt und einmal bin ich ihm fortgelaufen, weil ich es nicht mehr bei ihm aushalten konnte. Und doch hat er seit einigen Wochen wieder mich angenommen und seine Haushälterin zum Teufel geschickt. Nun“ — rief hier Paul lachend — „das wird auch

nur von kurzer Dauer sein, dann jagt er wieder mich fort und nimmt wieder die Haushälterin."

Er schwieg und gähnte abermals; dann fuhr er mit einem pfiffigen Lächeln um den Mundwinkel halblaut fort:

„Lang' ists aber doch nicht bei ihm auszuhalten: einmal schreit man sich Lunge und Leber weg und wird doch nicht verstanden; — dann bekommt man mehr Donnerwetter über den Kopf, als Brot in den Magen, und endlich ist der Dienst bei ihm zum Sterben langweilig. Wenn er nicht sonst wieder gut wäre und das Unrecht, das er seinen Leuten in der Hitze thut, durch Geldgeschenke auszugleichen suchte, und wenn er nicht . . ."

Paul unterbrach sich hier selbst durch lautes Lachen.

„S' ist doch zu drollig!" — sagte er dann, sich in seinen struppigen roten Haaren kratzend — „s' ist doch zu drollig! Da hat ihm vor zwei Monaten der Graf Browne ein wunderschönes Reitpferd zum Geschenk gemacht. Er ritt es einigemal; aber seit er in mir einen andern Diener um sich hat, . . . hat er in seiner Zerstreutheit das Pferd rein vergessen. Er weiß gar nicht mehr, daß er ein Pferd hat!" — fuhr Paul lachend fort. — „Nun, das ist ein Narr, der die Narrheiten anderer unbenutzt läßt. Ich leihe nun schon, so lange ich wieder bei ihm im Dienste bin, das Pferd täglich für Geld aus. Es hat mir das ein recht artiges Sümmchen eingebracht. Damit er aber nicht an das Pferd erinnert wird, reiche ich keine Futter-Rechnung ein,*) . . . . und bis der Lieferant mit derselben kommt, bin ich jedenfalls wieder fort."

Pauls Gesicht glänzte bei diesen Worten vor Freude und er würde sich vielleicht in seinem Selbstgespräche noch weiter ergangen haben, wenn nicht in diesem Augenblicke der Bruder seines Herrn, der Kassierer der österreichischen Nationalbank, Herr Karl van Beethoven, eingetreten wäre.

„Ist mein Bruder noch zu Hause?" — frug dieser jetzt barsch und mit stolzer Miene.

„Ja, Euer Gnaden!" — entgegnete Paul aufstehend mit verbissenem Ärger, denn er haßte und fürchtete den Kassierer, schon weil ihm sein Gewissen sagte, daß er gerade Karls scharfes Auge besonders zu fürchten habe.

„Ist er an der Arbeit?" — frug Herr van Beethoven weiter.

---

*) Historisch: Wegeler und Ries. S. 120.

„Nein! er schläft noch!“ — entgegnete Paul.

„Jetzt noch? es ist ja weit über acht Uhr.“

„Habe auch wenigstens schon zehnmal nachgeschaut.“

„Hätt' ihn wecken sollen.“

„Um eine Ohrfeige zu erhalten?“

„Wird so schlimm nicht sein.“

„Doch, mein Herr, es wäre die erste nicht, die mir der Herr Kapellmeister verehrt hat.“

„Und dann mit Geld aufgewogen!“

„Nun ja! Er sieht sein Unrecht doch wenigstens ein.“

„Und wirft sein Geld an Unwürdige hinaus.“

„Ich meine . . .“

„Er hat gar nichts zu meinen. Thue Er seine Pflicht und schweig' Er still.“

Und Herr Karl van Beethoven wollte eben umwenden und wieder weggehen, als ihm augenscheinlich ein anderer Gedanke kam, und zwar mußte dieser Gedanke ein sehr wichtiger und vollkommener sein, denn er machte Karls Augen wunderbar aufblitzen.

„Ich will ihn selbst wecken!“ — sagte er jetzt — „Er kann einstweilen das Frühstück holen und zwar zwei Portionen, denn ich nehme Teil daran.“

Und mit diesen Worten trat Karl in seines Bruders Zimmer. Paul aber ging nicht: leise schlich er nach der Thüre, durch welche der Kassierer eben verschwunden war, ... und . . . . sich bückend . . . . schaute er mit dem lauernden Blick einer Katze, die einer Maus auf der Spur ist, durch das Schlüsselloch.

Aber auch Karl hatte jetzt einen Katzentritt angenommen, obgleich er wußte, daß Ludwig bei seiner Taubheit selbst das lauteste Auftreten nicht zu wecken imstande gewesen wäre. Aber es ist sonderbar: das Böse schleicht immer, wie sich die Schlange lautlos durch den Staub windet.

Karl trat auf den Zehen an des Bruders Bett. Er schlief noch fest und seine Züge verklärte ein so glückliches Lächeln, wie es jetzt selten im Wachen über sie flog.

Karl nickte zufrieden. Dann schlich er leise nach einem Schranke, der bis oben mit Noten, Papieren und Büchern vollgepfropft war.

„Hier müssen sie liegen!“ — sagte er jetzt leise zu sich selbst. — „Es sind zwar nur Lieder, die er jahrelang vor seiner Abreise nach Wien noch in Bonn komponiert hat, und die er jetzt

ebendeshalb seines Namens nicht würdig hält; . . . aber das sind Albernheiten . . . habe ich sie nur erst, so verkaufe ich sie in seinem Namen an irgend einen ausländischen Musikalienverleger . . . und ich bin gut dafür, daß sie mir mit Gold aufgewogen werden. Schreit er dann auch, wenn sie in die Welt kommen — was liegt daran — die Sache ist alsdann nicht mehr zu ändern, . . . und . . . ich habe das Geld!“

Karl hatte während dessen schon in den Noten und Papieren gegraben und gewühlt; aber die gesuchten Lieder ließen sich so schnell nicht finden. Dicker Staub flog auf und machte ihn hüsteln. Er schaute sich besorgt um . . . der Bruder schlief ruhig weiter.

Endlich fand sich ein ganz vergilbter Pack mit Noten und Papieren, auf welchem von Ludwigs Hand geschrieben stand: „Bonn“.

Karl öffnete ihn rasch; aber seine Hand zitterte vor Begierde. Plötzlich leuchteten seine Züge auf und ein freudiges: „Da sind sie!“ entglitt seinen Lippen. In dem gleichen Augenblicke verschwand das Heft in seiner Brusttasche;*) dann legte er den übrigen Pack wieder an den Ort, wo er ihn weggenommen.

Paul hatte dies alles recht gut durch das Schlüsselloch beobachtet, denn der erwähnte Notenschrank stand gerade an der, der Thüre entgegengesetzten Wand.

„So!“ — sagte er jetzt mit einer echten Spitzbubenmiene, indem er sich dabei vergnügt das Kinn strich — „so! mein Männchen, jetzt sind wir vor dir sicher. Entdeckst du allenfalls die Geschichte mit dem Pferd, so habe ich dich mit dem Notendiebstahl am Strick. Ich vermiete nur meines Herrn Pferd, damit es nicht steif wird, . . . du aber hast meinen Herrn geradezu bestohlen.“

Und er lachte triumphierend, und seinen Hut ergreifend, um das Frühstück zu holen, rief er noch mit boshafter Freude: — „Ein liebes Brüderchen, das!“

Ludwig van Beethoven war indessen erwacht. Noch sah er den Bruder nicht; aber mit dem ersten Aufschlagen der Augen und dem Zurückkehren des Bewußtseins seines elenden Daseins zuckte auch ein großer Schmerz durch seine Seele und spiegelte sich in seinen Zügen. Ach! er hatte so schön geträumt von Zeiten, da er noch glücklich war . . . von Zeiten, da sein Ohr

*) Historisch: Wegeler und Ries. S. 124.

noch nicht jedem Laut verschlossen . . . von Zeiten, da er noch Freunde hatte, und sie . . . sie . . . seine Julie . . .!

Und die Erinnerung an diese Zeiten und die frohen Eindrücke von gestern Abend hatten sich im Traume gar lieblich verschmolzen. Jetzt war er dahin, der schöne Traum, und die kalte Wirklichkeit lagerte sich wie ein Alp über ihn. Sein erstes Aufatmen im wachen Zustande war daher ein tiefer Seufzer; dann sagte er leise: „Was hilft es! ich muß eben doch wieder hinein in das alltägliche Elend — in den Menschenjammer und die Lebensnot!“ — und mit diesen Worten setzte er sich in seinem Bette auf. Da erblickte er Karl, der vor ihm stand. Er war überrascht — erst wohl peinlich; als ihm aber der Bruder die Hand hinhielt, faßte er sie mit dem alten Zutrauen und drückte sie liebevoll. — „Es ist eben doch mein Bruder!“ — dachte er dabei.

Karl aber neigte sich an sein Ohr und schrie: „Ich komme, Dir Glück zu wünschen zu Deinem gestrigen Siege. So etwas ist noch gar nicht dagewesen! das wird schöne Geschenke von den Monarchen und Fürsten regnen.“

Ludwig schüttelte mit dem Kopfe:

„Glaubs nicht!“ — sagte er dann — „werden die heilige Kunst bald wieder über ihren Sitzungen und Festen vergessen. Aber es liegt mir auch gar nichts daran. Ich trage meinen Lohn in mir selbst und . . .“

Er schwieg; aber seine Blicke schweiften umher, bis sie den Lorbeerkranz fanden, den er gestern Abend als Siegestrophäe aus dem Theater mitgebracht und über dem schönen und kostbaren englischen Flügel aufgehängt hatte, den ihm die philharmonische Gesellschaft von London zum Ehrengeschenk gemacht.

Karl gab ihm jetzt ein Zeichen, daß er aufstehen möge, und hielt ihm seine Taschenuhr vor. Ludwig sprang entsetzt über sein langes Schlafen mit beiden Beinen aus dem Bette. Jetzt ging die bekannte Waschoperation an, die ihn — der täglichen Durchfeuchtung des Bodens wegen — schon aus so mancher Wohnung vertrieben, da ihn kein Hauseigentümer deshalb mehr behalten wollte. Aber während unter dem Händewaschen die Überschwemmung losbrach, ruhten diesmal Ludwigs Blicke mit einem unverkennbaren Ausdrucke der Besorgnis auf Karls Antlitz.

„Bruder!“ — sagte er endlich — „Du siehst sehr schlecht aus. Bist Du unwohl?“

Karl schüttelte den Kopf. Dann schrie er, zu Ludwigs Ohr geneigt:

„Nur den dummen Husten, der mich nun schon seit einem Jahre verfolgt, werde ich nicht los.“

„Schrei nicht so, es schadet Dir!“ — entgegnete Ludwig und deutete auf einen Bogen Papier und einen Bleistift, die beide auf dem Tische lagen und denjenigen, die mit ihm sprechen wollten, dazu dienten, die Konversation ihrerseits schriftlich zu führen. „Übrigens ist auch das nicht einmal zwischen uns nötig“ — setzte er dann hinzu — „wenn Du langsam sprichst, kann ich es Dir wohl so ziemlich an den Bewegungen der Lippen absehen, was Du sagst.“

„Also hat sich Dein Übel in den letzten Tagen noch gesteigert?“

„Ich bin seit sechs . . . acht Tagen völlig taub!“ — entgegnete Ludwig mit einem schmerzlichen Seufzer und dem Ausdrucke unendlichen Kummers. — „Auch das eine Ohr, auf dem ich zeitweise noch dumpf hörte, versagt mir den Dienst.“

„Und was meint Dein Arzt dazu?“

„Ich soll Geduld haben.“

„Und er giebt Dir nichts mehr?“

„Doch! dort steht eine Mixtur.“

„Die Du aber nicht nimmst.“

„Für was soll ich sie nehmen; es hilft ja doch alles nichts.“

„Das ist unrecht! Du bist Dir und uns schuldig, Dich zu erhalten.“

„Nun! ich will sie nehmen!“ — sagte Beethoven. Und er ging gelassen nach der Fensterbrüstung, auf welcher das Arzneiglas stand, ergriff es, setzte es an den Mund, und trank es zur Hälfte aus.

Karl trat erstaunt hinzu, nahm ihm das Medizinglas ab, sah auf den daran befestigten Verordnungszettel und rief dann nach seinem Ohre gebeugt:

„Aber um des Himmels willen, was hast Du denn da wieder gemacht?“

„Wie so?“ — frug Ludwig verwundert.

„Du sollst ja von dieser Medizin nur alle zwei Stunden einen Eßlöffel voll nehmen.“

„Nun! nun!“ — meinte Ludwig mit großer Gemütsruhe — „das wird auf das Gleiche herauskommen. Ob ich da voll Langweiligkeit zwölf Stunden brauche, um sechs Löffel voll zu

nehmen, oder ob ich alle sechs auf einmal schlucke, das ist sicher ein und dasselbe."

„Behüte!" — schrie Karl, dem es um sein lebendiges Kapital bange ward — „Du kannst Dich ja auf diese Weise umbringen."

„Je nun!" — entgegnete Ludwig, der sich unterdessen fertig angekleidet hatte — „da muß ich eben das Medizinieren ganz lassen."

„Warum denn!"

„Weil ich unfehlbar schon den zweiten Löffel zu nehmen vergesse."

Karl wollte antworten, als Paul mit dem Frühstücke eintrat.

Beide Brüder setzten sich nun, dasselbe gemeinsam zu verzehren. Aber der Herr Kassierer war jetzt auf seinem Felde. In dem Tone eines Hofmeisters schrie er dem Bruder zu: daß er in allen Dingen, außer in der Musik, sich wie ein Kind benehme, das man stets gängeln müsse, und daß es daher seine Pflicht sei, ihm — dem Bruder Karl — unbedingt in allen Angelegenheiten zu folgen. — „So" — fuhr Herr Karl van Beethoven fort — „dulde ich in Deinem Interesse nicht mehr, daß Du eine Deiner Kompositionen unter dem Preise hergiebst."

Ludwig staunte; aber trotz des Schmerzes, der ihn über das unwürdige und anmaßende Betragen des Bruders erfaßte, flog doch ein Ausdruck von Ironie über seine Züge:

„Wirklich?!" — sagte er dabei — „duldest Du das nicht mehr?"

„Nein!"

„Da wird der Herr Kassierer der Nationalbank aber auch die Güte haben müssen, mir jedesmal zu sagen, was meine Kompositionen wert sind."

„Warum nicht!" — versetzte Karl, indem er einen langen Zettel aus seiner Brieftasche nahm und ihn vor den Bruder hinlegte.

Ludwig warf einen Blick darauf, dann fuhr er mit zornflammenden Blicken auf und rief: „Was soll das sein?"

„Es ist ein Tarif" — sagte Karl kalt und frech — „den ich mir von einer Wiener Verlagshandlung in Deinem Namen und für Deine Werke habe anfertigen lassen."

Jetzt aber versagte in der That Ludwig die Sprache. Vor ihm lag geschrieben:

Instrumental-Musik:

Symphonien fürs ganze Orchester	60—80	Duk.
Ouvertüren	35—40	„
Für die Violine:		
Konzerte für die Violine mit Orchesterbegleitung . .	50	„
Terzetten für Violine, Viola und Violoncello . . .	35	„
Quartetten für 2 Violinen, Viola und Violoncello .	40	„
Quintetten für 2 Violinen, 2 Violen und Violoncello	45	„
Sextetten für verschiedene Instrumente	50	„
Für das Pianoforte:		
Konzert mit Orchesterbegleitung	60	„
Phantasie mit Orchesterbegleitung	30	„
Rondo „ „	25	„
Variationen mit „	30	„
Sonate (große) für das Piano allein	40	„
Sonate „ „ „	30	„
Phantasie „ „ „	30	„
Variationen „ „ „	20	„
Gesangmusik:		
Eine große Messe	100	„
Ein großes Oratorium	200	„
Gesangsstücke mit Orchesterbegleitung	20	„
Ein Lied mit Begleitung des Pianofortes	4	„

u. s. w.

Aber Ludwig durchlas diesen Tarif nicht; rasch — und ehe es sich Karl nur versehen konnte — hatte er ihn erfaßt, zerrissen und seinem lieben Bruder vor die Füße geworfen.

„Deine Unverschämtheiten übersteigen alle Grenzen!“ — rief er jetzt und das Blut stieg ihm so gewaltig zu Kopf, daß beide Ohren heftig zu schmerzen anfingen. — „Kein Wort will ich weiter hören. Ich habe mich für Dich und Johann mit Freuden geopfert, weil Ihr meine Brüder seid. Ich mache keine Ansprüche des Dankes dafür; aber ich kann doch wenigstens verlangen, daß Ihr meine Freiheit respektiert und mich nicht, wie es Judas mit dem Herrn that, verschachert und verkauft.“

Aber auch in Karl kochte es bereits. Daß Ludwig seinen mit so vieler Mühe gewonnenen Tarif zerrissen, hatte ihn vor Zorn außer sich gebracht. Sein Gesicht ward noch gelber, als es ohnedem seit längerer Zeit schon war, sein Atem ging kurz

und schwer, seine Stimme ward heißer, Fieberhitze flammte auf seinen Wangen auf und kaum des Wortes mehr mächtig überhäufte er Ludwig mit einer ganzen Flut von Schimpfreden, Grobheiten und Vorwürfen.

Glücklicherweise hörte dieser nur die ersten, seinen Ohren nahe ausgestoßenen Beleidigungen und Kränkungen; dann wandte er sich mit einem Blicke tiefster Verachtung und edlen Unwillens ab, und wollte eben seinen Hut ergreifen, um auf die Straße zu flüchten, als er gewahrte, daß sein Bruder, durch Zorn und Schreien in einen krampfhaften Husten gebracht, dem Ersticken nahe war.

Kaum aber sah dies Ludwig ..... sah, wie Karl blau und rot im Gesicht wurde, als er auch — alles Vorhergehende vergessend — herbeisprang und dem Bruder zu helfen suchte. Mit dem Ausdrucke der lebhaftesten Angst klopfte er ihm in den Rücken, hielt ihn aufrecht und versuchte alles mögliche, den Husten zu stillen. Endlich ließ dieser nach und nun erschöpfte sich Ludwig in Entschuldigungen über sein heftiges Wesen, durch das er den Hustenanfall herbeigeführt zu haben glaubte; ...... ja, er bat Bruder Karl, der jetzt erschöpft auf einen Stuhl gesunken war, mit der aufrichtigsten Herzlichkeit um Vergebung.

„Ich bin eben einmal ein unglücklicher Mensch!“ — sagte er dabei — „den sein Leiden beständig in einem gereizten Zustande erhält. Du mußt Nachsicht mit mir Armen haben.“

Karl, der noch nicht sprechen konnte, nickte bestätigend. Aber Ludwig hatte sich noch nicht genug gethan; der Zustand des Bruders ängstigte ihn, und er hatte jetzt nur den einen Gedanken, wie er ihn wieder erfreuen und aufrichten könne. Plötzlich fiel ihm dies ein. Er lief nach dem Schranke und der Schublade, die seine Pretiosen enthielt — daß ihm Karl einst aus derselben zwei goldene Dosen entwendet, hatte er längst vergessen — nahm einen kostbaren Brillantring und ihn Karl hinreichend, sagte er, mit einem Lächeln, das seine sonst so harten Züge unendlich mild erscheinen ließ:

„Hier, Bruder, nimm diesen Ring. Ich weiß, daß Du ihn Dir immer gewünscht hast, weil er Dir so schön an den Finger paßt. Er ist zwar ein wertvolles Andenken an den Prinzen Louis Ferdinand; aber ich trage ihn ja doch nicht und so werde ich des freundlichen Gebers mehr gedenken, wenn ich ihn an Deiner Hand sehe, als wenn er unter Schloß und Riegel im Schranke liegt.“

Karls Züge erstrahlten in freudiger Überraschung. Sein Falkenauge hatte ja schon längst den bedeutenden Wert dieses

Kleinods erkannt, um das er auch den Bruder schon so oft gebeten, der es ihm aber bis dahin immer, als ein zu liebes Andenken, abgeschlagen.

Jetzt war er mit einemmale in dessen Besitz; und wunderbar, ... die Freude darüber wirkte so günstig auf Karl zurück, daß er in wenigen Minuten wieder stehen, sprechen und gehen konnte.

„'S ist halt ein Zauberring!" — sagte jetzt Ludwig, dem dieser schnelle und günstige Wechsel nicht entging, mit einem leisen Anfluge satyrischen Lächelns. — „Möge er vor allen Dingen bewirken, daß die alte Bruderliebe uns immer so fest umschlinge, wie sein goldner Reif Deinen Finger."

„So soll es sein!" — sagte Karl, der seine Blicke gar nicht von den funkelnden und blitzenden Steinen wegwenden konnte. — „Und nun will ich gehen und Dich nicht länger von Deiner Arbeit abhalten."

Als Karl das Zimmer verlassen, atmete Ludwig van Beethoven hoch auf. Ein Gemisch von widersprechenden Gedanken und Gefühlen durchkreuzte Kopf und Herz. Er liebte den Bruder ...... und doch! ......

Ludwig sank auf einen Stuhl, und bedeckte mit beiden Händen das Gesicht. — — —

Als Karl, vor Freude strahlend und mit stolzem Schritt, durch das Vorzimmer ging, gewahrte er Paul, der bei seinem Eintreten rasch mit der Hand nach der Tasche gefahren war, als wolle er hier etwas vor unberufenen Blicken verbergen.

„Der bestiehlt meinen Bruder auch, daß ihm die Augen übergehen!" — dachte der Herr Kassierer der Nationalbank. Paul öffnete unter einer tiefen Verbeugung die zweite Thüre; als aber Herr Karl van Beethoven draußen war, sagte er leise: „Notendieb! — Ein liebes Brüderchen das!" — — —

Ein tauber Mann.

Ludwig van Beethoven hatte wohl eine halbe Stunde lang bewegungslos — den Kopf auf die Arme gestützt, das Gesicht mit den Händen bedeckt — dagesessen. Grabesstille herrschte rings um ihn her, ... ein gewaltiger Schmerz zerriß sein Inneres. Er war ein so gerader, das Gute, das Edle, die strengste Rechtlichkeit liebender Mensch, daß alles Unrecht ihm tief in die Seele schnitt. Ach! . . . . . und er mußte bei den Menschen — und selbst bei denjenigen, die ihm am nächsten standen — auf so viel Unrecht treffen. Er mußte so oft erleben, daß das Gute von den Menschen verkannt, oder gehemmt, oder zertreten ward; und wenn er dann auch, wie alle großen Seelen, sein Vertrauen auf die unzerstörbare Kraft des Edlen in den Menschen setzte, und damit oft seinen gerechten Unmut mäßigte, so gelang ihm dies doch nicht immer so weit, daß die Frucht dieser Bemühung jenes sanfte und erhabene Lächeln sokratischer Ironie war.

Oft überwog der Schmerz und die Bitterkeit, die er aus dem eigenen, so furchtbaren Schicksale zog, und hing sich wie Bleigewicht an seine Seele.

So war es auch jetzt. Was hatte er nicht in der letzten Zeit erst mit einem Manne erlebt, den er lange für einen treuen Freund und warmen Anhänger gehalten?

Dieser Mann war der Mechanikus Maelzel, der Erfinder des musikalischen Metronoms — einer Maschine zur Bemessung des Taktes. Schon vor längerer Zeit hatte er dem großen Meister der Töne versprochen, eine Gehörmaschine für ihn anzufertigen, deren sich Beethoven, namentlich bei seinen Zusammenkünften mit dem Erzherzog Rudolph und anderen, bedienen sollte, wo eine schriftliche Konversation die Unterhaltung verzögern mußte.

Um nun Maelzel zur Anfertigung dieser Maschine anzufeuern, komponierte Beethoven für die von diesem Freunde ebenfalls neu erfundene Panharmonika*) ein Stück: „Schlacht-Symphonie" wie er es selbst nannte. Der Effekt dieses Stückes war so unerwartet, daß Maelzel Beethoven aufforderte, es auch für das Orchester zu instrumentieren. Dieser nun, längst mit dem Plane umgehend, eine große „Schlacht-Symphonie" zu schreiben, willigte auch gern in den Vorschlag Maelzels ein, ... und so entstand „die Schlacht von Vittoria", die am 12. Dez. 1813, also ein Jahr vor der Zeit, von der wir hier sprechen, zum erstenmale, und zwar zum Besten der in der Schlacht bei Hanau invalide gewordenen österreichischen und bayerschen Krieger aufgeführt wurde.

Was aber thut nun Maelzel? Er mißbrauchte das ihm von Beethoven bei der Aufführung dieser neuen Symphonie geschenkte Vertrauen auf eine schmähliche Art; — ließ, da er eine Reise nach England vor hatte, im geheimen die Stimmen dieser Tonschöpfung für sich abschreiben, erklärte die Symphonie für sein Eigentum und brachte sie als solche in München und London zur Aufführung.

Beethoven protestierte natürlich sogleich gegen eine solche Anmaßung, worauf Maelzel sein Benehmen in Wien damit zu entschuldigen suchte, daß er angab, Beethoven schulde ihm 400 Dukaten, obgleich sich seine Forderung nur auf 50 Dukaten belief. Die natürliche Folge war die Einleitung eines gerichtlichen Verfahrens. Aber wie peinlich wirkte dieser ganze Vorfall auf Beethoven zurück; welchen traurigen Einfluß mußte dieser Betrug, dies hinterlistige Verfahren eines Freundes gegen ihn, auf Beethovens ohnehin reizbares, dem Argwohn zugeneigtes Wesen haben. Finsterer noch, als bisher, zog er sich in sich selbst zurück; — mißtrauisch schon durch sein Gebrechen, ward er es nun in einem Grade, der sogar den Umgang mit ihm auf längere Zeit unmöglich machte.**)

Auch jetzt, in dieser Stunde des Verzweifelns an der Mensch-

---

*) Innerlich, wie die Spieluhren, aus Walzen bestehend, wird dies Instrument durch Gewichte in Bewegung gesetzt. Da es mehrere Blasinstrumente spielt und durch sein ausdrucksvolles Forte und Piano, wie durch die Bestimmtheit in den Tönen und seinen mannigfaltigen Zungenschlag exzellierte, machte es zu jener Zeit viel Aufsehen.

**) Historisch: Schindler: S. 91—94. Marx: „Beethovens Leben und Schaffen." II. Tl. S. 187.

heit, schlich die Erinnerung an jene widerliche Begebenheit an seiner ohnehin so gebeugten Seele wie ein schwarzer Schlagschatten vorüber. Und wie viel andere bittere Erfahrungen hatte er noch machen müssen!

Seinem so würdigen, liebevollen und väterlichen Freunde, dem edlen Fürsten Lichnowsky, war er erst vor wenigen Wochen auf den Friedhof gefolgt, dorthin ... wo auch Swieten ruhte und schon so mancher, der ihm von Herzen wohlgewollt.

Sein Herz kam ihm überhaupt manchmal selbst wie ein Friedhof vor, auf dem er nur eingefallene Hügel und halbverwitterte Kreuze fand: Lichnowsky, Swieten, Frau von Breuning — — Jeannette, die zwar noch lebte, aber fern von ihm und für ihn verloren! — Komtesse Eugenie — Ries, der ebenfalls entfernt war — Julie, die, ihrem Schicksale folgend, die Gattin eines andern wurde! ...

„Herr, du mein Gott!“ — rief er jetzt, aufspringend, laut aus, indem er mit beiden Händen nach seiner Stirne faßte — „allein! allein! so bin ich ganz allein in dieser Jammerwelt! ... ganz verlassen — einsam ... wie der Adler hoch oben in den Lüften!“

Er schwieg; dann nickte er leise mit dem Haupte und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Ja, ja! wie der Adler hoch oben in den Lüften! ... Ich denke noch daran, wie wir in Godesberg waren. Die Empfindung, die damals ein Zufall in meiner Seele weckte ... jetzt ist sie Leben und Wahrheit in mir geworden. Auf den Schwingen meines Genius stieg ich empor ... aber die Sonnennähe ist einsam ... und lautlos!“

Und er schlug die Arme auf der Brust zusammen und ging langsamen Schrittes in dem Zimmer auf und ab.

„Einsam und lautlos!“ — wiederholte er dann — „aber du bist Mann, und der rechte Mann ist immer seinem Schicksale gewachsen. Leiden ... sollen läutern; sonst hat man ja gar nichts von ihnen, als das Peinliche. Zurückgeschlagen werden sie weder durch Zerstreuung im Umgange mit Menschen, noch durch Freuden; ... beide führen sie nur ergrimmter zurück ... ihre Besieger aber sind ... Arbeit und Anstrengung“ — fuhr er dann nach einer kleinen Weile tiefen Nachdenkens fort — „weil das Tragen und Ertragen länger dauert. Darum wendet sich der Jüngling der raschen That zu, der Mann aber weiß dem Schicksal ruhig zu stehen. Je vollendeter die Seele, desto mehr trägt sie frei. Ich will Mann sein und ... tragen!“

Er ging abermals auf und ab; dann blieb er plötzlich mit einer raschen Bewegung vor seinem Schreibtische stehen, die Falten seiner Stirne schwanden, die Augen blitzten freudig auf, und, den Stuhl zurecht rückend, rief er mit heiterem Tone:

„Zur Arbeit! zu meiner lieben Arbeit! Sie ist die einzige Freundin, die mich nicht verlassen hat! . . . Wenn ich schaffe, ist alles Ungemach und alle Erdennot vergessen, wenn in meinem Schaffen Gelingen liegt . . . bin ich ja glücklicher, als dies je sonst ein Sterblicher sein kann!“

Und er setzte sich, nahm die in flüchtigen Zügen entworfene Komposition zur Hand, die da vor ihm auf dem Tische lag, und überflog sie mit wenigen Blicken. Es war seine große Sonate für das Klavier (Op. 106), welche er hier komponierte.

Beethoven saß wie ein Feldherr da. Licht war es in seinem Geiste. Mit Freuden erkannte er den entworfenen Plan als meisterhaft und das Heer seiner großen Gedanken mit Kühnheit ordnend, führte er sie freudig in die Schlacht, die — so sagte es ihm seine innere Stimme — zu einem neuen Siege für ihn werden mußte.

Beethoven schrieb und schrieb, und . . . nun war er nicht mehr taub! Wunderbare Melodien rauschten in ihm auf — jauchzten durch seine Seele — erfüllten alles um ihn her bald mit süßen, zauberhaften Klängen, bald mit großen, gewaltigen Harmonien.

Und immer mehr verklärten sich seine Züge, und immer höher und freudiger leuchteten seine Augen auf, und immer heiterer und glücklicher ward er in seinem Innern. Und jede Note, die seiner Feder entfloß, tönte laut; und jeder Akkord, den er niederschrieb, und jeder musikalische Gedanke, der in ihm aufstieg . . . erklang, und es umrauschte ihn eine volle herrliche Musik, als ob eine Meisterhand sie wirklich dem Instrumente entlockte.

Wo war da die Welt mit all ihrem tausendfachen Jammer — wo war das äußere Leben mit seinen vielen peinlichen Verwicklungen und kleinlichen Unannehmlichkeiten — wo waren die Menschen mit ihren Falschheiten — die Sorgen mit ihrer niederdrückenden und zermalmenden Wucht hingekommen? — Ludwig van Beethoven wußte jetzt von allem dem nichts mehr: er war der Erde und ihren Qualen entflohen. Und hätten jetzt Feuerzungen um ihn her emporgeschlagen . . . er würde sie schwerlich bemerkt haben; — und wäre die Welt jetzt unter Blitz und

Donner in Stücke gegangen, . . . er hätte sicherlich auch nicht eine Ahnung davon erhalten.

Beethoven war nicht mehr allein, . . . Beethoven war nicht mehr taub, . . . Beethoven war nicht mehr ein gebeugter, unglücklicher Mann . . . Beethoven komponierte: er bewegte sich froh, heiter und glücklich, von dem beseligenden Gefühle genialen Schaffens getragen, in der weiten, prächtigen Welt der Töne; — in jener Welt, die er mit Stolz sein nennen konnte, deren König er war, . . . die ihm ihre Höhen und Tiefen öffnete, ihre Paradiese und Labyrinthe erschloß, ihre Schätze zu Füßen legte, ihre Seligkeit in das Herz goß.

Beethoven komponierte! Das Feuer im Ofen war längst erloschen und eine empfindliche Novemberkälte durchdrang das Zimmer . . . er fühlte es nicht; die Stunde des Mittagsessens war herbeigekommen, sein leerer Magen knurrte und murrte, . . . er hatte keine Empfindung dafür. Beethoven komponierte! Er war der Welt völlig entrückt!

Wo war Paul, der das Feuer hätte unterhalten und den Meister an die Mittagsstunde hätte erinnern sollen? — Er saß behaglich im Wirtshause und verpraßte einen Teil des Geldes, das er heute durch das Ausleihen des seinem Herrn gehörenden Pferdes verdient hatte. Beethoven wußte es nicht, . . . dachte nicht an ihn . . . hatte ja ganz und gar vergessen, daß er ein Pferd besitze.

Beethoven komponierte! Er war der Erde völlig entrückt . . . aber er war selig in seinem Schaffen. Plötzlich fiel ein dunkler Schatten auf das Notenpapier, das vor ihm lag und auf welches seine Feder Noten, Zeichen und Zahlen in rascher Folge hinwarf. Er bemerkte den Schatten nicht. Es räusperte sich Jemand im Zimmer . . . er hörte es natürlich nicht. Es sprach Jemand . . . sein Ohr war für diese Laute unempfänglich.

Beethoven komponierte! Er war der Erde völlig entrückt. Jetzt schaute er, einen wichtigen musikalischen Gedanken verfolgend, auf und sah einem Manne, der vor ihm stand, in das Gesicht; aber das Spiegelbild dieses Mannes in seinem Auge kam ihm nicht zum Bewußtsein, . . . der musikalische Gedanke dominierte alle seine übrigen Geistesfähigkeiten. Er starrte den Mann, der seine Lippen sprechend bewegte und ihm etwas hinhielt, an . . . aber der Mann war nicht für ihn da. Beethoven blickte wieder nieder und schrieb weiter.

Jetzt aber hatte auch der Mann, der vor ihm stand, die

Fülle seiner Geduld und Langmut erschöpft. War er doch bereits vor länger als einer Stunde in das Vorzimmer des Herrn Kapellmeister van Beethoven getreten. Da aber der Diener des berühmten Komponisten, der ihn anmelden sollte, nicht gegenwärtig war, so hatte sich der Mann geduldig hingesetzt, um ihn zu erwarten. Indeß es dauerte eine viertel und eine halbe Stunde und Monsieur Paul kam nicht. Da klopfte der Fremde selbst an . . . es blieb alles stille. Er trat leise und bescheiden ein . . . der Herr Kapellmeister saß da und schrieb. Der Mann verbeugte und räusperte sich, sprach den Herrn Kompositeur an . . . Herr van Beethoven blieb unbeweglich . . . er komponierte!

Der gute Mann wartete abermals eine halbe Stunde, bis der Herr mit dem Schreiben und Brummen fertig sei . . . vergebens! . . . Da riß dem Fremden, der bis dahin wie auf glühenden Kohlen gestanden, der Faden der Geduld und dicht vor Beethoven tretend, sagte er so laut es die Schicklichkeit erlaubte:

„Herr van Beethoven! Euer Gnaden werdens nicht übel nehmen . . .“

Richtig! Jetzt schaute ihn Beethoven an, aber so stier und starr, mit einem so ganz eigenen Wesen . . . . als ob er geistesabwesend sei.

Der Fremde erschrak zum Tode. Sollte der Herr van Beethoven am Ende gar . . .

Aber jetzt überlief es ihn heiß und kalt, wenn er an seine Rechnung dachte. Mit einem verzweifelten Lauschen nach der Turmuhr, die eben da draußen drei Uhr Mittag schlug und einem noch verzweifelnderen Griffe in sein krauses, schwarzlockiges Haar, trat er noch näher und schob nun — einem kühnen Entschlusse folgend — seine Rechnung zwischen Beethovens Kopf und das vor demselben liegende Notenpapier. Und der Mann hatte recht geurteilt: jetzt war der Zauber gelöst. Beethoven fuhr zurück, dann strich er sich, wie aus einer Vision erwachend, über seine hohe Stirne und jetzt schaute er den Fremden staunend, aber doch wie ein vernünftiger Mensch an.

„Herr Kapellmeister van Beethoven! Euer Gnaden werden entschuldigen“ . . . stammelte jetzt der Fremde . . . aber das Wort erstarb ihm vor Entsetzen im Munde, denn jetzt schossen Beethovens Augen Blitze des Zornes und ein weltvernichtendes Donnerwetter lagerte sich auf seiner Stirne, während er mit furchtbar dröhnender Stimme rief:

„Wer sind Sie, Herr! und wie in des Drei-Teufels Namen

kommen Sie dazu, mich zu stören und zu unterbrechen, wenn ich komponiere?"

Der Fremde zitterte vom Kopfe bis zum Fuße: — „Verzeihen Euer Gnaden" — stammelte er dabei — „ich harre schon über eine Stunde, . . . ich wollte . . ."

„Sie sind ein Unverschämter!" — donnerte Beethoven, der natürlich kein Wort von der Entschuldigung des Gegners hörte. — „Wenn Sie etwas wollen, wenden Sie sich an meinen Diener."

„Ach!" — seufzte der Mann — „lieber Herr Ober-Hof-Kapellmeister, Ihr Diener ist ja nicht zu Hause."

„Ich kaufe nichts!" — schrie Beethoven, der das Papier, das in des Fremden Hand zitterte, für irgend einen Preiskourant und den Fremden selbst für einen hausierenden Handelsmann hielt. — „Ich kaufe nichts! machen Sie, daß Sie fortkommen."

„Bitte, bitte! Sie sollen ja auch nichts kaufen. Wollte Sie nur ersuchen, das Gekaufte gnädigst zu bezahlen."

Und der Fremde hielt seine Rechnung Beethoven hin. Dieser aber ward nur noch zorniger: — „Bleiben Sie mir vom Leib mit Ihrem Preiskourant!" — schrie er, daß die Saiten des Flügels dröhnten und stieß die Hand mit dem Zettel zurück. Aber der Fremde hatte diesen losgelassen und das Papier fiel dicht vor Beethoven nieder, der jetzt unwillkürlich darauf blickte. Aber nur einen Augenblick ruhte sein Auge auf dem Blatte, dann verfinsterte sich seine Stirne noch mehr und er rief:

„Was? sind Sie verrückt, Herr? daß Sie mir da eine Rechnung für Hafer und Heu bringen? Wollen Sie mich beleidigen? Glauben Sie, ich fresse Hafer und Heu?"

Dem Fremden kam wieder der alte Argwohn; er trat daher vorsichtig um einen Schritt zurück und sagte:

„Bitte, bitte! Herr Ober-Hof-Kapellmeister! Sie nicht, aber Ihr Pferd!"

„Für mein Pferd?" — schrie Beethoven weiter, der den Fremden zwar nicht gehört, aber die Rechnung jetzt genauer gelesen hatte — „Lieferung von Hafer und Heu für mein Pferd? . . . als ob ich ein Pferd hätte?"

Der Fremde stand wie versteinert. Es mußte doch in der That nicht richtig im Kopfe des Herrn van Beethoven sein.

„Aber Sie besitzen ja doch einen wunderschönen Goldfuchs?"

„Was?"

„Einen wunderschönen Goldfuchs, sage ich, den Ihnen der Herr Graf von Browne verehrt hat."

„Ich verstehe nichts!" rief Beethoven finster und schob dem Fremden den immer bereitliegenden Bogen Papier mit dem Bleistifte zu. Dieser schrieb also die eben ausgesprochenen Worte noch einmal auf und gab den Bogen dann zurück. Beethoven las, dann stieß er ein lautes: — „Ha! . . . ja so! . . . das hab' ich ganz vergessen!" — aus und seine Stirne fing sich zu glätten an; aber plötzlich ward sie wieder finster:

„Und da soll ich nun für das Pferd, das ich ganz vergessen und gar nicht benutzt habe, hundertundzwanzig Gulden Futtergeld bezahlen?" — rief er entsetzt.

Der Fremde nickte.

„Nicht einen Heller!"

„Aber das Pferd hat doch das Futter gefressen."

„Nicht einen Heller! — Wo ist Paul?"

Er klingelte; aber Paul war nicht zugegen und kam also auch nicht.

Unterdessen hatte sich der Fremde in die Sachlage rasch gefunden. Er sah, mit wem er es zu thun habe, und so nahmen seine Züge mit einemmale einen ungemein schlauen Ausdruck an. Rasch griff er nach dem, der Konversation gewidmeten Bogen und schrieb:

„Hochzuverehrender Herr Ober-Hof-Kapellmeister! — Da ich sehe, daß Sie keinen Gebrauch von Ihrem Pferde machen, und dasselbe Ihnen also ganz unnötig Hafer und Heu wegfrißt, so will ich Ihnen einen Vorschlag machen."

Beethoven las. — „Dummheit!" — sagte er bei der Überschrift — „Beethoven heiße ich, und nicht Ober-Hof-Kapellmeister! Ich denke „Beethoven" sagt für die Welt genug."

Der Fremde verbeugte sich tief.

„Und was ist das für ein Vorschlag?"

Der Fremde schrieb wieder:

„Da es Herrn van Beethoven unangenehm scheint, die vorliegende Rechnung für Hafer und Heu mit hundertundzwanzig Gulden zu bezahlen, so bin ich erbötig, statt des Geldes, das Pferd in Zahlung zu nehmen. Es wird mir dasselbe zwar, da es gegenwärtig krank ist, noch viele und schwere Kurkosten verursachen; allein, um dem Herrn van Beethoven, dem herrlichen Mann, dem großen Kompositeur, die Last abzunehmen, will ich mir auch das gefallen lassen."

Er reichte den Bogen Beethoven.

Aber vor Beethovens Augen stand nur die Summe von hundertundzwanzig Gulden. Wie entsetzlich! wenn er alle acht oder zehn Wochen die Summe von hundertundzwanzig Gulden bezahlen sollte! vielleicht auch noch Kurkosten, und dies für ein Pferd, was er gar nicht gebrauchte.

Rasch, wie alles bei Beethoven, war daher auch der Entschluß gefaßt: — „Quittieren Sie die Rechnung und nehmen Sie das Tier!" — sagte er dann.

Der Fremde, seine Freude kaum verbergend, that es mit zitternder Hand.

„Und jetzt noch eine Anweisung auf das Pferd."

„Was?" — frug Beethoven.

Der Fremde schrieb die Anweisung und Beethoven unterzeichnete. Dann trat jener mit strahlendem Gesichte und unter unzähligen Bücklingen — schon im Geiste die verhältnismäßig ungeheure Summe berechnend, die dies Geschäft ihm einbringen mußte — seinen Rückweg an.

Als er verschwunden, atmete Ludwig van Beethoven hoch auf: „Das war ein gutes Geschäft!" — sagte er dann ernst — „hätte sonst hundertundzwanzig Gulden zahlen müssen: so ist doch wieder eine alberne Geschichte aus dem Kopfe! . . . Graf Browne wird zwar zürnen, wenn er die Sache erfährt. Aber was kann ich dafür, ich bin für das Reiten nicht gemacht und Geld, um ein Pferd unnötig zu füttern — nein! — dafür habe ich keins."

Und er setzte sich beruhigt wieder an seinen Schreibtisch und nahm aufs neue seine Komposition vor.

Zwei Akademiker.

Es ging bereits schon gegen Abend, als Beethoven die Feder ermüdet niederlegte. Er hatte seit dem Frühstück nichts genossen und so versagte jetzt in der That der Körper seinen Dienst. Aber es war auch wieder ein Riesenwerk, welches er hier schuf .... ein Riesenwerk, nicht allein dem Umfange nach,*) sondern namentlich durch die Macht und Zahl der Gedanken, die sich in dieser kolossalen Tonschöpfung drängten, und in Tiefe und Fülle der Ausarbeitung überboten.**)

Ludwig stand erschöpft auf; aber so sehr nun auch der Magen seine Rechte geltend machte, die abgespannten Nerven thaten es noch mehr. Beethoven fühlte, daß er vor allen Dingen Luft schöpfen und einen Spazierlauf machen müsse.

Einen Spazierlauf; denn sein Spazierengehen war wirklich mehr ein Spazierenlaufen oder — noch besser gesagt — ein „Spazieren-arbeiten".***) Aber dies Spazierenarbeiten war seiner Natur zur Notwendigkeit geworden. Wie oft sprang er doch mitten im Komponieren empor, um das Freie zu suchen. Dann stürmte er, in Gedanken verloren, über die Straßen und hinaus vor die Stadt, um eine halbe oder eine volle Stunde die Luft in Gottes weiter Welt zu atmen und neue Ideen zu sammeln. Wie eine Biene mit Honig beladen, den sie aus den Blumen des Feldes gezogen, kam dann auch er stets mit neuen Gedankenschätzen heim, die sofort niedergeschrieben oder verarbeitet wurden. Und diese plötzlichen Ausflüge, wie das eben so schnelle Wiederkommen,

---

*) Die „Grande Sonate pour Piano", op. 106, ist 58 Seiten stark.

**) Marx: Beethovens Leben und Schaffen. II. Tl. S. 211.

***) Schindler. S. 259. Marx: Beeth. II. Tl. S. 162.

blieben sich in jeder Jahreszeit gleich, so daß ihn weder Kälte noch Wärme, weder Regen noch Schnee, weder Sonnenschein noch Hagel daran hinderten.

Auch heute war dies nun der Fall, nur daß sich Beethoven um diese Zeit meist auf einen Gang über die Bastei beschränkte.

Aber schon als er aus der Thüre seines Hauses trat, war die jetzt bei ihm gewöhnliche absolute Erdentrücktheit wieder eingetreten. Es war ihm die Idee für eine neue „Sonate für das Hammerklavier“ gekommen, und auf der Leiter dieser Idee stieg er jetzt von Sprosse zu Sprosse höher hinauf in seine Schöpfungssphären.

Wild stürmte Beethoven dahin, und wer ihn sah, wich ihm ehrerbietig aus; denn Jedermann in Wien, vom höchsten Adel bis zu den Gassenjungen herab, kannte ja den großen Beethoven, den Stolz der Kaiserstadt, vor dem sich ja schon sämtliche Monarchen, Kaiserinnen und Königinnen erhoben hatten.

Und eines winkte dem andern zu und rief: „Der Beethoven!“ .... aber mancher freilich schüttelte auch den Kopf und dachte: „Es ist doch ein gar wunderlicher Kautz! ... Wenn es nur im oberen Stübchen ganz richtig bei ihm ist.“ — — —

Es war um jene Stunde, als zwei junge Männer in der Gegend des roten Turmes auf der Bastei auf- und abgingen. Der eine war ein junger Akademiker der Wiener Universität, ein netter schlanker Junge, der kaum sein achtzehntes Jahr zurückgelegt haben mochte; der andere, wenige Jahre älter, erschien unverkennbar als flotter Bursche, der Hauptstadt des Kaiserreichs und seiner Universität erst zugereist.

Beide gingen Arm in Arm und waren in ein Gespräch vertieft.

„Nun also!“ — sagte jetzt der jüngere von ihnen — „Du wolltest mir etwas über Deine Vorstudien in Göttingen mitteilen. Ich bin noch jung und höre daher gern, wie man das akademische Leben anpackt; obgleich ich Dir gestehen muß, daß mich ein stilles und sinniges, den Künsten zugewandtes Leben mehr anspricht, als das trockene Jus!“

„Wird sich schon geben!“ — versetzte der andere, dicke Wolken aus seiner langen Pfeife qualmend, — „mußt erst einmal die göttliche akademische Freiheit geschmeckt haben.“

„So laß mich etwas davon hören.“

„Kennst Du Göttingen?“

„Nein!“

„Nun denn, Göttingen ist keine übele Stadt; seine freundlichen Häuser und Straßen machen einen ganz günstigen Eindruck. Aber der Teufel studiere dort!“

„Warum?“

„Weil man vor der Welt nicht in die Kollegien kommt. Wenigstens nicht in den vier ersten Semestern“.

„Ich verstehe Dich nicht!“

„Unschuld!“ — rief der flotte Bursche lachend. „Aber ich will Dir ein Licht aufstecken! Soll ich Dir also sagen, wie man dort seine Universitätsjahre beginnt?“

„Ich bin gespannt darauf.“

„Die Kollegienmappe unter dem Arme, Kanonen an den Füßen, Reithosen an den Beinen, die blaue Mütze mit den Verbindungsfarben auf dem Kopfe tritt man des Morgens aus seiner Wohnung.“

„Um in die Hörsäle zu gehen.“

„Warum nicht gar! Vorerst auf die Wenderstraße.“

„Und wozu das?“

„Hier ist das erste Rendezvous mit den Kommilitonen: hier beginnt vor allen Dingen das edle unvergleichliche Bummeln.“

„Bummeln?“ — wiederholte erstaunt der jüngere. — „Was ist das?“

„Bummeln heißt: man schreitet die Straße auf und ab — wie wir dies jetzt auch thun — hört dabei dies und jenes; sieht, wonach man Lust hat, läßt sich wo möglich die Sonne ins Gesicht scheinen; atmet dabei — innerlich vergnügt wie ein Maikäfer — die frische Luft ein, und denkt an gar nichts!“

„Und das nennt man bei Euch bummeln?“

„Ja!“

„Und was für einen Zweck hat denn das?“

„Philister!“ — rief der ältere — „als ob alles in der Welt einen Zweck haben müßte. Man sollte glauben, Du studiertest Philosophie. Übrigens hat das Bummeln doch auch so eine Art Zweck: Man verdampft dadurch etwaige Rückstände des vorhergehenden Tages und des damit verbundenen Katzenjammers und giebt sich dabei mit harmloser Behaglichkeit den Eindrücken des neuen Tages hin, aus welchen sich dann unbewußt ein Plan für die nächsten Stunden herausbildet. Endlich kommt die Zeit heran . . .“

„Um die Kollegien zu besuchen.“

„Den Teufel auch! . . . . Wo der erste Frühschoppen vertilgt werden muß.“

„Muß?“

„Ja, er muß! Aber es ist dies ein süßer Zwang des instinktmäßigen Studentenlebens. Bei uns z. B. fand man sich punkt neun Uhr bei Müller ein, dem Restaurateur gegenüber dem Universitätsgebäude.“

„Und da gingst Du jeden Tag schon morgens neun Uhr hin?“

„Es war dies so gewiß, daß wenn ich mich gar nicht mehr zu finden gewußt hätte, so hätte ich nur um eben diese Zeit dort nach mir zu fragen nötig gehabt und ich würde mein edles Selbst sicher hier wieder gefunden haben.“

„Und da trankt ihr schon Bier?“

„Ich sage Dir ja: den Frühschoppen. Eine Partie Billard und eine Pfeife Tabak vertrugen sich herrlich damit.“

„Aber während dessen hatten doch gewiß die Kollegien begonnen?“

„War der Frühschoppen abgemacht, nahm man abermals die Mappe unter den Arm . . .“

„Ah!“

„Und — zu bezahlen brauchte man nicht, da alles auf Pump ging — fort schritt man wieder auf die Wenderstraße, diesesmal jedoch nicht, um hier wieder zu bummeln, aber auch nicht in ein Kolleg . . .“

„Aber wohin denn?“

„Ins Deutsche Haus.“

„Was ist das für ein Haus?“

„Kuriose Frage! versteht sich von selbst: ein Wirtshaus, und zwar bei uns zugleich der Ort, wo das akademische Gericht damals die Paukereien duldete.“

„Und die werden wirklich dort geduldet? Da ist man bei uns strenger.“

„Nun! geduldet und nicht geduldet, wie man das nehmen will. Ziemlich regelmäßig alle vierzehn Tage wurde von den Pedellen einmal „verjagt“ und dann konnte das Pauken in der nächsten Zeit mit um so größerer Sicherheit betrieben werden. — Aber was schaust Du Dich denn so um?“ — frug hier der flotte Bursche seinen jüngeren Kommilitonen.

„Ich erwarte jemanden!“ — antwortete dieser — „aber fahre nur fort, Deine Schilderung amüsiert mich.“

„Nun! dort saß man alsdann gewöhnlich als Zuschauer auf einem möglichst hohen Tische und betrachtete mit Kennerblicken die Quarten und Terzen der Paukenden; tadelte die „Kneiferei“, wenn ein „Kamel“ losging, war behülflich, wenn die eigenen Leute auf der Mensur standen, und trank einen oder zwei Schoppen Bier dazu.“

„Viel Durst!“

„Das machte der Staub, der beim Pauken immer auffuhr.“

„Und stand'st Du nicht selbst manchmal auf der Mensur?“

„Donnerwetter!“ — rief der flotte Bursche mit leuchtenden Augen — „mehr als ich in den Kollegien war!“

„Aber das Studieren?“

„Läuft einem nicht fort! — Endlich, wenn die Paukwirtschaft vorüber war, hatte die Mappe für den Morgen lange genug auf dem Deutschen Haus gelegen und nun schritt man zurück zur Stadt.“

„Spät genug!“

„S'war gewöhnlich elfeinhalb Uhr und da mußte man zu Fink.“

„Fink? war das ein Professor?“

„Warum nicht gar! Fink hieß die Wirtschaft, wo die sogenannte allgemeine Kneipe war. Hier trank man mit Anstand einen dritten . . . oder auch einen vierten und fünften Schoppen und repräsentierte das Korps, zu dem man gehörte. Der Hauptjux aber waren hier die „Skandäler“ und „Kontrahagen“, die es setzte und die alle flotte Burschen bis zur Mittagszeit beschäftigten, nach welcher die Lust wieder von neuem angeht und bis an den Morgen dauert. — — Aber, zum Teufel! hast Du denn hier ein Rendezvous? Du siehst Dir ja bald die Augen aus dem Kopf?“

„Allerdings erwarte ich hier jemanden, den ich sehr schätze, liebe und verehre.“

„O ho!“ — rief der ältere der beiden lachend — „da seh' mir einer den Heiligen! Thut, als wäre er die Unschuld selbst und hat schon eine Amoure!“

„Die freilich eigener Art ist!“ meinte der jüngere.

„Nun so beichte!“

„Warum nicht. Besonders da ich glaube, daß es Dich auch freuen wird, die Person zu sehen, von der ich hier nur einen Blick und einen Druck der Hand empfangen will.“

„Und wer ist das?“

„Geduld! Du weißt schon von zu Hause, daß ich ein großer, — ja ein leidenschaftlicher Verehrer der Musik bin.“

„Und daß Du ein ausgezeichnetes Talent dafür besitzest!“

„Nun, während meiner Gymnasialstudien zu Olmütz habe ich wenigstens die schönen Gaben, die mir der Himmel in dieser Beziehung geschenkt, tüchtig benutzt. Was mich aber von aller neuen Musik am meisten anzog, waren die herrlichen Kompositionen des großen Beethoven! Diese waren es daher auch, die ich vorzüglich zu hören suchte und — in den freien Stunden zwischen meinen Studien — selbst übte..“

„Ich sag' es ja!“ — rief hier der andere — „er ist ein Muster für uns alle. Während wir kneipen, musiziert er und studiert Beethoven!“

„Es ist einmal meine Freude und mein Glück!“ — entgegnete der Jüngere und seine Augen leuchteten entzückt auf. — „Kann es aber auch etwas Herrlicheres geben, als diese Kompositionen Beethovens? Führt uns dieser gewaltige Geist nicht mit sicherer Hand in das Heiligtum der Schönheit ein? — Ist er nicht, was Inhalt und Form betrifft, der vollendetste Meister seiner Kunst? Liegt nicht in allem, was er schafft, Charakter, unendliche Tiefe des Gemütes, idealer Gehalt?“

„Ich bitte Dich!“ — rief hier der ältere — „nur keine Apotheose! Ich glaube Dir dies alles recht gern; hab' es auch von anderen schon gehört; achte den Meister Beethoven auch, als den größten Musiker und Komponisten unserer Zeit .... nur muß ich Dir eines sagen: daß ich nämlich selbst verflucht wenig von Musik verstehe.“

Aber es wäre Dir noch vielleicht interessant, den Mann einmal zu sehen.“

„Freilich!“

„Nun denn, Beethoven ist es, den ich hier erwarte.“

„So kennst Du ihn persönlich?“

„Die Sache verhält sich so: Du kannst Dir denken, wie sehr ich, als ich nach Wien kam, begierig war, Beethoven kennen zu lernen. Mich diesem großen, herrlichen Manne zu nähern, war also natürlich der Gedanke, mit dem ich aufstand und zu Bette ging. Endlich fand ich Gelegenheit, anstatt eines anderen, unserem Beethoven — der damals in dem Hause des Herrn Baron von Pasqualati wohnte — ein Billet einzuhändigen, auf welches er sogleich eine Antwort zu geben hatte. Die Antwort

erfolgte seinerseits mit mehreren Zwischenfragen;*) aber so kurz auch diese Konversation war, meine Sehnsucht, den Mann nur sprechen zu hören, der mir mehr als Kant, mehr als das ganze Corpus juris am Herzen lag, hatte ihre Befriedigung gefunden, und, was namentlich für mich wichtig ist, die Bekanntschaft mit diesem Heroen im Reiche der Töne war gemacht."

„Du hast ihn also seit jener Zeit wieder gesprochen?"

„Wieder gesehen . . . ja! . . . wieder gesprochen . . . nicht."

„Und Du erwartest ihn doch hier?"

„Alle Tage!"

„Und wozu?"

„Um ihn zu sehen und wo möglich einen seiner Blicke . . . . vielleicht einen Druck der Hand zu erlangen."

„Mensch!" — rief hier der andere — „Du bist ein Schwärmer, ein Fanatiker! — Du könntest ja in das schönste Mädchen von der Welt nicht verliebter sein."

„Du hast recht!" — sagte der Jüngere — „er ist meine Liebe und ihm gehört mein Herz, mein Kopf, mein ganzes Ich. Aber still!" — rief er jetzt plötzlich und ein flammendes Rot überflog seine jugendlichen Züge — „dort kommt er!"

Der flotte Bursche schaute hoch auf. In der That kam ihnen in diesem Augenblicke ein Mann mit raschen Schritten entgegen — ein Mann von gedrungener Gestalt; einfach — ja fast etwas verwildert genial gekleidet. Ein ernstes, kaltes, finsteres Wesen lag in seinen ehernen Zügen. Seine Augen blickten, in tiefe Gedanken verloren, starr vor sich hin; — seine langen struppigen, zum Teil ergrauten Haare hingen wirr um seinen Kopf; . . . . aber dieser Kopf zeigte dennoch eine gewisse Majestät, deren Hoheit nur die wilde Energie beeinträchtigte, die sich neben ihr geltend machte.

Wer dem Manne begegnete, grüßte ihn, auch gab er die Grüße, wenn er sie bemerkte, meist zurück, nur auf eine Weise, die augenscheinlich bekundete, daß das Wiedergrüßen rein mechanischer Natur, der Geist des Mannes aber bei ganz anderen Dingen sei.

Auch den beiden Akademikern ging es so.

„Und das war Beethoven!" — entgegnete der jüngere traurig. — „Er hat mich heute nicht bemerkt, und doch bin ich glücklich, ihn gesehen zu haben."

---

*) Historisch.

„Aber das ist ja eine Erscheinung zum Entsetzen!" — fuhr der flotte Bursche fort. — „Großartig, ja bewältigend, ist dieser Kopf allerdings; aber welch' eine Härte, welch' ein Schmerz liegt in diesen Zügen."

„Und kennst Du das schreckliche Schicksal nicht, das auf den Schultern dieses Giganten lastet?"

„Wer sollte es nicht kennen: Beethoven, der große Meister der Töne, ist taub!"

„Und steht einsam und verlassen in der Welt. Wenn ich ihn sehe, steigt immer in mir das Bild eines steilen und hohen Felsens auf, der sich groß und gewaltig, mitten aus den Fluten des Meeres erhebt. Die Wellen und Wogen des Oceans kommen und gehen, — donnernd, aber vergebens schlagen sie an ihn, der in erhabener Einsamkeit hervorragt!" — die Sonne küßt seinen Scheitel und vergoldet ihn in reichem Glanze; aber ihre wärmsten Strahlen prallen an seinen schroffen, scharfkantigen Rippen zurück und suchen umsonst hier . . . Freude und Leben!"

„Daran ist nun wohl Dein Beethoven selbst schuld! — meinte der flotte Bursche. — „Man muß das Leben immer von der heitern Seite auffassen. Der Mann hat doch wohl nicht mit Sorgen zu kämpfen!"

„Nicht? — Ich will Dir nur eines erzählen. Es sind jetzt fünf Jahre, da erhielt Beethoven den Ruf als Kapellmeister an den Hof des Königs von Westfalen. Es war dieser Antrag zu einer gesicherten Existenz der erste in seinem Leben und wird wohl auch der letzte sein."

„Warum der letzte?"

„Nun, das liegt doch wohl auf der flachen Hand: weil sein krankes Gehör die Funktionen eines Musikdirektors unmöglich macht."

„Und warum nahm er jenen Ruf nicht an?"

„Höre nur! Man hat ihm sechshundert Dukaten, freie Equipage u. s. w. geboten. Da man es aber für Österreich nicht ehrenvoll erachtete, den großen Künstler, den man mit Stolz den Seinen nannte, in ein fremdes Land ziehen zu lassen, so wurde ihm von seiten des Erzherzog Rudolph, des Fürsten Kinsky und des Fürsten Lobkowitz die Offerte gemacht: ihm, so lange er keine feste Anstellung im Lande erhalten sollte, einen Jahrgehalt von viertausend Gulden in Bankozetteln anzuweisen, an die sich nur die Verpflichtung knüpfte, Österreich nicht zu verlassen."

„Nun!" — rief der flotte Bursche — „das war nobel!"

„Das war es in der That; wenn nur das Unglück den armen Beethoven nicht auch hier, wie überall, verfolgt hätte.“

„Wie so?“

„Schon zwei Jahre später kam das unselige österreichische Finanzpatent. Die Bankozettel wurden auf ein Fünfteil reduciert und von dem Momente an hatte Beethoven statt viertausend nur noch achthundert Gulden.“*)

„Verwünscht!“ — rief der Ältere. — „Traue der Teufel dem Schicksale. Darum bin ich immer für den Genuß des Augenblicks. Aber Beethoven muß doch sonst viel verdienen.“

„Ja!“ — sagte der Jüngere, sich zu dem Ohre seines Freundes neigend, — „wenn er nur keine Brüder hätte, die ihn bestehlen, und . . . wenn er mit Geld umzugehen wüßte.“

„Bruder!“ — rief hier der ältere der Akademiker mit unverwüstlicher Laune — „sieh! das letztere versteht niemand besser als ich. So viel ich habe, bringe ich an den Mann. Darum bist Du auch jetzt eingeladen, eines mit mir zu kneipen.“

„Danke!“ — versetzte der andere — „ich gehe jetzt nach Hause, meine akademischen Arbeiten zu vollenden und dann . . .“

„Und dann?“

„Wird die neueste Beethovensche Sonate eingeübt.“

„Philister!“ — rief der flotte Bursche — „bist Du des Teufels?“

„Nein! ich bin Beethovens!“ — entgegnete jener lachend. — „Mein höchster Wunsch ist: einstens noch Beethovens Freund zu werden, und um das zu erlangen, muß auch ich ein Meister in der edlen Tonkunst sein. Dazu aber braucht es Mühe, Fleiß und Ausdauer. Darum: Lebewohl für heute!“

„Jedem das Seine!“ — sagte der Ältere, schlug in die Hand seines Kommilitonen und wandte sich, ein Studentenliedchen singend, dem nächsten Wirtshause zu. Es war der Gasthof zum Schwanen. In dem Augenblicke, in dem der flotte Bursche in kreuzfideler Laune eintrat, stürmte Beethoven an ihm vorbei und in die Gaststube.

Das geräumige Zimmer war mit Gästen dicht angefüllt. Gerade dadurch aber sollte Beethoven in seiner Gereiztheit gleich wieder eine Veranlassung zu Verdruß und Ärger finden.

---

*) Historisch. Schindler: S. 76. 77. Marx: L. v. Beethoven. II. Teil. S. 116. Zu der ursprünglichen Summe gab der Erzherzog Rudolph 1500 Gulden, Fürst Lobkowitz 700 Gulden und Fürst Ferdinand Kinsky 1800 Gulden.

Seitdem er seine alte Haushälterin wieder einmal fortgeschickt und Paul angenommen hatte, pflegte er nämlich hier täglich zwischen zwei und drei Uhr zu Mittag zu speisen. Dabei war er aber gewohnt, seinen bestimmten Platz einzunehmen, fand er diesen nicht, so war es ihm höchst peinlich und unbehaglich und er verließ dann gewöhnlich das Gasthaus bald und in übler Laune; — vorausgesetzt, daß diese nicht schon früher in dem Gastzimmer zum Ausbruche gekommen war. Die armen Kellner mußten dann meistens die Blitzableiter der Beethovenschen Donnerwetter abgeben.

Unglücklicherweise aber saß gerade jetzt ein Fremder auf jenem Platze, der, da er den berühmten Meister nicht kannte, zwar höchst verwundert die entsetzlichen zornfunkelnden Blicke desselben mit vernichtender Gewalt auf sich eindringen sah, nichtsdestoweniger aber in seiner Unschuld ruhig sitzen blieb.

Der flotte Bursche, der sich bereits niedergelassen, sah dieser komisch-tragischen Szene mit stillem Vergnügen zu, obgleich er sie nicht erklären konnte, bis hinter seinem Stuhl ein Kellner dem andern zurief:

„Jean! nimm Dich in acht, der Herr van Beethoven haben heute seinen Platz nicht bekommen. S' ist halt wieder etwas im Anzug!"

„Weiß Gott!" — entgegnete der andere — „er geht wieder wie ein Löwe um seinen Stuhl herum. Weißt Du was, Ignatz, bediene Du ihn heute. Ich fürchte mich vor ihm."

„Gut!" — sagte dieser, ein junges keckes Bürschchen — „ich werde schon mit ihm fertig."

Beethoven hatte sich unterdessen, finster grollend, auf einen anderen Stuhl geworfen: — „Kellner!" — rief er jetzt. Ignatz sprang herbei.

„Backhändel!" — herrschte der Maestro — „Vöslauer und die Augsburger Allgemeine!"

„Euer Gnaden, Herr Kapellmeister verzeihen!" — schrie jetzt, nach Beethovens Ohr geneigt, das Bürschchen, während seine Züge nur zu sehr den jugendlichen Mutwillen verrieten, mit welchem ihn die Eigenheiten Beethovens erfüllten: — „Euer Gnaden, Herr Kapellmeister verzeihen, Backhändel giebt's heute nicht mehr . . . aber Lungenbratl!"

Der Meister hatte indessen diese Worte nicht verstanden. Er dachte schon wieder an sein musikalisches Projekt und begnügte sich daher mit einem ungeduldigen: „Rasch!"

Wein und Zeitung kamen; als sie Ignatz aber hingesetzt, glitt er an Jean vorüber, stieß diesen leise mit dem Ellenbogen an und flüsterte ihm mit einem kecken herausfordernden Lachen zu:

„Gieb mal acht, was ich den alten Brummbär heute warten lasse!“

Und Ignatz kam ein- über das anderemal schwer beladen aus der Küche . . . Beethoven erhielt nichts. Wohl gewahrte der kecke Bursche so gut wie die Nächstsitzenden die Zornblicke des Meisters: aber er lächelte nur um so herausfordernder darüber; während er, mit der bekannten Geschicklichkeit der Wiener Kellner, jedesmal eine große Zahl Portionen verschiedener Speisen auf dem Arme, an dem Maestro vorüberschlüpfte.

„Wird's bald?“ — rief jetzt Beethoven und die Augenbrauen zogen sich finster zusammen.

„Gleich!“ — entgegnete Ignatz; . . . . aber es verging wieder eine lange Zeit und Beethoven erhielt nichts.

Endlich beliebte es dem Bürschchen zu kommen. Einen ganzen Turm von Tellern mit verschiedenen Speisen auf dem Arme, nahm er einen davon und schob ihn dem Meister hin.

In demselben Augenblicke rief dieser aber:

„Lungenbratl? Ich habe Backhändl bestellt.“

„Ei was!“ — entgegnete der Kellner mit ebenso keckem Tone als herausfordernder Miene — „hab's ja gesagt, daß keine mehr da sind!“

Aber der Unglückliche hatte noch nicht vollendet, als ihm die Schüssel samt Lungenbratl und Brühe an den Kopf flog.

Jetzt brach ein furchtbarer Lärm los. Beethoven schrie, der Kellner schimpfte, der flotte Bursche klatschte jauchzend in die Hände und war jetzt nahe daran, Beethoven zu umarmen; sämtliche Gäste aber waren in ein unbändiges Gelächter ausgebrochen. Aber dies Gelächter fand auch seine volle Berechtigung, in der so komischen als jammervollen Figur, die Ignatz jetzt spielte.

Da stand es, das kecke Bürschchen, mit beiden Armen den Turm der Teller mit Speisen balancierend, halb weinend, halb schimpfend . . . die Augenbrauen wie abwehrend, hoch in die Höhe gezogen, einen Jammerzug um den Mund, während ihm die braune Sauce in reichlicher Fülle — wie weiland Don Quixote der Käse — von den Haaren und der Stirne über das Gesicht lief. Aber die herablaufende unglückliche Brühe verhinderte ihn jetzt auch noch — da er die Arme nicht frei hatte, um sie abzuwischen — an dem Schimpfen; denn so oft er den Mund dazu

öffnete, träufelte sie ihm in denselben hinein, so daß er sie, unter fürchterlichem Gesichterschneiden, beständig mit der Zunge rings um den Mund ablecken mußte.

Der Student aber klatschte fortwährend, jauchzte und schrie: „Göttlich! herrlich! das Bild ist eines Hogarths würdig!“

Und die ganze Masse der Anwesenden, die sich alle um Beethoven und den Kellner drängten, lachte laut und schallend. Aber auch in Beethoven hatte die unaussprechlich komische Figur des Sauce-begossenen Kellners jetzt allen Zorn erstickt, so daß auch er nun in ein so unbändiges Lachen ausbrach, daß die Wände zitterten.*) Aber während er sich noch so vor Lachen schüttelte, führte sein gutes Herz doch auch die Hand nach der Tasche. Er nahm einen Dukaten und drückte ihn dem Kellner in die Hand.

Aber wie schmeckte Beethoven nun der Wein und das Essen! „Jetzt bin ich aufgeknöpft!“**) — sagte er heiter, und Witz, Satire und Sarkasmen sprudelten bei ihm in reicher Fülle.

Der flotte Bursche schwamm in Seligkeit. Er hatte nie einen köstlicheren Abend erlebt.

---

*) Historisch. Wegeler und Ries: S. 122 und 122. Dulibicheff: S. 61.

**) Nicht beengt — ungeniert.

Noch einmal Frühling.

Monate waren vergangen und es hatte sich in Beethovens Dasein nichts geändert. Lebte er doch so abgeschlossen in sich selbst und seine Schöpfungssphäre, daß ihn die Händel der Außenwelt fast gar nicht berührten. Europa — und namentlich Wien — beschäftigte noch immer der Kongreß, nur beschäftigte sich der Kongreß zu wenig mit Europa und dem Wohle seiner Staaten und Völker. Nach wie vor zankte und stritt man sich im geheimen um Länder und Seelen; nach wie vor hatten alle die Fürsten und Herrscher nur ein Augenmerk für die Vergrößerung und Verstärkung ihrer eigenen Macht; nach wie vor intrigierte jeder der dort versammelten großen Staatsmänner in seinem und dem Interesse des Fürsten, dem er diente, und nach wie vor verbarg man dies unselige Treiben, die allgemeine Uneinigkeit, die Rat- und Thatlosigkeit und den eigenen Egoismus unter dem Deckmantel einer unerschöpflichen Heiterkeit, die sich noch immer in Festen aller Art und einem Taumel von Lustbarkeiten geltend machte, wie ihn die Geschichte kein zweitesmal aufzuweisen hat.

Alle Vaterlandsfreunde, alle denkenden und tiefersehenden Menschen wandten sich denn auch nachgerade mit Schmerz und Unwillen von diesem Treiben ab; gewiß aber niemand mehr und entschiedener als Ludwig van Beethoven, der ja der Sache selbst so nahe stand. Nur in den Reunions des kunstliebenden russischen Botschafters, des Fürsten Rasumowsky, und in den Salons des Erzherzogs Rudolph kam Beethoven mit den Größen des Kongresses zusammen. Hier aber freilich waren es selbst die Monarchen, die ihn aufsuchten und ihn gern und willig „als Majestät im Reiche der Töne“ anerkannten. An der Spitze seiner Verehrerinnen stand dabei die Kaiserin von Rußland, deren

freundliche Liebenswürdigkeit auch in der That einen erquickenden Einfluß auf den Meister übte. Was aber Beethoven auch hier groß und edel erscheinen ließ, war die Art und Weise, wie er diese Huldigungen und Gunstbezeugungen hinnahm: es ist wahr, er war nicht unempfindlich für sie! aber . . . sie änderten auch nicht das Geringste an seinem Wesen: er blieb hier wie überall und immer . . . Ludwig van Beethoven.*) Charakteristisch bezeichnete ihn ja in dieser Beziehung die Äußerung, die er einst dem Prinzen Louis Ferdinand über dessen musikalische Bedeutendheit gemacht: „Sie spielen gar nicht königlich oder prinzlich" — hatte er jenem gesagt — „sondern wie ein tüchtiger Klavierspieler!"**)

Aber er wußte auch seine Stellung in diesen Sphären — freilich nach seiner Art — zu behaupten: während auf der anderen Seite die beispiellose Nachgiebigkeit, die man ihm hier angedeihen ließ, den schlagendsten Beweis liefert, wie sehr man sein großes Genie zu würdigen verstand.

Zu der Zeit zum Beispiel, da Prinz Louis Ferdinand in Wien war, gab eine alte Gräfin eine kleine musikalische Abendunterhaltung, zu der natürlich auch Beethoven eingeladen wurde. Als man nun, nach Beendigung derselben, zum Nachtessen ging, fand der Maestro bei einem raschen Überblicke an dem Tische des Prinzen nur Gedecke für hohe Adelige, mithin keines für sich. Kaum aber hatte sein Adlerblick dies gewahrt, fuhr er auf, sagte einige Derbheiten, nahm seinen Hut und ging.

Einige Tage später gab Prinz Louis Ferdinand ein Mittagessen, wozu ein Teil dieser Gesellschaft, namentlich aber auch Beethoven und die alte Gräfin gebeten waren. Als man sich nun zu Tische setzte, wurde die Gräfin auf die eine, Beethoven auf die andere Seite des Prinzen gewiesen, eine Auszeichnung, die ihn alsbald versöhnte, und deren er stets mit freudigem Selbstbewußtsein gedachte.***)

Daß ein solches originelles Wesen, daß solche ganz ungewöhnliche Auszeichnungen, daß seine großartigen, ihre eigene Bahn sich brechenden Tonschöpfungen Beethoven eine Masse Neider und Feinde erwecken mußten, ist wohl natürlich. Im In- und Auslande ertönte es daher von allen Seiten — namentlich

*) Schindler: S. 98. Marx: Beethoven. II. Tl. S. 158.
**) Wegeler und Ries: S. 110.
***) Historisch. Wegeler und Ries: S. 111.

nachdem seine A-dur-Symphonie wiederholt aufgeführt und in der Welt verbreitet worden war: — „Nun haben die Extravaganzen dieses Genies das non plus ultra erreicht, und Beethoven ist für das Irrenhaus völlig reif!“ *)

Der Meister aber lächelte nur über solche Urteile und folgte ruhig dem Flügelschlage seines Genius! All den Schicksalsschlägen, die seinen Nacken so furchtbar trafen, mit der unbeugsamen Kraft einer großen Seele entgegentretend, komponierte der Unermüdliche jetzt seine „Schottischen Lieder“. Aber die jugendliche Glut seines Herzens war auch keineswegs erloschen; noch begeisterte ihn die Liebe wie die Kunst. Es glühte ja fortwährend da innen die alte, schöne, edle Neigung, wenn auch seit lange die Asche zerstörter Hoffnungen sie verdeckte. Ludwig van Beethovens Herz schlug noch immer für Julie Guicciardi, trotzdem, daß sein argwöhnisches, leidenschaftliches, reizbares Wesen der Gräfin Gallenberg zürnte. „Sie hat nicht den Mut gehabt, mit der vollen Entschiedenheit und Kraft einer großen Seele für ihre Liebe einzutreten!“ war sein ewiger Refrain, war die finstere Zauberformel, mit der er stets den düsteren, seinen Himmel verdeckenden Wolkenschleier wieder heraufbeschwor, so oft der goldene Sonnenstrahl der alten, schönen beglückenden Neigung durchbrechen wollte. Seine Ansichten von Liebe, Treue und Opferfähigkeit standen dabei so groß, so ideal vor seiner Seele, daß sie sich nie und nirgends dem praktischen Leben anpassen konnten. Was waren für ihn, den frei und selbständig dastehenden, durchaus genialen Menschen, Schranken der Konvenienz? Aber er bedachte nicht, daß die Hindernisse, die ihm Maulwurfshügel dünkten, sich für Julien — in ihrer Stellung und in ihren Verhältnissen — zu einer sie umschließenden Alpenkette gestalten mußten. Eben, weil er fühlte, daß er Julien mit der ganzen vollen Glut einer tiefen Seele fort und fort liebe, statt daß er sie — wie er sich einredete — jetzt hassen müsse, haßte er diese Liebe und suchte sie zu unterdrücken. Darum auch blieb Juliens Schreiben, nach ihrer Heimkehr aus Italien, unbeantwortet — darum unterdrückte er sogar die günstige und glückliche Stimmung wieder, die der, aus Juliens Hand ihm zugeworfene Lorbeerkranz auf kurze Zeit in ihm hervorgerufen. Wohl hatte ihm ihr schönes, bleiches, von Thränen überflutetes Antlitz damals gesagt: sie liebt dich noch, ja sie duldet — ein Opfer äußerer Verhältnisse — für

*) Schindler: S. 99.

diese Liebe! — — Der Gedanke: nein! sie war zu schwach, die alten Standesvorurteile zu überwinden! . . . zu schwach, einer glänzenden Zukunft um Deinetwillen zu entsagen! — erkaltete sein Herz aufs neue.

So ist der Mensch oft thöricht! — Wir spotten über den Unsinn indischer Fakire und christlicher Anachoreten, die büßend mit selbstgeschaffenen Qualen den eigenen Körper martern; aber wir denken nicht an die geistige Folterbank, auf die Vorurteile, Leidenschaften und verkehrte Lebensansichten so oft unsere Seele spannen.

Und müßte dieser ewige Kampf zwischen auflodernder und unterdrückter Liebe, zwischen Sehnsucht nach dem alten glücklichen Verhältnisse und dem peinlich niederdrückenden Gefühle des gegenwärtigen, für Beethoven nicht beständig eine Quelle trüber Stimmung, wirklicher Qualen sein?

Der anbrechende Frühling sollte ihn — durch einen Ausflug in Gottes schöne, freie, weite Welt — wenigstens um einen Teil dieser Last erleichtern. Es konnte ja zugleich so viel anderes Unangenehme damit zeitweise abgeschüttelt werden: die Bevormundung der Brüder, die jetzt geradezu ein vollständiges Plünderungssystem, ihm gegenüber, behaupteten, und dann die unerträgliche Pein häuslicher Sorgen, die bei dem ewigen Dienstbotenwechsel selbst den stärksten Geist zur Verzweiflung hätte führen können.

Stand denn nicht in seinem, von seiner eigenen Hand geführten Tagebuche:

Den 31. Januar: der Haushälterin aufgesagt.

Den 15. Februar: die Küchenmagd eingetreten.

Den 8. März: hat die Küchenmagd mit 14 Tagen aufgesagt.

Den 22. März: ist die neue Haushälterin eingetreten.

Den 1. April: derselben aufgesagt.

Den 17. April: die Küchenmagd eingetreten.

Den 16. Mai: dem Küchenmädchen aufgesagt.

Den 19. Mai: die Küchenmagd ausgetreten.

Den 30. Mai: die Frau eingetreten.

Den 1. Juli: die Küchenmagd eingetreten.

Den 28. Juli: abends: ist die Küchenmagd entflohen.

Den 30. Juli: ist die Frau von Unter-Döbling eingetreten.

Die vier bösen Tage, 10., 11., 12., 13. August in Lerchenfeld gegessen.

Am 28. der Monat von der Frau aus.
Am 6. September: ist das Mädchen eingetreten.
Am 22. Oktober: das Mädchen ausgetreten.
Am 12. Dezember: das Küchenmädchen eingetreten.
Am 18. Dezember: dem Küchenmädchen aufgesagt.
Am 27. Dezember: das neue Stubenmädchen eingetreten.*)

Lag in solchen häuslichen Verwirrungen nicht schon allein eine ganze Hölle von Sorgen, Ärger und Qualen, die den ruhigsten Menschen bis an das Ende der Welt hätten treiben können?!

Und doch war für Ludwig auch damit das Maß noch nicht voll: er sah seinen Bruder Karl auch noch augenscheinlich an einer Lungensucht dahinwelken; sah dessen schöne, aber unbedachte Frau sich mit immer größerer Ungebundenheit dem Leichtsinn in die Arme werfen; — sah das Kind beider, einen hoffnungsvollen lieblichen Knaben, dem Verderben immer entschiedener entgegengeführt!

Wie oft rief der Arme daher, wenn er in schweren Stunden diesen Komplex von Mißgeschicken überdachte: — „Herr, du mein Gott, laß Herz und Geist nur einmal auf kurze Zeit von all dieser Erdennot los werden!"

Aber es wollte nicht gehen und wollte sich nicht machen. Und wenn er auch einmal hoffte, frei zu werden, und wenn er auch einmal dachte, so viel Geld zusammen zu haben, um eine größere Reise — etwa nach Bonn zu seinem alten lieben Freunde Wegeler, oder gar nach England — zu machen, dann kamen die Brüder wieder und nahmen ihm ab, was er hatte. Und er konnte doch den armen, leidenden Karl nicht auch noch unter Sorgen untergehen — konnte Johann, der jetzt seine Apotheke ver- und ein Gut angekauft hatte, in dieser Lage unberücksichtigt lassen?

Da saß denn Ludwig oft — selbst von dem Notwendigsten entblößt — und schrieb, wie er sich auszudrücken pflegte: „Noten in Nöten!"**)

Karl lebte — seinem Leiden zum Trotz — flott und fröhlich; Bruder Johann, der neue Gutsbesitzer, schaffte sich eine Equipage an,***) und Ludwig van Beethoven — der große Ludwig van Beethoven — vor dessen genialen Schöpfungen die

*) Historisch.
**) Historisch.
***) Thatsache.

Welt sich beugte . . . war einsam, verlassen, taub . . . und . . . schrieb „Noten in Nöten!“

Wie mancher wäre hier untergegangen oder erlegen; bei Beethoven war in solchen Lagen gerade das Gegenteil der Fall: die Energie des Willens verdoppelte dann bei ihm die Kräfte und erleichterte ihm alle Entbehrungen und Aufopferungen. Aber diese Energie des Willens fand eben auch fort und fort Nahrung und Stütze in den ihn begeisternden Ideen. Dennoch gab es auch Momente, die selbst diesen gewaltigen Geist im Übermaße seiner Leiden bis zu dem Aufschrei der Verzweiflung niederzudrücken vermochten, und . . . solch' ein Moment . . . ging eben an Ludwig van Beethoven vorüber

Von Thompson in Edinburgh, für dessen Musikalien-Verlag Beethoven seine „Schottischen Lieder“ geschrieben hatte, war vor wenigen Tagen das Honorar eingegangen, und da der Frühling mit seiner ganzen Pracht die Erde überdeckte, das Wetter wunderschön war, und Beethovens Sehnsucht nach einem größeren Ausfluge den Höhepunkt erreicht hatte . . . entschloß er sich kurz zu einer Reise nach Bonn.

Ludwig freute sich wie ein Kind auf diesen Ausflug: er sollte ja einmal auf einige Zeit all' dem Mißgeschick entrinnen, das ihn in Wien wie mit eisernen Ketten an die Scholle fesselte; — sollte die liebe Heimat, das herrliche Rheinthal, seinen Wegeler und dessen Frau, Eleonore von Breuning, wiedersehen.

Stephan von Breuning hatte auch bereits des Freundes Entschluß in der Vaterstadt angemeldet und Ludwig die nötigen Vorkehrungen zur Reise getroffen, als Bruder Karl — der jetzt ohnedem ungemein abgezehrt, bleich und leidend aussah — noch bleicher als gewöhnlich und mit verstörten Zügen in Ludwigs Zimmer stürzte und dem Bruder unter Brustbeklemmungen und entsetzlichem Husten verkündete, daß er morgen wegen einer Wechselschuld von Tausend Gulden, die er nicht im Stande zu zahlen sei, in den Kerker wandern müsse. Natürlich sei damit für ihn alsdann auch die Stelle als Kassierer der Nationalbank verloren und er, Frau und Kind, zu Grunde gerichtet. Das Schmählichste dabei aber sei, daß Bruder Johann den Wechsel in Händen habe und von ihm die Verfolgung ausgehe.

Ludwig war wie erstarrt; noch aber hatte er sich von seinem Staunen nicht erholt, als unglücklicherweise auch Bruder Johann eintrat und sich nun vor des Meisters Augen eine furcht-

bare Szene entspann. Die beiden Brüder, im Anfange so einig in ihren Erpressungs-Operationen gegen Ludwig, hatten sich nämlich — durch gegenseitige Habsucht und gegenseitigen Neid gestachelt — namentlich bei dem Verkauf der Apotheke so sehr über das „Mein“ und „Dein“ entzweit und verfeindet, daß ihre Bruderliebe jetzt in der That in offenen, unerbittlichen Haß übergegangen war, so daß einer den andern mit einer wahren kannibalischen Lust zu verderben suchte.

Furchtbar entlud sich daher auch dieser Haß, als sie sich jetzt bei Ludwig trafen. Freilich hörte dieser ihre gegenseitigen Verleumdungen, ihre Schmähreden, ihr Schreien, ihr Toben und Schimpfen nicht; aber er sah ihre verzerrten Gesichter, sah wie Haß, Zorn und Wut sich auf ihnen malten, . . . ja! . . . ihr Schreien mußte alle Grenzen überschreiten, denn die dadurch veranlaßten Schallwellen schlugen mit solcher Gewalt an seine leidenden Gehörwerkzeuge, daß diese ihn furchtbar zu schmerzen anfingen.

Vergebens war sein Dazwischentreten — vergebens sein Abwehren — umsonst jede Einsprache — umsonst selbst sein Flehen: doch Erbarmen mit ihm, dem ohnehin Leidenden zu haben! — Die Leidenschaftlichkeit der streitenden Brüder hatte den höchsten Grad erreicht . . . man kam zu Thätlichkeiten.

Ludwig van Beethoven hatte sich — vor Aufregung und Entsetzen über ein solches Benehmen seiner Brüder am ganzen Leibe zitternd — auf einen Stuhl geworfen und hielt, der Schmerzen wegen, seine beiden Ohren mit beiden Händen zu. Als Johann aber jetzt nach einem Stuhle griff, und Karl Miene machte, dasselbe zu thun, war das Maß voll. Wie ein zürnender Gott emporspringend und mit seiner ganzen athletischen Kraft beide ergreifend und auseinanderreißend, rief er:

„Jetzt ist es genug! — Steht hier Kain gegen Kain? — Kann euch das Unglück eures Bruders nicht so viel Gefühl und Achtung einflößen, daß ihr, das einzige, was er noch hat, seine Ruhe und Einsamkeit, den Frieden des Jammereckchens, in dem er sein Elend verbirgt — ehrt und erhaltet?! Soll ich vielleicht, nach dem, was ich eben gesehen, auch noch Zeuge eines Brudermordes sein?! — Kein Wort mehr hier! — keine Bewegung! — kein Zucken der Augen!“

Und er eilte nach seinem Schreibtische, nahm aus dessen Schublade zwei Rollen — jede mit fünfhundert Gulden — warf sie auf den Tisch und rief:

„Da habt ihr, was ich besitze, bis auf den letzten Pfennig! . . . meinen Unterhalt für die nächste Zeit . . . mein Reisegeld . . . meine Hoffnungen und mein Glück. Jetzt den Wechsel und . . .“

Er konnte vor Erregung nicht weiter sprechen; aber er riß Johann das unselige Papier — das dieser vorhin hervorgeholt, um es Ludwig zu zeigen — aus der Hand, zerriß es in kleine Stückchen und warf sie Johann vor die Füße; . . . dann nahm er seinen Hut und stürzte davon. — —

Es waren bereits Stunden vergangen, und Ludwig van Beethoven wußte nicht, wo er sich befand. Von dem Furchtbaren, was er eben erlebt, betäubt, war er fortgerannt von zu Hause, fort aus der Stadt, fort aus der nächsten Umgebung . . . fort! . . . fort! . . . o! hätte ihn doch dies fort auch aus der Welt geführt. Welt, Leben, Dasein, waren ihm zuwider, und die Gewißheit, in der nächsten Minute einer völligen Vernichtung in die Arme zu sinken, wäre ihm jetzt Seligkeit gewesen.

Sein Kopf war wüste — sein Gehirn wie ausgebrannt — in seinem Herzen aber wütete ein unnennbarer Schmerz.

Beethoven war und blieb betäubt! . . . . er vermochte keinen Gedanken zu fassen, aber er wollte es auch nicht. Willenlos, sich selbst zur Last, stürmte er dahin . . . über Wiesen, in deren jungem Grase die ersten Veilchen ihre Kelche entfalteten; durch Felder, aus deren Furchen die aufkeimenden Saaten ihre feinen hellgrünen Spitzen erhoben; an reichen, schönen Dörfern vorüber, deren Einwohner, wenn sie ihm begegneten, scheu auf die Seite traten. Was es für Dörfer waren, kam ihm nicht zum Bewußtsein; obgleich er sie alle gut kannte und in jedem einzelnen derselben wohl schon hundertmal gewesen war.

Stunden waren so vergangen, er mußte weit, weit von Wien sein, . . . er achtete es nicht. Hunger und Müdigkeit überkamen ihn, . . . er frug nichts darnach. Die Sonne neigte sich schon zum Sinken, . . . er bemerkte es kaum.

Plötzlich blieb er überrascht stehen, sich, wie aus einem Traume erwachend, umsehend. Wo war er hingeraten? — Das war nicht mehr Feld und Flur, Landstraße oder Waldung! — Alles war schön geordnet um ihn her: Kies bedeckte reinlich die Pfade, Baumgruppen und Gebüsch — wenn auch erst letzteres mit einem leichten grünen Schein bekleidet — bildeten hübsche Gruppen, zwischen welchen Statuen aus weißem Marmor hervorblickten. Und gerade eine solche Bildsäule war es ja gewesen,

die ihn aus seinen Träumen geweckt, da er, mit gesenktem Haupte einherschreitend, fast wider dieselbe gestoßen. Es war ein Amor: auf einem ziemlich hohen Piedestale knieend, prüfte er, schalkhaft lächelnd, die Spitze eines seiner Pfeile.

Beethoven wandte sich finster ab. Er wollte so wenig mehr von dem Gotte der Liebe wissen, als von den hochadeligen Herrschaften. Seit seiner Taubheit, des Fürsten Lichnowskys Tod und der Verheiratung Juliens an den Grafen Gallenberg, war ihm auch diese Lebenssphäre verödet und ließ ihn kalt . . . . und . . . einer adeligen Herrschaft mußte ja dieser Park und das etwas entfernt liegende Schloß wohl gehören.

„Fort!“ — rief er daher rasch und finster, drehte sich um, und suchte den Ausgang; . . . aber der war schwer zu finden; die Wege kreuzten sich hundertfach, und Beethoven hatte bei dem Hereintreten sowie bei dem Weiterschreiten auf die Richtung, die er nahm, nicht geachtet.

Eine gute Folge hatte dieser kleine Vorfall indeß immer. Beethoven war dadurch wenigstens aus seinem betäubten Zustande herausgerissen und durch das Suchen des Rückweges unbemerkt einer geistigen Thätigkeit wieder zugeführt worden. Dabei schien es freilich, als wolle ein neckischer Dämon seine Geduld prüfen; der Pfad, den er eingeschlagen und verfolgt, endigte mit einemmale und zwar an einem Pavillon. Er mußte also denselben Weg zurückgehen. Ärgerlich darüber, wollte Ludwig wenigstens untersuchen, ob denn gar keine Möglichkeit vorhanden sei, von dem Pavillon aus auf einen andern Weg zu gelangen; so trat er näher, und da die Thür des Gebäudes aufstand, traf sein Blick das Innere.

Aber wie fesselte ihn dieser Blick an den Boden: es war sein eigenes Brustbild, sehr schön aus weißem Marmor — unstreitig nach einer ihm bekannten Gypsbüste — gearbeitet, was er erblickte, und . . . dies Bild, in der Mitte des Hintergrundes auf einer Halbsäule ruhend, schmückte ein frischer Olivenkranz, dies schöne Sinnbild des Sieges und der Ehre.

Beethoven lächelte! . . . . ein leiser Sonnenstrahl war durch das schwarze erdrückende Gewölke gefallen, das sein Dasein heute mehr denn sonst umnachtete. Also hier gab es doch eine Seele, die ihn achtete, . . . vielleicht liebevoll seiner gedachte.

Er trat ein: wie schön, wie sinnig, wie edel war hier alles gehalten; Ludwig dünkte sich fast in einen griechischen Tempel versetzt.

Augenscheinlich bestand der Pavillon aus drei Appartements: eines zur Rechten, eines zur Linken und dem, die Mitte bildenden, Rondell. Hier aber war es, wo die Büste und vor ihr — fast wie ein Altar — ein kostbares Instrument stand. Schlanke korinthische Säulen, deren Kapitäle in reichem, zierlich geordnetem Laubwerk prangten, trugen die Kuppel, deren Oberlicht, namentlich bei dem jetzt geröteten Abendhimmel, von magischer Wirkung war. Säulen, Wände und Kuppel waren weiß und nur an den Umfassungen derselben liefen breitere oder schmälere Vergoldungen hin. Zwischen den Säulen aber standen noch, ebenfalls auf zierlich gearbeiteten Halbsäulen, die Marmorbüsten Glucks und Mozarts. Blühende Treibhausgewächse und ein reicher Flor köstlich duftender Hyazinthen füllten die Zwischenräume aus und ließen nur hie und da die hinter denselben verborgenen Divans sehen.

Es blieb Ludwig kein Zweifel: dieser Raum war ein der holden Musika geheiligter Tempel, und eine zarte sinnige Hand hatte ihn selber zu deren Hohenpriester geweiht und gekrönt.

Wie unendlich wohl that Beethoven, nach den verletzenden Härten des Tages, dieser Gedanke! Wie ein Engel der Versöhnung zog er leise in seinem Herzen ein. Es ward stiller und friedlicher in seiner Brust . . . einem Wolkenschleier gleich sank es zwischen Vergangenheit und Gegenwart . . . unwillkürlich setzte er sich an das Instrument . . . wunderbare Töne erklangen, seltsame aber großartige Kombinationen machten sich geltend, prachtvolle Melodien rauschten auf. Beethoven hörte sie nicht — und hörte sie doch; denn sie waren geboren und erklangen in seinem Geiste, ehe seine Finger die Tasten berührten und die Schwingungen der Luft sie entzückt weiter trugen.

O, wie das jetzt klagte über den Jammer der Erde, diesen niederziehenden Ballast des Geistes! . . . wie es klagend rief: „Du Ewiger dort oben, der du doch die Liebe bist, die große, die göttliche, die allumfassende Liebe, warum findet diese heilige Liebe doch so selten Raum in den Herzen deiner Menschenkinder! — Sieh'! wie sie da hassen, wo sie lieben sollten; wie sie mit rasendem Beginnen die schönsten, edelsten Blüten ihres kleinen Daseins zertreten und dann dich anklagen in wahnsinnigem Frevel. Und ach!" — seufzten die Töne jetzt auf — „was ist denn dies Leben? Es ist das Licht eines Blitzstrahles in der ungeheuren Nacht, die sich vor ihm und hinter ihm ausdehnt; und was man bei dem Schimmer dieses schnell verschwindenden Lichtes wahr-

nimmt, ist aus Finsternis und Helle, aus kleinen Freuden und unendlichen Schmerzen wunderlich gemischt!

Und das Spiel des großen Meisters ward immer bewegter und auch aus ihm schrie ein solch' gewaltiger unendlicher Schmerz auf . . . . und es rief: „Taub! . . . . taub! . . . . ein Musiker, der keinen Ton Musik hört . . . . ein Mensch, der ausgestoßen aus der Gesellschaft, ... der verlacht, verkannt, betrogen und geflohen wird — den man für seine Liebe plündert und mit Füßen tritt, ... der einsam, ... allein! allein! und immer allein umherirrt! . . . . und das ist mein Los . . . . ein Lebender in Grabesnacht und Grabeseinsamkeit versenkt!"

Wie da der Schmerz in den Tönen wühlte, wie er sich wild aufbäumte und doch auch wieder sich ausweinte in tief ergreifenden Klängen.

Aber es weinten auch jetzt hier noch zwei schöne Augen. Gleich nachdem Beethoven zu spielen begonnen, war ja eine hohe Frauengestalt überrascht und sichtlich erschrocken aus einem der Nebenzimmer hereingetreten. Der Ausdruck ihres bleichen aber reizenden Gesichtes sagte dabei: „Gerechter Gott! das kann nur er, . . . das kann nur Beethoven sein!" — — und wie sie ihn sah, deckte Purpur ihre Züge.

Es war Julie Guicciardi, jetzige Gräfin Gallenberg. Beethoven hatte unbewußt das Gut ihres Mannes . . . . und in ihm den Pavillon betreten, der Juliens Heiligtum, ihren kleinen Tempel der Musik und ihre daran stoßende Bibliothek umschloß.

Welch' wunderbares Zusammentreffen! Julie hatte den Meister seit jenem großen Beethoven-Konzerte nicht mehr gesehen; — hatte ihn seit ihrer Verlobung nicht mehr gesprochen; — dennoch liebte und verehrte sie ihn noch mit der alten Glut, wenn auch ihr Pflichtgefühl ihr geboten, sich nicht einmal mehr schriftlich an den Meister zu wenden. Es war ein Riesenentschluß, den sie gefaßt, denn sie mußte sich verkannt, verachtet glauben; — es gehörte die ganze Kraft eines großen, edlen, weiblichen Charakters dazu, denn in diesem pflichttreuen Zurücktreten lag nicht nur die Entsagung auf die ganze ideale Welt, die sie einst beglückt, sondern auch, wie sie wohl erkannte, eine Grausamkeit für den teuren, so unendlich unglücklichen Mann!

Und sollte Julie da die Sprache der Töne nicht verstehen, in welcher sich jetzt sein, von tausend Wunden blutendes Herz

kund gab? Sollte das ihre nicht all die Qualen mit empfinden, die sein wunderbar ergreifendes Spiel ihr jetzt, wie ebensoviel Vorwürfe hinzählte?

Julie brach fast in sich zusammen. Pflicht und Liebe, weibliches Zartgefühl und Mitleid rangen einen furchtbaren Kampf in ihr. Ihr Herz pochte, daß sie die Hand krampfhaft darauf drücken mußte, ihr Busen drohte den Atlas ihres Kleides zu zersprengen, so gewaltig stürmte er auf und nieder. Thränen der Freude und des Schmerzes rannen dabei über ihre Wangen. Das Schicksal hatte ihr ja den unglücklichen Freund wunderbar wieder zugeführt.

Denn daß Beethoven hier nicht mit Absicht hergekommen sei, mußte in ihr, die sie diesen stolzen und starren Charakter kannte, durch und durch kannte, feststehen. Aber eben deshalb zitterte sie auch in Furcht dem Augenblicke entgegen, da Beethoven sie entdecken werde. O es war ja möglich, daß er dann aufsprang . . . ihr treues Herz zurückstieß und — ohne es auch nur zu einer Erklärung kommen lassen — wieder hinausstürmte, . . . hinaus in den Abend und die einbrechende Nacht.

Aber nein! — klang denn sein Spiel jetzt nicht so mild, so weich, als rufe es der ganzen Welt ein Vergessen und Vergeben zu? . . . Und . . . was ist das?

„O mein Gott!" — lispelte Julie, und schlug die Hände wie betend auf der Brust zusammen — „das ist die Sonate, die er einst mir gewidmet, ... die er in den schönsten, glücklichsten Zeiten unserer Liebe an meiner Seite komponierte! . . . Er denkt also in dieser Minute meiner! . . . er denkt unserer Liebe! . . . er liebt mich noch!"

Und Thränen der seligsten Erinnerung, der seligsten Erhebung, rannen über ihre Wangen. Da konnte sich Julie nicht mehr halten und mit dem Ausrufe: — „Mein Freund! mein armer teurer Freund!" — sank sie zu seinen Füßen und drückte ihr von Thränen überflutetes Gesicht auf seine Kniee.

Beethoven fuhr überrascht auf; er begriff in dem Augenblicke, wo er war . . . . aber eben dies „wo er war" . . . . Ort, Büste, Olivenkranz sagte ihm auch: „Da siehst du es ja, wie sie dich noch liebt und den heiligen Kultus ihrer Liebe in treuem Herzen pflegt!"

Und er zog Julien sanft empor, schaute sie mit seinen Augen voll unergründlicher Tiefe der Empfindung liebevoll an und sagte leise:

„Julie, meine Julie! Wenn auch das Genie der Paria der modernen Gesellschaft ist, der Du angehörst .... ich weiß es jetzt, Dein Herz läßt nicht von mir!“

Und als er dies sagte, war es, als ob auf dieser Stirne, dem Sitze majestätischer Schöpferkraft — eine Krone blitze! — — —

In diesem Augenblicke wandte sich eine männliche Gestalt, die bisher durch die Glasthüre des Einganges geschaut hatte, mit finsterer, zorniger Miene ab, und ging stürmischen Schrittes dem Schlosse zu ... es war ... Graf Gallenberg.

Zweite Abteilung.

In Himmelsglanz und Erdendunkel.

Schlag auf Schlag.

„Ach Gott! ach du lieber grundgütiger Gott! — rief eben, bei einem furchtbaren Donnerschlage, Frau Streng, die alte Haushälterin Herrn Ludwig van Beethovens. Die gute Frau hielt sich dabei erst mit beiden Händen die Ohren zu, dann aber, als der Donner zu rollen aufgehört, schlug sie andächtig ein Kreuz, knixte und bespritzte sich mit ein paar Tropfen Weihwasser, das sie mit dem eingetauchten Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand ans einem, in der Ecke des Zimmers hängenden Weihwasserkesselchen holte.

„Ach! du lieber grundgütiger Gott!“ — wiederholte sie jetzt und ihre scheuen Blicke richteten sich nach dem Himmel, der durch Nacht und Gewitterwolken doppelt schwarz auf die Erde herabblickte. — „Ist das ein furchtbares Wetter! Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag! . . . . und unser armer Herr ist noch nicht zu Hause!“

„Nun!“ — entgegnete ein bleicher, kränklich aussehender Mann, der mit unterschlagenen Beinen auf einem Tische saß und schneiderte. — „Er wird noch bei der Frau Baronin von Erdmann in seiner musikalischen Boa sein, wie er das Ding nennt.“

„Stoa!“ — verbesserte die Frau mit dem Ausdruck höheren Wissens. — „Boa ist eine Schlange und Stoa ist bei den alten Kriegern eine Akademie gewesen.“

„Bei wem?“ — rief der Schneider, indem er bei dem Ausziehen des Fadens aufschaute, und ein stolzes Lächeln spielte jetzt um seinen Mund. — Bei wem?“

„Bei den alten Kriegern!“

„Pah!“ — rief der Mann mit der Nadel, lachend — „bei den alten Griechen.“

„Was liegt mir daran: Krieger oder Griechen!“ entgegnete Frau Streng verletzt. „Es heißt eben Stoa und nicht Boa!“

„Ich glaubs ja schon!“ — sagte begütigend der Schneider — „aber, liebe Frau Schnaps, wo hat Sie denn diese Weisheit her?“

Aber jetzt zuckte und wetterte auch etwas in dem faltenreichen Gesichte der Frau: — „Ich heiße nicht Frau Schnaps, sondern Frau Streng!“ — rief sie und ein höchst bedenklicher Zornausbruch schien nahe. — „Nur unser Herr darf mich Frau Schnaps nennen, weil ihm das Spaß macht; wenn aber Er sein ungewaschenes Maul aufthut, dann sagt Er zu mir, als einer ehrbaren Person, Frau Streng!“

„Nun, sei Sie nur nicht gleich böse, Frau Streng!“ — entgegnete der Schneider, die letzten Worte stark betonend — „es war ja nicht so schlimm gemeint.“

„Ei, was!“ — polterte die Haushälterin fort . . . . aber plötzlich stieß sie einen lauten Schrei aus, fiel auf die Kniee, bückte den Kopf bis nahe zur Erde und hielt sich abermals die Ohren zu.

Ein furchtbarer Blitz war, wie ein Feuermeer, am Himmel hingezuckt und ein gewaltiger, nicht enden wollender Donner folgte ihm.

„Heilige Maria, Mutter Gottes!“ — sagte tiefaufatmend Frau Streng jetzt, indem sie sich zugleich mühsam erhob. — „Solch' ein Wetter hab' ich, weiß Gott, noch nicht erlebt.“

„Und das will viel sagen!“ — meinte der Schneider.

„Nun!“ — rief die Haushälterin mit einem verächtlichen Blick auf die dürre Mannsgestalt. — „Er ist eben auch kein Jüngling mehr!“

Der Schneider schien indessen keine Lust zu haben, in dieser gefährlichen Richtung weiter zu operieren. Er machte also in dem Gespräche einen Seitensprung und sagte mit soviel Liebenswürdigkeit als er aufbringen konnte: — „Aber auf die Weisheit zurückzukommen: wer, liebe Frau Streng, hat Ihnen denn gesagt, daß es Stoa und nicht Boa heißt?“

Wie ein Frühlingswetter lief es bei diesem Tone und dem „Ihnen“, mit dem sie angeredet worden war, über die Züge der Alten. — „Ei!“ — entgegnete sie daher ebenfalls milder, das hat mir der Herr von Schindler, der Freund und Schüler des Herrn gesagt.“

Aber schon wieder zuckte ein Blitz und rollte ein Donner, daß die Alte aufschrie und die Ohren zuhielt.

„Wenn nur der Herr zu Hause wäre!“ — klagte sie — „dann würde ich mich in mein Bett legen und den Kopf unter die Kissen vergraben. Ach, und du meine Güte, wie der Regen vom Himmel gießt und schüttet.“

Der Schneider hatte jetzt seine Arbeit bei Seite gelegt, putzte das Licht und sagte:

„Ich sollte doch am Ende dem Herrn einen Regenschirm bringen.“

„Aber wohin?“

„Nun, zur Baronin.“

„Ei was! es ist ja heute Mittwoch.“

„Richtig! . . . und die Boa . . . ich wollte sagen die Stoa findet nur jeden Sonntag statt.“

„Und in den Morgenstunden.“

„Aber wo ihn dann finden?“

Die Haushälterin zuckte bedenklich mit den Achseln.

„Vielleicht im Blumenstock?“

„Dafür ist es zu spät. Schlag acht Uhr hat er dort seine Pfeife ausgeraucht, sein Glas Bier getrunken und die Augsburger gelesen.“

„Am Ende ist er bei Herrn von Schindler?“

„Das wäre möglich!“ — sagte Frau Streng nachdenklich. — „Es ist doch eine treue Seele, der Herr von Schindler!“ — fuhr sie dann gutmütig fort — „hält fast allein, so jung er auch noch ist, mit dem armen Herrn aus. Hat ihn aber auch schon vor Jahr und Tag, da er noch Akademiker war, so verehrt, daß er alle Tage dem Herrn van Beethoven aufpaßte, um ihn nur grüßen, oder einen Blick, einen Druck der Hand von ihm zu empfangen. Später kam er dem Herrn näher und dann waren Spaziergänge mit diesem sein Höchstes.“

„Woher hat denn das alles die Frau Streng erfahren?“

„Ich war zufällig einmal gerade im Zimmer unseres Herrn, als Herr von Schindler es selbst erwähnte und seitdem hat er unsern Herrn auch nicht mehr verlassen. Ja! ja!“ — wieder=

holte die Frau mit scharfer und bestimmter Betonung — „er ist der einzige, der außer mir in Liebe und Treue aushält . . .“

„Und ich?“ — frug der Schneider.

„Nun — für den Augenblick — Er auch. Aber selbst der Hofrat von Breuning, der den Herrn doch länger kennt und ein Jugendfreund von ihm ist, läßt sich wenig mehr sehen.“

„Liebe Frau Streng!“ — versetzte Kugler, denn so hieß der Schneider, der zugleich Beethovens Diener war, — es ist aber auch alle Maßen schwer, mit dem Herrn auszukommen.“

„Als ob ich das nicht wüßte!“ — entgegnete die Haushälterin, die zu ihrer großen Beruhigung bemerkte, daß sich das Gewitter allmählich verzog, obgleich der Regen noch in Strömen herabgoß. „Freilich!“ — fuhr sie dann mit Selbstbewußtsein fort — „giebt es wohl auch niemand, der den armen tauben Herrn so redlich schätzt und liebt, wie ich, und sich daher auch alles von ihm gefallen läßt. Wohl hundertmal hat er mich schon fortgejagt . . . bin ich gegangen? . . . oder wenn ich ging? . . . bin ich nicht immer auf der Stelle wiedergekommen, wenn er einsah, daß er mit niemanden anderes fertig werden könne?“

„Allerdings . . .“ sagte der Schneider gedehnt.

„Nun?!“ — rief Frau Streng heftig, indem sie sich rasch und mit gerötetem Gesichte Kugler zuwandte — „warum dies ellenlange allerdings?“

„Ei! . . .“

„Heraus mit der Farbe!“

„Ich meine nur, daß sich die gute Frau Streng eben nicht schlecht dabei stehe.“

„Wie so?“

„Weil ihr der Herr, so oft er sie gekränkt oder gar fortgejagt, ein reichliches Schmerzensgeld bezahlt hat.“

„So!“ — rief hier die Haushälterin und hielt dies „So“ wenigstens einige Sekunden lang an, während sie beide Arme in die Seite stemmte. — „Und da meint Er wohl, ich mache eine Profession aus dem Zanken und Fortlaufen, um mich an dem armen Herrn reich zu stehlen?“

„Das hab' ich nicht gesagt.“

„Aber gedacht!“

„Auch nicht!“ Ich meinte nur, . . . man könne sich dabei manches gefallen lassen.“

Frau Streng kehrte dem Schneider hier mit einem Blicke tiefer Verachtung den Rücken und machte Anstalt, das Zimmer zu

verlassen. Aber Kugler, der von seinem Schneidertische bereits heruntergesprungen war, trat ihr in den Weg.

„Schon wieder beleidigt?“ — sagte er dann. — „Liebe Frau Streng, nehmen Sie es mir nicht übel, mit Ihnen ist es so schwer zu leben, als mit Herrn van Beethoven.“

„Wenn Er schlecht von mir denkt . . .“

„Als ob eine Schlechtigkeit darin läge, Geschenktes sparsam zurückzulegen.“

„Und wenn ich mir diese Schmerzensgelder nun auch sorgsam spare, weiß Er dann, für wen ich das thue?“

„Nun, für die Zukunft.“

„Für wessen Zukunft?“

„Doch wohl für Ihre Zukunft, Frau Streng.“

„Mit nichten!“ — rief die Haushälterin. Dann trat sie dicht zu Kugler heran, legte ihre rechte Hand auf dessen Schulter und sagte leise nach seinem Ohre geneigt:

„Ich lege diese Schmerzensgelder bis auf den letzten Pfennig zurück, damit ich für unseren guten, armen Herrn etwas habe, wenn ihm hie und da das Geld ausgeht, oder sein Bruder Johann ihn plündert, oder die Kosten für seinen Neffen den letzten Kreuzer aufzehren.“

„Und wie die Frau dies sagte, leuchteten ihre Augen in schöner Freude auf und eine Thräne glänzte in ihnen.

Kugler war fast selbst gerührt: „Na!“ — rief er — „das ist schön von Ihnen, Frau Streng; da hab' ich alle Achtung! Will auch nicht mehr Frau Schnaps zu Ihnen sagen! . . . . und“ — setzte er fast verschämt hinzu — „wenn der Herr auch mir wieder einmal Schmerzensgelder zahlt, leg' ich sie zu den Ihrigen.“

„Schön!“ — sagte die Alte. — „Ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann!“ — und sie streckte die Hand aus, in die Kugler freudig einschlug.

Beide gingen jetzt zugleich nach dem Fenster und schauten hinaus. Das Gewitter hatte sich ausgetobt, aber es regnete noch immer mit voller Gewalt.

„Wie mich das ängstigt!“ — hub Frau Streng jetzt wieder an. — „Wenn der Herr nur nicht unterwegs ist.“

„Warum nicht gar.“

„Als ob das das erstemal sein würde, daß er in der Nacht von einem stundenlangen Spaziergange nach Hause käme.“

„Wenn er unterwegs war, sah er das Gewitter kommen.“

„Kugler!“ — rief die Alte — „was schwatzt Ihr! Ist denn der Herr jetzt nicht fast immer mit seinen Gedanken ganz abwesend? Hören kann er leider nichts und sehen thut er auch nichts, weil sein Geist in der Musik vergraben ist.

„Ja, das ist wahr!“ — meinte der Diener. — „Kommt mir's doch oft vor, als lebte der Herr van Beethoven nur halb auf dieser Welt. Ich hab' einmal ein Märchen gekannt, da stahl eine Fee einem hübschen jungen Prinzen seine Seele und nun wandelte der arme Königssohn wohl auf der Welt herum, aber das war nur sein Körper, seine Seele lebte bei der bösen Fee, die ihn liebte und Geist und Herz nicht von sich ließ.“

„Na!“ — meinte die Haushälterin — „das Märchen paßt ziemlich auf den Herrn; nur daß seine Fee eben die Musik ist. Ich hätte nichts dagegen, wenn nur nicht so viele böse Geschichten daraus entstünden.“

„Was denn? daß er alle Morgen sein Schlafzimmer bei dem Waschen überschwemmt? . . . alte Geschichte.“

„Alte Geschichte! allerdings! Aber heute hat uns der Hausherr wieder gekündigt. Jetzt ziehen wir in diesem Jahre zum sechstenmale aus einer Wohnung in eine andere. Und was thut der Herr gestern früh, als Ihr den Ausgang besorgtet? Er will schreiben und dafür den Tisch frei haben, vergißt aber — in seine Gedanken verloren — daß er das Tintenfaß schon bereit gestellt hat. Ein Strich mit der Hand über den Tisch . . . die Bücher und Papiere fliegen auf die Erde . . . und das Tintenfaß über den schönen englischen Flügel.“

„Auch gut!“ — sagte Kugler.

„Den Abend“ — fuhr die Haushälterin im Eifer fort — „durchdringt Rauch die ganze Wohnung. Ich sehe überall nach . . . 's ist weder hier noch in der Küche Feuer . . . da kleff' ich die Thüre des Wohnzimmers und . . . . Gott sei mir gnädig! der Herr sitzt und komponiert ganz ruhig und dicht neben ihm schlägt die Flamme lichterloh auf.“

„Drum riecht's heute den ganzen Tag so verbrannt! Aber wo kam denn das Feuer her?“

„Der Herr hatte in Gedanken den brennenden Fidibus, mit dem er, um besser zu sehen, ein zweites Licht angezündet, in den Papierkorb geworfen.“

„Schöne Geschichte!“ — meinte Kugler — „da können wir einmal alle mit verbrennen. Aber . . . die Frau Streng hat vorhin des Neffen erwähnt, dessen Erziehung dem Herrn so viel

Geld kostet, ... wie hängt denn das Ding zusammen, ... der hat ja doch noch eine Mutter am Leben."

Die Haushälterin wiegte bei dieser Frage bedenklich den Kopf. — „Das ist eine böse, böse Geschichte!" — sagte sie dann — „die unserem armen Herrn gar schon viel Leid verursacht hat."

„Und darf man sie nicht erfahren?"

„Ich spreche ungern davon."

„Aber es ist doch wohl besser" — meinte Kugler pfiffig — „ich erfahre sie wahrheitsgetreu aus dem Munde der Frau Streng, als entstellt und mit Unwahrheiten untermischt, von anderen Leuten."

„Das ist allerdings richtig!" — meinte die Haushälterin, und da das Gewitter zurückgekommen oder ein anderes heranzuziehen schien — es blitzte und donnerte wieder stärker — kam ihr eine ferne Unterhaltung mit Kugler um so willkommener, als sie dadurch Blitz und Donner weniger zu hören und zu sehen hoffte.

„Meinetwegen!" — sagte sie daher, mit einem scheuen Blick durch das Fenster — „aber ich will mein Spinnrad nehmen."

„Und ich eine Pfeife anzünden!" — sagte Kugler.

Beides geschah und als Frau Streng und der Schneider saßen, hub die erstere an:

„Es sind wohl jetzt gerade fünf Jahre, als der eine Bruder unseres Herrn an der Lungensucht starb."

„Hieß der nicht Karl?"

„Ja! und war Kassierer an der Nationalbank."

„Reich?"

„Gewiß!" — versetzte die Haushälterin bitter — „aber an Schulden."

„Schulden!" — wiederholte Kugler nachdenklich und schüttelte, in Erinnerung an die eigenen, den Kopf. — „Schulden sind immer ein böses Ding."

„Und doch hinterließ der Herr Karl noch zwei schlimmere Sachen!" — meinte Frau Streng.

„Und was war das?"

„Eine leichtsinnige Frau und einen achtjährigen, schlecht gezogenen Sohn."

„Saubere Erbschaft."

„Da er aber in seinem Testamente seinen Bruder, unseren Herrn, gebeten hatte, die Vormundschaft über das Kind anzunehmen, und der Knabe ebenso hübsch und talentvoll war, wie die Mutter schlecht, so . . ."

„So war unser Herr gutmütig genug" — ergänzte Kugler — „und nahm die Vormundschaft an."

„Getroffen!"

„Das sieht ihm ganz ähnlich."

„Aber er übernahm nicht nur die Vormundschaft, nein, . . . er nahm den Neffen auch gleich an Kindesstatt an und daraus entstand all' das Unheil!"

„So geht's, wenn man zu gut ist!" — meinte Kugler.

„Freilich!" — versetzte Frau Streng mit ihrer bestimmten Art; — „der Mann hatte doch wahrlich schon genug mit sich selbst zu schaffen! . . . Aber . . . hört nur weiter; es ist sonderbar, von jener Zeit an kam das Unglück Schlag auf Schlag.

Aber auch draußen fiel eben zum neuen Entsetzen der guten, laut aufschreienden Frau Streng, ein furchtbarer Donnerschlag, der in langem Rollen über den Dächern verhallte.

Kugler war selbst blaß geworden und hatte sich vor Blitz und Schlag geduckt, als fürchte er getroffen zu werden; jetzt aber nahm er, sich seines Schreckens schämend, all' seine Kourage zusammen und sagte:

„S' ist nichts, Frau Streng!"

Aber die Haushälterin war eine vorsichtige Frau: einige „Vater unser" und „Gegrüßest sei'st du Maria" leise vor sich hinbetend, ging sie zum Spiegel, nahm ein paar geweihte Palmreiser herab und legte sie, sich wieder an das Spinnrad setzend, auf ihren Schoß. — „Wenn nur der Herr zu Hause wäre!" — seufzte sie dabei.

Aber ein: „Also weiter!" — Kuglers erinnerte sie an ihre Erzählung. Sie nahm also, trotz ihres Herzklopfens, den Faden des Flachses und des Gesprächs wieder auf und sagte:

„Jetzt aber der Streit zwischen unserem Herrn und der Mutter! Die Mutter wollte ihr Kind bei sich haben; unser Herr aber bestand darauf, daß der Bube in ein Institut komme und von seiner Mutter ganz getrennt werde . . ."

„Warum denn?"

„Nun, des schlechten Lebenswandels wegen, den sie führte."

„Und was geschah?"

„Was geschah! . . . es gab einen abscheulichen, jahrelangen Prozeß, der — damit Ihrs nur wißt, Kugler, — erst jetzt vor zwei Monaten endete."

„Du lieber Himmel! mag das Geld gekostet haben."

„Geld und Zeit und Ärger!"

„Und wie ist das Ding denn ausgegangen?"

„Ei nun, nachdem der Junge während der ganzen fünf Jahre bald bei uns, bald bei der Mutter, bald in einem Institute war . . ."

„Da wird er gut geworden sein!" — fiel Kugler dazwischen.

Die Haushälterin machte eine abwehrende Handbewegung und wollte eben sagen: „ein sauberes Früchtchen, das unserem Herrn noch böse Tage machen wird!" als ein neuer Donner, fast wie eine zürnende Bestätigung ihres Gedankens, über ihren Häuptern dahinrollte.

Eine kleine Pause erfolgte, dann hub Kugler, der in dem gegenseitigen Sprechen bei dem leidigen Wetter ebenfalls eine Quelle der Ermutigung fand, wieder an:

„Aber wie ging denn der Prozeß aus?"

„Der Herr hat ihn gewonnen. Das Kind ist als sein Adoptivsohn anerkannt und draußen bei Herrn Del-Rio im Institut" — sagte die Frau. — „Aber ein Stück von seinem Leben hat ihm die Sache doch gekostet."

„Wie so?"

„Nun! einmal hat in jener Zeit der Fürst Lobkowitz bankerott gemacht, und so verlor unser armer Herr noch einmal von dem kleinen Rest der Pension, der ihm geblieben war. Und dann . . ."

„Und dann?"

Aber in diesem Augenblicke flammte ein so entsetzlicher Blitz, dem gleichzeitig ein so furchtbarer Donnerschlag folgte, daß Frau Streng unter lautem Schrei das Spinnrad umwarf und erst auf die Kniee, dann auf die Erde sank. Auch Kugler war aufgesprungen und zitterte an Arm und Bein; sein ohnehin bleiches Gesicht nahm aber die Farbe und den Ausdruck des Todes an, als sich ein schweflicher Geruch um ihn her verbreitete.

„Gott steh' uns bei!" — rief er jetzt, und das Wort starb ihm fast im Munde — „das hat eingeschlagen!"

„Ei du grundgütiger Gott!" — schrie Frau Streng, sich auf den Armen mit dem halben Leibe so rasch erhebend, als sie es vermochte: — „wo? wo? doch nicht bei uns?!"

„Sicher!" — rief Kugler, mit entsetzter Miene um sich schauend, — „riecht Sie nichts?"

„Schwefel! Schwefel!" — stöhnte die Haushälterin und lauschte atemlos, ob von der Straße her kein Feuerlärm erschalle. Aber alles blieb still, nur der Regen, der fort und fort in Strömen vom Himmel goß, schlug prasselnd an die Fenster und der Sturm

heulte wie toll durch die Straßen. Auch als Kugler sich soweit ermannt hatte, die Thüre und dann das Fenster zu öffnen, um durch beide nach auflodernden Flammen zu spähen, war alles dunkel und still. Der Schwefelgeruch in Zimmer und Haus — die übrigen Mitbewohner desselben waren auch rebellisch geworden — dauerte indessen noch geraume Zeit fort. Es mußte ein sogenannter kalter Schlag gewesen sein. Jedenfalls war er der Haushälterin dermaßen in die Glieder gefahren, daß sie an kein weiteres Gespräch mehr dachte. Sie nahm ihr altes, abgegriffenes Gebetbuch zur Hand, setzte sich in den hintersten Winkel des Zimmers und fing an Wettergebete zu beten. Zu sehen brauchte sie dabei nicht . . . sie kannte sie auswendig. Kugler ging ab und zu; er traute dem Landfrieden nicht und fürchtete noch immer, daß jeden Augenblick nachträglich Feuer ausbrechen könne.

So kam Kugler um einen wichtigen Teil dessen, was Frau Streng eben auf dem Herzen gehabt hatte und erzählen wollte. Es war die in psychologischer Beziehung merkwürdige, zugleich aber auch tief in Beethovens Wesen eingreifende Geschichte mit „van“ und „von“.

„Van“ und „Von“.

Die Sache verhielt sich wie folgt: Der Prozeß zwischen Ludwig van Beethoven und seiner Schwägerin wurde vor den adeligen Gerichtshof „das Niederösterreichische Landrecht“ gebracht, von demselben instruiert und längere Zeit verhandelt.

Die Meinung, das dem Namen Beethoven vorgesetzte „van“ bezeichne, gleich dem deutschen „von“ ein adeliges Geschlecht, schien in Österreich seit alten Zeiten angenommen; daher forderte denn auch der Gerichtshof keinen näheren Ausweis darüber. Es handelte sich ja bei diesem Prozesse nicht um ein Rechtsprinzip, nicht um Mein und Dein einer Sache, sondern Ludwig van Beethoven hatte nur den Beweis zu führen, daß seine Schwägerin ein sittenloses Weib sei, folglich auch nicht zur Erziehung ihres Sohnes tauge.

Welch' eine peinliche, welch' eine niederdrückende Aufgabe war dies aber für Beethoven, dem seit seiner frühesten Jugend nichts höher stand, als sittliche Reinheit! — Wie mußte diese Beweisführnng ihn in seinem moralischen Gefühle verletzen — ihn, dem das an Sitten und Charakter Zweideutige und Zweifelhafte an einem Menschen schon dermaßen anwiderte, daß er davon nicht sprechen hören mochte, noch weniger in seiner Nähe es duldete. Und nun! . . . in die Notwendigkeit versetzt zu sein, um einen werdenden Menschen vom sicheren Verderben zu retten, den Lebenswandel einer ihm so nahe verwandten Person vor einem Gerichtshofe zu enthüllen!*)

*) Schindler: S. 105. Marx: „Beethovens Leben und Schaffen.“ II. Tl. S. 216. Oulibicheff: Beethoven, ses critiques et ses glossateurs. S. 77.

Welch' ein entsetzlicher, welch' ein niederdrückender Gedanke: seinen in aller Welt hochgefeierten Namen, auf den er so viel hielt und mit gerechtem Stolze blickte, ... den Namen: van Beethoven öffentlich kompromittiert zu sehen; — seinen eigenen, leiblichen Bruder gewissermaßen noch im Grabe durch die Enthüllungen zu entehren, die er hier von dem Lebenswandel seiner Gattin geben mußte! Wie aufregend, wie verstimmend, wie bis in das Innerste seines Gemütes zerrüttend mußte dies doch auf einen so unendlich zart gestimmten und in sittlicher Beziehung zartfühlenden, aber eben deshalb auch äußerst empfindlichen und leicht gereizten Charakter zurückwirken!

Reizbarkeit ist ja ohnehin jedem Künstler — sei er Dichter, Musiker, Maler oder Mime — doppelt eigen; ja auf dieser Reizbarkeit seines Nervensystems basiert zum großen Teile gerade sein Künstlertum. Sie ist das weit geöffnete Thor, die Eindrücke der Außenwelt in unendlich höherem Maße aufzunehmen, als dies bei dem gewöhnlichen Menschen der Fall ist; sie ist aber auch zugleich der Schlüssel zu der gesteigerten Stimmung, die eben den Sinn für die Kunst erschließt, und, bei entsprechender Begabung, die Schöpferkraft weckt. Aber mit dem Auffassen des Schönen, Großen und Erhabenen — der Herz und Geist hinreißenden Begeisterung für dasselbe, dem eigenen Erzeugen und Schaffen, . . . muß ja diese Reizbarkeit noch unendlich gesteigert werden . . . . . und sie wird es oft bis zu der äußersten Grenze, ja über diese hinaus! Dann freilich, wenn durch Überreiz die Seele in allen Kräften und Kraftanwendungen nicht mehr wie Apollos Leier konson gestimmt ist, mißtönen die Saiten und springen nur zu leicht.

Die Aufregung Beethovens um jene Zeit war denn auch in der That eine ungeheure. Mut, Kraft, Lust und Stimmung zum Schaffen waren nahe daran, bei ihm unterzugehen; ja sie würden auch, wenigstens für lange, untergegangen sein, wenn nicht gerade eine andere Erdenpein dies verhindert hätte. „Noten in Nöten!" war hier des Schicksals unglücklich-glücklicher Ruf, der den alten Beethovenschen Geist wach rüttelte und oben erhielt. Wäre der Meister nicht gerade damals auf das äußerste gedrängt gewesen zu arbeiten, um sich und seinen Neffen, der ihm von seiten des Gerichts provisorisch übergeben wurde, zu erhalten, die Welt hätte aus jener unseligen Periode nicht ein einziges großes Werk von ihm aufzuzeigen; denn selbst die achte Symphonie war glücklicherweise vor Anfang jenes Prozesses konzepiert und teilweise ausgearbeitet.

Aber nun folgte schon wieder ein neuer Schlag, der freilich aus Beethovens eigentümlicher, so ganz und gar unpraktischer Weltanschauung hervorging.

Dem Gerichtshofe ging nämlich plötzlich eine Protestation des Grafen Pallhorst gegen die Rechtszuständigkeit dieses Prozesses vor einem adeligen Gerichte zu. Der Graf machte in seiner Protestation darauf aufmerksam: daß das Wörtchen „van“ holländischen Ursprungs sei, nach dortigen Landesgesetzen das Geschlecht nicht adelig, daß es in der Rheinprovinz, in welcher Beethoven geboren, ebenso damit gehalten werde, folglich diesem „van“ weder in Österreich, noch irgend sonst in einem Land die Bedeutung eines Adels-Prädikates beigelegt werden könne und dürfe.*)

Demzufolge wurde nun Ludwig van Beethoven von dem Gerichtshofe aufgefordert, seinen Adel zu dokumentieren.

Hier aber zeigte es sich, bis zu welcher krankhaft-nervösen Überreiztheit dieser unselige Prozeß mit seiner Schwägerin, der Bankerott des Fürsten Lobkowitz, seine Taubheit und die Not des Lebens Beethoven getrieben. Er kam über die Verweisung seines Prozesses von dem adeligen Gerichtshofe an den nicht adeligen des Wiener Stadt-Magistrates außer sich.

„Mein Adel ist hier und da!“ — rief er, auf Brust und Kopf deutend, im gerechten Vollgefühle seines inneren und künstlerischen Wertes; aber freilich auch in völliger Verkennung der einmal diese Welt regierenden praktischen Lebensverhältnisse.

Den momentanen Ausruf rechtfertigte die ganze Erscheinung Beethovens; das Beharren bei der Ansicht aber, als sei ihm damit der größte, der unverzeihlichste Schimpf angethan, — als sei diese Behandlung eine Zurücksetzung und Erniedrigung des Künstlers, konnte nur in jener erwähnten krankhaft-nervösen Überreiztheit ihre Entschuldigung finden. Lag es doch zugleich in Beethovens Leidenschaftlichkeit und seltsamem Charakter begründet, daß er nie den richtigen Mittelweg finden konnte. Fort wollte er jetzt, fort! . . . . Wien und den österreichischen Staat ganz und auf immer verlassen.

Vergebens legten ihm seine Freunde, zumal Stephan von Breuning, die Sache klar und vernünftig auseinander; der himmelstürmende Titane wollte — seinem Selbstgefühl, seiner Auffassung reinen Künstlertums und seiner idealen Weltanschauung gegenüber — nichts von kalten Vernunftschlüssen hören.

*) Schindler: S. 106.

Erst nach langem Kampfe und unerhörten Anstrengungen gelang es seinem trefflichen Rechtsbeistande, dem damaligen Hof- und Gerichts-Advokaten Dr. Bach, ihn zu beruhigen und dem Kaiserstaate zu erhalten.

Waren denn aber damit die zahllosen Unannehmlichkeiten jenes unseligen Prozesses zu Ende?

O nein! — Schlag auf Schlag folgten ja neuer Verdruß, neue Verwickelungen, neuer Zeitverlust, neue Mißstimmungen!

Der adelige Gerichtshof hatte in seinem Urteil in erster Instanz die Vormundschaft Beethovens über seinen Neffen anerkannt; . . . der Wiener Stadt-Magistrat verwarf dies Urteil jetzt und ernannte die Schwägerin Beethovens zur Vormünderin ihres Sohnes.*) Der Neffe ging abermals von einer Hand in die andere, wechselte somit auch Unterricht und Erziehungsmethode wie seine Röcke, und der Prozeß fing von neuem an. Endlich . . . nach beiläufig fünf Jahren anhaltender peinlicher Gemütsbewegung, unausgesetzter und unerquicklicher Debatten bestätigte das Appellationsgericht das erste Urteil des nieder-österreichischen Landrechts und Beethoven trug den Sieg davon.

Aber welch' ein Sieg! — — Wie tief und traurig hatte diese Zeit in Beethovens Leben eingeschnitten.

*) Der ganze Vorgang ist historisch. Schindler: S. 103—108.

Dem Irdischen entrückt.

Aber jedes Gewitter tobt sich aus! — Auch Frau Streng bemerkte zu ihrer unendlichen Beruhigung jetzt — sie hatte sämtliche Wettergebete wohl zwanzigmal hergesagt — daß die Blitze nur noch wie fernes Wetterleuchten blaß und matt am Horizonte zuckten und die Donner kaum mehr zu vernehmen waren. Selbst der Regen hatte nachgelassen und auch Kugler war völlig über den kalten Schlag beruhigt. Der Schwefelgeruch hatte sich verloren und nirgends war eine Spur von Feuer ausgekommen. Nur eins war fatal und rätselhaft: Ludwig van Beethoven war noch nicht zu Hause. Die Unruhe der guten Frau Streng stieg in das Ungeheuerliche. Sie lief alle fünf Minuten an das Fenster, öffnete es und schaute in die Dunkelheit hinaus .... Vergebens! — Sie zog also den Kopf wieder zurück, schüttelte ihn, zupfte an ihrer Haube, nahm aus der kleinen Holzdose, die sie immer bei sich führte, eine Prise Contenance und lief dann wieder zur Thüre, um die Treppe hinab zu leuchten, wobei sie stets mit ängstlichem Tone wiederholte: — „Es kann ja dem Mann etwas passiert sein!“

Das Gespräch zwischen der Haushälterin und dem mit der Kunst der Schneiderei begabten Diener hob wieder an; aber es kam nur sehr einsilbig heraus und bestand fast ganz aus gegenseitigen Verwunderungen und Angstausrufen über das rätselhafte Ausbleiben des Herrn.

Es schlug auf dem nächsten Turme zehn Uhr.

„St!“ — machte jetzt Frau Streng mit vom Lauschen angespannten Mienen und streckte den Zeigefinger der linken Hand hoch empor.

„S' ist nichts!" — sagte Kugler — „der graue Kater schleicht sich auf den Boden."

„Daß ihn der Böse . . .!" — murmelte die Haushälterin, obgleich der graue Kater sonst ihr Liebling war.

Abermals trat Pause ein. Schritte erschallten auf der Straße.

„Jetzt kommt er!" — rief die Alte und lief mit dem Licht zur Treppe.

Aber es waren ein paar Vorübergehende gewesen, die das Gewitter, der Gemütsruhe wegen, im Wirtshause abgewartet hatten.

Jetzt kehrte Frau Streng mürrisch zurück; denn die gute Frau konnte auch recht böse werden; zum Beispiel wenn man sie ärgerte, oder beleidigte, oder wenn irgend etwas in der Haushaltung verkehrt und nicht nach ihrem Kopfe ging.

„Aber er soll mir nur kommen!" — rief sie jetzt, nachdem sie das Licht wieder hingesetzt und beide Arme in die Seite gestemmt hatte, und wandte sich Kugler zu:

„Ist das eine Art, so lange auszubleiben . . . und zumal bei einem so furchtbaren Gewitter . . . . und von einem älteren Mann, der nicht einmal hört und dem also doppelt leicht in der Nacht ein Unglück zustoßen kann . . . . und daheim seine Leute sitzen zu lassen in Not und Ängsten . . . da soll ja gleich . . ."

„Aber, Frau Streng!" — unterbrach sie Kugler hier und schaute sie an, wie ein Kind, dem die Rute droht — „was wollen Sie denn mit mir, ich bin ja in aller Leiblichkeit vorhanden."

„Ach! Er ist ein Esel!" — polterte die Erzürnte. — „Hab' ich denn Ihn gemeint? Er könnte mir gestohlen werden; hat doch keine wahre Anhänglichkeit für seinen Herrn, sonst könnte er jetzt nicht so phlegmatisch . . ." Hier aber stieß plötzlich Frau Streng einen lauten Schrei aus, dem ein: „Jesus Maria! alle guten Geister loben Gott den Herrn" — folgte.

Kugler sprang entsetzt auf; aber auch er wich vor Schrecken einige Schritte zurück.

Eine gewaltige Gestalt war eingetreten, ... bleich, mit furchtbaren ernsten und harten Zügen . . . . eine wilde Energie in dem Ausdruck und doch mit träumerischem Wesen. Die Unterlippe hoch hinaufgezogen, die buschigen Augenbrauen wie in einem Strich . . . die Augen mit dem Ausdruck unergründlicher Tiefe vor sich hinstarrend, . . . durchnäßt von dem Kopfe bis zu den Füßen, ... ohne Hut . . . um die hohe majestätische Stirne aber das wilde verworrene Haar, das, von Regen triefend, in langen starren Streifen herabhing.

„Jesus Maria!“ — wiederholte jetzt die Haushälterin mit gefalteten Händen — „alle guten Geister loben Gott den Herrn! ... Ist das Ihr Geist, Herr, ... oder sind Sie es selbst!“

Ludwig van Beethoven hörte sie nicht, aber das Licht, welches ihm der an Arm und Bein zitternde Kugler jetzt entgegenhielt, schien ihn aus einem tiefen und schweren Traume zu wecken. Gedankenvoll fuhr er mit der Hand über Stirne und Gesicht... schaute dann aber sogleich deren hohle Fläche überrascht an, da er fühlte, daß sie bei diesem Streichen naß geworden.

„Was ist das?“ — sagte er dann erstaunt.

„Ei du lieber großer Gott!“ — schrie die Haushälterin — „sieht der Mann aus! ... Ei, du himmlische Güte! ... Ei, Herr Kapellmeister! .... sind ja gebadet wie eine Maus, die man ins Wasser geworfen.“

Beethoven, der nachgerade völlig zu sich gekommen, sah die Verwunderung seiner Dienerschaft nicht ohne Befremden; aber noch mehr befremdete ihn sein eigener Zustand. Jetzt fühlte er innerlich und durch Betasten mit den Händen, daß er wirklich durch und durch naß sei.

Frau Streng folgte kopfschüttelnd seinen Bewegungen.

„Ja! ja!“ — schrie sie dann — „naß von Kopf bis zur Zehe! .... Ei, du grundgütiger Gott! ... und wo ist denn der Hut?“

Da sie bei diesen Worten eine Bewegung nach dem Kopfe machte, folgte Beethoven mit der Hand.

„Der Hut?“

„Ja, der Hut!“

Der Meister sann einen Augenblick nach, dann fing er hell zu lachen an:

„So, so!“ — rief er dabei — „jetzt entsinn' ich mich auf die ganze Geschichte. Ich ging, wie gewöhnlich, spazieren, ... dachte an die große Messe, die ich eben jetzt komponiere. Da kommt mir denn Gedanke auf Gedanke ... ich notiere, simuliere ... und ... wenn ich mich recht entsinne ... überraschte mich dabei ein Gewitter ...“

„Wenn er sich recht entsinnt!“ — rief die Haushälterin und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. — „Ei, du himmlische Güte! und da kehrten Sie nicht ein?“

„Was?“ — rief Beethoven.

„Warum Sie nicht einkehrten!“ — schrie die Frau mit Leibeskräften.

„Dachte nicht daran!“ — sagte der Meister achselzuckend, indem er nach seinem Zimmer schritt.

„Und der Hut?“ — schrie die Frau Streng weiter und zeigte wieder auf den Kopf.

„Der Hut!“ — antwortete der Maestro sehr gelassen. — „Den hat, glaub' ich, der Sturm mit fortgenommen!“ — und damit machte Beethoven Anstalten, sich an seinen Schreibtisch zu setzen, um die noch nicht notierten musikalischen Gedanken, die sich in seinem Kopfe drehten, schnell auf Papier zu werfen.*)

Jetzt aber war die Geduld der guten Frau Schnaps erschöpft, und Beethoven konnte in der That in diesem Momente von Glück sagen, daß er taub sei, so wetterte die Alte über Unsinn, Tollheit und Unvernunft der Männer. Aber sie rief auch Kugler — mit einigen bezeichnenden Redensarten über sein Maulaffenfeilhalten, wenn es zu handeln gelte — herbei und packte nun mit diesem gemeinsam den gemeinsamen Herrn handgreiflich an, um ihm die nassen Kleider vom Leibe zu nehmen. Anfangs wehrte sich Beethoven und rief:

„Ist Sie des Teufels, Frau Schnaps! . . . Was soll das sein? . . . Laß Sie mich schreiben!“

Bald aber mußte er selbst über den Eifer, das zürnende Gesicht und die Mundbewegungen der Alten lachen, an welchen er auf ein Hagelwetter von Vorwürfen und Scheltworten schließen konnte.

Aber die Alte lachte diesmal nicht mit, wie sie wohl sonst von Herzen zu thun pflegte, wenn ihr armer guter Herr einmal für Augenblicke heiter wurde; heute war sie zu besorgt für ihn und seine Gesundheit.

„Und was soll's weiter? — rief jetzt Beethoven, als ihm die Alte ein trockenes Hemde brachte.

„Ins Bett soll's mit dem alten Kind!“ — rief diese zürnend und deutete auf des Meisters Lagerstätte.

„Ins Bett?“ — wiederholte Beethoven — „und mein Schreiben?“

Frau Schnaps gab keine Antwort; aber sie nahm das Licht, stellte es auf den Nachttisch, der an des Meisters Bette stand, ergriff einige Blätter unbeschriebenes Notenpapier — wie es zu Notizen immer bereit lag — und einen Bleistift und legte beides

---

*) Thatsache.

neben das Licht. Dann machte sie ein gebieterisches Zeichen nach dem Bett hin und verließ das Zimmer.

„Sie ist eine Haustyrannin, Frau Schnaps“ — rief ihr Beethoven lachend nach; aber er folgte doch, mit Hülfe Kuglers, ihrem wohlgemeinten Rate, da es ihn jetzt wirklich vor Frost schüttelte.

Kugler hatte indessen dem Meister die Beinkleider noch nicht ausgezogen, als dieser schon wieder der Erde entrückt war, und, seinen musikalischen Gedanken nachhängend, einige ihm vorschwebende Stellen des Gloria vor sich hinbrummte. Frau Streng aber machte unterdessen Feuer in der Küche und kochte mit mütterlicher Sorge einen schweißtreibenden Thee. Als sie diesen ihrem Herrn brachte, entsann sich Beethoven erst, daß er seit Mittag nichts zu sich genommen. Aber der Thee genügte ihm und da sein Körper sehr ermüdet war . . . schlief er bald ein.

Die musikalische Stoa.

Aber welch' großes, gewaltiges Meisterwerk war es denn, was um jene Zeit Ludwig van Beethoven so ganz der Erde entrückte? — — Es war die „große Messe“: dieses erhabene Riesenwerk, das er bereits im Jahre 1818 begonnen hatte und vier Jahre später, 1822, vollendete.

Erzherzog Rudolf, der erhabene Gönner und Schüler Beethovens, war zum Erzbischof von Olmütz ernannt worden. Wenn es nun auch dem Maestro, der vielen konventionellen Rücksichten wegen, die er dabei zu nehmen hatte, von jeher peinlich gewesen, demselben Unterricht zu geben — er brachte seinen durchlauchtigsten Schüler demohnerachtet zu einer bedeutenden Stufe der Ausbildung, auch war dieser der einzige, den Beethoven gleichzeitig in der Harmonielehre unterrichtete — so verband ihn doch die Achtung, die er dem kunstliebenden Prinzen, und die Dankbarkeit, die er seinem Wohlwollen zu zollen sich verpflichtet fühlte, doppelt mit jenem Sprößlinge des Kaiserhauses.

Beethoven entschloß sich daher, seiner Verehrung gegen jenen Prinzen durch die Schöpfung einer großen, für dessen Installation bestimmten Messe einen thatsächlichen Ausdruck zu geben. Hatte er doch schon ohnedem seit längerer Zeit den Drang in sich gefühlt, wieder einmal zu jenem Zweige der Tonkunst zurückzukehren,*) welcher der erhabenste, aber auch schwierigste der Musik ist.

Der Gedanke hatte, einmal gefaßt, Wurzel geschlagen und so ging der Meister mit der vollen Macht seines Geistes und seiner ganzen genialen Begabung an das Werk. Aber bei Beethoven war es eigen: er stand geistig zu hoch, als daß bei ihm

*) Beethoven hatte früher schon einmal eine Messe in C-dur komponiert.

— trotzdem daß er Katholik war — ein religiöses Bedürfnis ihn dabei begeistert hätte, wie dies bei Mozart der Fall gewesen, als er sein Requiem schrieb. Nicht eigene Gläubigkeit und nicht Hingebung an den Kirchendienst, sondern die freie schöpferische Phantasie Beethovens konnte daher einzig diese Messe hervorbringen. Was ihr dann Schwung, Seele, Tiefe und Innigkeit gab, war das eigene und eigentümliche Schauen des Tondichters selbst, durchglüht von seiner, wenn auch nicht konfessionellen, doch andachtsvollen Hingebung an den Gedanken des Ewigen.*)

Aber was das Bedeutsamste war, das große gewaltige Genie Beethovens gab sich hier, wenn er an seiner Messe komponierte, diesem Schöpfergedanken ganz hin. So fühlte er in jenen Augenblicken, was den wahren Dichter — auch jenen der Töne — macht: ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz.

Wie stolz und gewaltig schwang sich da der Adler der Sonne des Ruhmes entgegen; welch' ungeheures Werk türmte der himmelstürmende Gigant hier auf!

Gleich bei Beginn dieser neuen riesigen Arbeit schien sein ganzes Wesen eine andere Gestalt angenommen zu haben. Der energische Aufschwung des Geistes gab auch dem Körper neue Kraft und Elasticität. Beethoven, den die vorhergehenden so sorgenvollen Jahre wirklich etwas gebeugt hatten, ging nun wieder straffer. Mochte dem Künstler auch hie und da schwül ums Herz werden, er drang vorwärts. Die ganze heitere Energie, die den Grundton seines Lebens bildete, machte sich wieder nach innen und außen geltend, nur daß der, durch seine Taubheit von der Welt und dem Leben fast Abgeschnittene, ... auch Welt und äußeres Leben fast ganz unter den Füßen verlor. Beethoven befand sich zu jener Zeit in einem Zustande absoluter Erdenentrücktheit.

Abgeschlossen in sich selbst; als tauber Mann von jedem gesellschaftlichen Umgang fern gehalten; durch die Härten seines Wesens die Freunde zurückstoßend — den treuen, für ihn in heiliger Begeisterung erglühenden jungen Schindler ausgenommen — warf sich Beethoven daher jetzt, wenn ihn sein großes musikalisches Werk gerade nicht in Anspruch nahm, auf das Studium der Geschichte und der Philosophie. Sein großer gewaltiger Geist suchte nach Nahrung, nach Aufrichtung, nach Trost. Er fand

---

*) Siehe über diese Messe: Marx: „Beethovens Leben und Schaffen." II. Tl. S. 238.

dies alles in dem gewaltigen, in dem wunderbaren Epos, das die Weltgeschichte vor seinen Augen entrollte; . . . er fand es in den lichten Gedanken philosophischer Geister, — in den unwandelbaren Wahrheiten, die ihre Systeme oft bargen. Aber freilich: diese philosophischen Studien gaben den Ideen Beethovens allmählich und — ohne daß er es selbst merkte — bei der Trübheit seiner Stimmung und der Schwere seines Geschickes, eine düstere Färbung, die sich natürlich auch auf die Arbeit beim Komponieren erstreckte. Er wurde zugleich dadurch systematischer, auch in seinen Tonschöpfungen; aber auch in finsterem Trotz willkürlicher; so daß er die Schranken, in welchen er sich bis dahin gehalten, verächtlich umwarf und — den Blick in das Unendliche gerichtet — auch schaffend in das Schrankenlose griff.

Es ist wahr, dies Schrankenlose in seinen Kompositionen ward jetzt den übrigen Menschenkindern oft rätselhaft; die wild ausschweifende Genialität schreckte fast zurück; der melodische Gedanke verlor über die kühne Konstruktur an bestimmter Klarheit; die Harmonie wurde oft härter; das Streben nach neuen, überraschenden und bedeutenden Formen absichtlicher . . . aber . . . um so größer, gewaltiger und imponierender baute sich auch das Riesenwerk dieser Messe auf; voll entzückender Schönheiten und erhabener Gedanken!

Konnte es übrigens unter den gegebenen Verhältnissen anders sein, als daß sie — rückwirkend — einen mächtigen Einfluß auf die musikalische Schreibart Beethovens übten?

Und so nahm denn in der That Beethovens Schreibart von dieser Zeit jene bekannte Richtung, die seinen riesigen Meisterwerken die Eigentümlichkeit einer Sphynx giebt, die noch bis auf diesen Tag auf einen Ödipus harrt, der ihre Rätsel lösen soll.

Der Gedanke, der weit ausgreifende und sich wieder tief in sich selbst versenkende Gedanke trat in der Beethovenschen Musik mit dieser Periode in den Vordergrund.

Was aber ist — ihrer Ursprünglichkeit nach — die Musik?

„Die Musik ist nur unter der Bedingung eine Universalsprache geworden, daß sie eine unpersönliche und nicht an den Verstand gerichtete Sprache bleibe. Sie wendet sich an den Menschen ohne Unterschied der unzähligen Besonderheiten der Menschen untereinander; sie drückt den Zustand der Seelen aus, nicht den Zustand der Geister, und wenn beide allerdings sich — an sich — aufeinander beziehen, wie Ursache und Wirkung, so fehlt ihnen doch im musikalischen Ausdruck jede Verbindung, weil

in der Musik notwendig alles Kausale verschwindet. Diese Unmöglichkeit, logisch zu sein, ist die negative Eigenschaft . . . aber zugleich auch das schönste Vorrecht einer Kunst, welche uns mehr entzückt und tröstet als jede andere, denn sie allein verschafft uns das zwar nur kurze, aber vollständige Vergessen der Wirklichkeit und unserer selbst — jenes Vergessen, dessen auch die Glücklichsten bedürfen, um sich in ihrem Glücke nicht zu langweilen, die Unglücklichen, um ihren Kummer zu lindern, alle, um sich der drückenden Last des Daseins zu entziehen, wenn auch nur auf Stunden oder auf Minuten.“

Wie aber gestaltet sich nun die Sache bei Beethoven? — Hier hob sich riesengroß und siegreich der Gedanke! . . . aber wo floß die weiche, liebliche Quelle milder, beseligender Gefühle?

Wo konnte er seine Begeisterung schöpfen? . . . . Nur aus den Tiefen der eigenen Brust, des eigenen Geistes, aus dem Blick auf die ganze Menschheit und in die Schachten ewiger Wahrheiten! — Woher anders? — Bei den Menschen? . . . Er floh sie! — Aus der Liebe? . . . sie warf nur noch, durch ein hohes, heiliges Freundschaftsverhältnis zwischen ihm und Julien, ein sanft verglühendes Abendrot über sein Leben! — Aus der Freundschaft? . . . er glaubte, nach so viel schmerzlichen Erfahrungen, nicht mehr daran. — Aus der Natur? . . . . er war älter und kälter geworden und der Blick senkte sich in die Weiten der Unendlichkeit.

In der traurigen Wirklichkeit, die ihn umlagerte und niederdrückte, hatte er keine Zuflucht, als in die Einsamkeit seines „Ichs“ . . . aber dieses „Ich“ war ein großes, gewaltiges, ein riesiges, an dem er selbst emporwuchs — ernst zwar, hart, voll Eigenheiten — aber doch zu einem in die Jahrhunderte hineinreichenden Koloß! — —

Die Komposition der großen Messe ging indessen — schon der breiten Dimensionen wegen, in welchen sie der Maestro von Anfang herein anlegte — nur langsam vorwärts. Er lebte vergraben in diesem Schaffen, und nur eines hob ihn zeitweise an das Licht der Geselligkeit empor: es war dies jene musikalische Stoa, von welcher sein Diener Kugler an jenem Gewitterabende Erwähnung that.

Diese Stoa war ein kleiner, aus einigen Künstlern und tüchtig gebildeten Kunstfreunden bestehender Verein, in welchem die Beethovensche Musik, besonders die Kammermusik, die eigentliche unerschöpfliche Fundgrube der tiefsten und inhaltreichsten musikali-

schen Poesie, von dem besseren Teile der Wiener Dilettanten und Künstler gepflegt und in Ehren gehalten ward.*)

Die Aufgabe des bescheidenen Vereins war: klassische Musik im Kammerstil, darunter vorzugsweise Beethovensche, vor einem kleinen Kreise sinniger Zuhörer vorzutragen. Ein feingebildeter Mann, Herr Karl Czerny, gab den Impuls hierzu, und war überhaupt das leitende Prinzip dieser kunsthistorischen denkwürdigen Gesellschaft.

In seiner und in der Wohnung der Frau Baronin Dorothea von Ertmann**) fanden die Zusammenkünfte in den Vormittagstunden eines jeden Sonntags statt, und wurden, mit immer gesteigertem Interesse, durch drei Jahre hindurch fortgesetzt.

Herr Czerny genoß des Glückes, daß Beethoven selbst mehrere seiner größten Werke vorher mit ihm durchging, öfters auch an seiner Seite der Aufführung beiwohnte, und durch seine Anwesenheit vollends alles zur begeistertsten Teilnahme und Aufmerksamkeit stimmte.

Im Vortrage der Pianoforte-Partie hatte Herr Czerny die Baronin von Ertmann und die Herrn von Felsburg und Pfaller, beide kaiserliche Staatsbeamte, zu würdigen Mitgehülfen. Der Zudrang zu dieser „musikalischen Stoa" — wie Beethoven selbst diesen ihm lieb gewordenen Verein bezeichnete — worin jeder das Höchste lernen oder doch wenigstens klare Begriffe davon erlangen konnte, war natürlich bei der damals allgemein in Wien herrschenden Begeisterung für Beethoven außerordentlich und manche gleichgestimmten Seelen fanden dort Gelegenheit, sich gegenseitig kennen und achten zu lernen.

Viele fremden Künstler und Kunstliebhaber, die im Auslande nur dunkle Begriffe von dem Wesen der Beethovenschen Musik erhalten konnten, kamen hierher, — suchten sie auf, die bereits allerwärts berühmt gewordene „musikalische Stoa" Beethovens, — diese Quelle der reinsten, lautersten Ton-Poesie, wie sie seit den merkwürdigen Tagen des Fürsten Lichnowsky nicht geflossen, nicht mehr so rein und hell geschlürft worden!

Es war in der That eine Art Gottesdienst, der in diesen Hallen der Kunst gefeiert wurde. Und wer ist denn diese hohe schöne Frauengestalt, die wie eine Priesterin Apollos neben Beet-

---

*) Schindler. S. 110 bis 112.

**) Beethoven widmet ihr seine Sonate Op. 101..

hoven steht: das edle Antlitz geruhigt von dem Ausdrucke eines stillen, schmerzlichen Glückes?

Es ist Julie Guicciardi, Gräfin von Gallenberg!

Als einst ihr Gatte ihr zufälliges Zusammentreffen mit Beethoven in dem kleinen Musentempel seines Gutes belauscht, war eine furchtbare häusliche Szene, waren Erklärungen und Erörterungen gefolgt, die einerseits fast zu einer Herausforderung, andererseits nahehin zu einer Scheidung geführt hatten. Der Graf, bis dahin vertrauensvoll und auf die Tugend und edle Lebensauffassung seiner Gattin bauend, glaubte bei diesem Zusammentreffen eine geheime Verabredung voraussetzen zu müssen und ließ nun seiner Eifersucht und Leidenschaftlichkeit um so mehr den Zügel schießen, als er sich bis dahin wirklich mit Edelmut und Großherzigkeit bezwungen. Ein Mißverständnis drohte — wie so oft in der Welt — das Lebensglück dreier Menschen gründlich zu zerstören; . . . da siegte die Frauenwürde, die ruhige Klarheit und Offenheit Juliens, die sie der vollen Leidenschaftlichkeit des Gatten entgegensetzte.

Daß sie Beethoven einst geliebt, wußte ja der Graf — hatte es aus ihrem eigenen Munde schon vor der Heirat erfahren; . . . . daß sie ihn auch jetzt noch wie einen alten Freund liebe, als Künstler begeistert ehre, als einen der Unglücklichsten unter den Sterblichen aus tiefster Seele bemitleide; — ja, daß sie sich verpflichtet fühle, ihn, dessen Lebensglück sie zertreten, mit milder Hand wenigstens wieder aufzurichten . . . dies gestand sie ruhig und freudig. Aber eben so fest und entschieden erklärte sie dem Gatten, daß sie die ihm geschworene Treue, selbst bis in die feinste geistige Beziehung stets unverbrüchlich gehalten habe und halten werde.

Es giebt etwas, das dem edlen Weibe eine wunderbare Allgewalt, eine überzeugende Kraft in Rede, Ausdruck und Sein verleiht, das an Zauber grenzt und in den dunklen Zeiten des Mittelalters wohl auch oft thatsächlich für Zauberei gehalten wurde. Dies Etwas ist die Majestät der sittlichen Reinheit, der einfachen, aber von jeder Ziererei freien Tugend. Julie Guicciardi besaß diese Zauberkraft, dies Kleinod in der Krone weiblichen Seins, . . . und . . . sie siegte damit über die Stürme der sie umbrausenden und umtosenden Leidenschaftlichkeit. Der Friede ward aufs neue geschlossen, ja Graf Gallenberg gestand seiner Gattin den Umgang mit Beethoven in soweit zu, als sie ihn im Freundeszirkel treffen und als Freund behandeln werde.

So gestaltete sich denn für Ludwig van Beethoven und die Gräfin Julie jenes schöne, geruhigte Verhältnis, das beiden wohlthat und sich — ein freundliches Abendrot der Liebe — über des Maestros jetzt so schwer geprüfte Tage legte.

Auch heute hatten sie sich in der „musikalischen Stoa“ gesehen; auch heute hatte sie der heilige Kultus der gleichen Begeisterung vereint; auch heute gab jedem von ihnen ein Blick in des andern Augen die Kraft zu neuem Dasein.

Ihre Liebe hatte, seit dem erstenmale, da sie sich gesehen, die ideale Sphäre nicht verlassen.

Aber . . . aber! . . . es ist etwas ganz gewöhnliches, daß in der menschlichen Gesellschaft das Große, Edle, Starke dem im Dunklen schleichenden Bösen unterliegt. Der modrige Holzschwamm zerstört das festeste, prächtigste Gebäude — und der Maulwurf, der blind im Finstern wühlt, kann den ganzen Frühlingsschmuck eines Paradieses zerstören.

Haß und Liebe.

„Ist der Doktor noch nicht hier?" — frug in heftigem Tone eine in gesetztem Alter stehende, auffallend kostbar gekleidete Dame, indem sie rasch die Thüre ihres Salons aufriß und eintrat.

„Nein!" — entgegnete das Kammermädchen nicht gerade sehr respektvoll.

„Auch kein Diener des Grafen da gewesen?"

„O ja!"

„Und was läßt Pallhorst sagen?"

„Er werde in einer Stunde kommen, aber den Abend nicht bleiben. Madame könnten über ihre Zeit verfügen. Der Herr Graf schickten zugleich zwei Theaterbillets mit."

„Für seine Loge?"

„Nein, für eine Loge zweiten Ranges."

Die Stirne der Dame legte sich in Falten; dann sagte sie verächtlich:

„So magst Du hingehen, Clara, ich schenke sie Dir."

Und Madame warf sich mit finstern Mienen in die Ecke ihres Divans, während sie Clara ein Zeichen gab, sich zu entfernen.

Der Salon, in welchem dies stattfand, war ein sehr eleganter. Der Boden, von verschiedenen edlen Hölzern eingelegt und gebohnt, glänzte wie ein Spiegel, ja er warf die Bilder der ringsumstehenden Meubels um so mehr zurück, als diese an vielen Stellen leuchtende Flächen vergoldeter Schnitzereien zeigten. Sessel und Divan deckte ein gewirkter, in großen bunten Blumen prangender Stoff. Auf den zu beiden Seiten stehenden Konsols erhoben sich je zwei schöne Porzellan-Vasen, zwischen welchen schlanke fünfarmige Girandolen von Bronze hervorragten. Ein Kristall-Kron-

leuchter schmückte die Decke, während gerade unter demselben ein großer runder Tisch mit marmorner Platte stand. Das Ganze hoben rotseidene Tapeten und Vorhänge von gleichfarbigem Samt.

Einem feinen Blicke konnte das Schwerfällige und Gesuchte dieser Pracht nicht entgehen; ihm mußte sich aber auch dieselbe Bemerkung bei dem Anzuge der Herrin des Gemaches aufdrängen.

Sie war eine hübsche Frau, wenn sie auch die Formen ihres Körpers durch allzugroße Fülle weit von dem Maße wirklicher Schönheit entfernt hatten, und doch schien es die Dame zu lieben, diese Formen den Blicken nicht zu entziehen. Aber es glänzten und funkelten auch dafür gar prächtige Armringe und Kolliers an den betreffenden Stellen.

Was ihr aber, trotz der vorgerückten Jahre, einen eigentümlichen verführerischen Reiz gab, waren ihre lebhaften lüsternen Augen, deren Blicke, vorzüglich wenn sie dieselben nach neben warf, wie gemacht waren, Herzen zu fangen. Was lag nicht alles in einem einzigen solchen Blick? Frage und Antwort! . . . . . ein ganzes Leben voll Erfahrung, ... das Bekenntnis zu einer Lebensphilosophie, wie sie einst am Hofe Ludwigs XV. und der Pompadour üblich war.

Und — in der That! — Frau Betty mußte etwas aus der französischen Geschichte gelernt haben; denn wie hätte sonst die Witwe eines längst und in sehr schlechten Verhältnissen gestorbenen Kassierers der österreichischen Nationalbank eine solche Wohnung in einer der schönsten Straßen Wiens inne haben — wie in solchem kostbaren Schmucke glänzen können, wie dies doch hier geschah! Freilich waren die, jetzt im Glanze der Kerzen erstrahlenden Schmuckgegenstände, die sie trug, von veralteter Form, wie sie wohl einst unter Maria Theresia Mode gewesen; aber sie waren echt und hatten seiner Zeit Hals und Arme der alten Gräfin Pallhorst geziert. Und den Sohn dieser Gräfin — der freilich jetzt ebenfalls schon Söhne hätte haben können, wenn er verheiratet gewesen wäre — erwartete Frau Betty denn auch. Aber vor ihm sollte noch jemand anders kommen . . . . . ihr alter, jetzt sechsundsiebenzigjähriger Freund, Doktor Fenchel.

Und . . . da kam er ja auch wirklich! . . . er polterte noch immer wie vor Jahren, als er ihr den Hof machte, die Treppe herauf; — ja er war noch ganz das gleiche, unendlich lebhafte, an Kopf und Füßen zappelnde Männchen — Wiens „Grau-Fenchelchen“ — mit all seinen Wunderbarkeiten und Eigenheiten. Das Feuer seiner Liebe freilich war erloschen, wenngleich

er auch jetzt noch die schönen fleischigen Arme Bettys gern tätschelte; aber mit dem Erlöschen dieser einen Leidenschaft war jene des Geizes desto mehr in ihm gestiegen, und da Frau Betty in mehr als in einer Beziehung ihn oft brauchte — er ihr auch manche Stunde der Langeweile durch seine drollige Originalität verkürzte, so hielt sie Grau-Fenchelchen an den Ketten und Banden der Habsucht und des Geizes wie einen Sklaven gefangen. Geld hatte sie ja genug, da ihr Verehrer, Graf Pallhorst, jetzt der einzige Besitzer eines außerordentlich bedeutenden Vermögens war, dessen Einkünfte er — soweit ihm dies seine Abgelebtheit und Blasiertheit erlaubten — mit vollen Händen verschwendete.

Grau-Fenchelchen trippelte also jetzt mit einem freundlichen: „Guten Abend! guten Abend!“ ..... das sein ewiges schalkhaftes Lächeln begleitete, in den Salon.

Aber merkwürdig! Selbst in den Gesichtszügen dieses außergewöhnlichen Mannes hatte die Zeit nicht das mindeste verändert; nur die Färbung seines Antlitzes war etwas röter geworden, was ihm aber, bei dem schneeweißen Haare, gut stand und einen eigentümlichen Ausdruck von Lebensfrische gab.

„Guten Abend! guten Abend!“ — wiederholte er jetzt noch aufgeweckter, indem er, die Hände vergnüglich reibend, vor Frau Betty trat, die noch immer mit finsteren Mienen in der Ecke ihres kostbaren Divans saß. — „Bringe gute Nachrichten! — gute Nachrichten! .... müssen aber auch kein so böses Gesicht machen! ... steht einem so hübschen Weibchen nicht!“

„Hübschen Weibchen!“ — wiederholte Frau Betty, die Achseln verächtlich zuckend — „wenn Sie mir das in den ersten Jahren meiner Ehe mit Karl sagten, da mochten Sie recht haben; ... aber jetzt!“

„Jetzt! ... ja jetzt!“ — rief Grau-Fenchelchen, pfiffig drein schauend — „in diesem jetzt liegt ja gerade Ihr Sieg! Ich sage Ihnen, daß Sie jetzt noch schöner sind, als damals! .... War freilich eine schöne Zeit damals!“ — setzte er schlau lächelnd hinzu — „hi, hi, hi! eine schöne Zeit! ... schöne Zeit!“

Betty schüttelte abwehrend mit dem Kopfe; aber ihre Stirne glättete sich doch allmählich und es spielte etwas wie ein leises Lächeln um ihre Mundwinkel. Dann sagte sie mit milderer Stimme: — „Doktorchen, Sie schmeicheln!“

„Pah!“ — rief dieser, der sich unterdessen ungeniert neben Betty auf den Divan gesetzt hatte und jetzt ihre Hand küßte. —

„Schmeicheln ist meine Sache nicht! . . . Dürfen ja nur in den Spiegel seh'n . . . Spiegel seh'n! . . . Wissen's auch selbst recht gut. Herrschen Sie denn jetzt nicht mehr denn je?"

„Herrschen!" — wiederholte Betty mit einem Ausdruck wirklicher Trauer. — „Ich! herrschen? und darf nicht einmal über mein eigenes Kind verfügen? die Mutter nicht über ihr eigenes Kind!"

„Ei, ei, ei!" — machte hier Fenchelchen. — „Sind doch die Menschenkinder wunderliche Käutze! — Was liegt Ihnen denn daran . . ."

„Was einer Mutter daran liegt, wenn man ihr ihr Kind entreißt?"

„Entreißt! . . . entreißt!" — rief der kleine Doktor, und tupfte mit dem Finger auf die Stirne, als wollte er sagen, daß eine solche Äußerung etwas weniges auf geistige Schwäche deute.

„Haben Sie vielleicht ein anderes Wort dafür?"

„Ja!"

„Ich wäre begierig."

„Eine Frau taugt nie dafür, wenn sie allein in der Welt steht, einen jungen Mann zu erziehen . . ."

„Wahrheit! — Wahrheit, meine Liebe! Ohne männlichen Beistand fehlt die nötige Kraft und Energie! Darum hat das Gericht das Kind dem Vormund zugesprochen . . ."

„Reden Sie mir von ihm nicht!" — fiel hier Betty ein und ihre Blicke flammten in einem unheimlichen Feuer.

„Nu! nu!" — meinte Fenchelchen, und rieb sich die Hände. — „Er hat Sie durch diesen Prozeß allerdings vielfach gekränkt; aber . . ."

„Was aber?!"

„Er meint es mit dem Kinde gut, schickt es in eine Pension . . ."

„Kann ich das nicht auch?"

„Aber, Liebste, ... so kostet Sie's doch nichts! . . . . kostet nichts!"

Aber hier fuhr Frau Betty leidenschaftlich auf, und, einen verächtlichen Blick auf den Doktor werfend, rief sie stolz: — „Mein Herr Doktor, es sind nicht alle Menschen so habsüchtig und geizig wie Sie!"

„Habsüchtig und geizig!" — wiederholte Grau-Fenchelchen und schüttelte sich, die Hände umeinanderdrehend, vor Lachen. — „Habsüchtig und geizig . . . was vernünftig ist! — Sparen Sie

immer dies Geld und legen Sie es sich zurück!... Kein Mensch kann mit Bestimmtheit auf die Zukunft rechnen!"

„Sie haben einen Geldsack an der Stelle des Herzens!... wissen nicht, wie es einer Mutter thut, der man das eigene... das einzige Kind aus den Armen reißt."

„Würden Sie es in ein Institut gethan haben, so hätten Sie es jetzt auch nicht bei sich."

„Ich würde meinen Sohn aber bei mir behalten haben."

„Und... der Herr Graf?" — frug Grau-Fenchelchen hier und sein Lächeln ging in das Sarkastische über — „ich glaube eben nicht, daß er davon sehr entzückt gewesen wäre. Darf man doch dem hämischen, bissigen, launigen, Welt und Menschen überdrüssigen Herrn nicht einmal von dem Jungen sprechen."

„Betty seufzte tief auf: sie wußte, wie schwer sie dies goldene Joch drücke.

„Nu! nu!" — meinte Fenchelchen jetzt wieder heiter und Frau Betty wie beschwichtigend sanft über den runden Arm streichend — „'s ist alles nicht so schlimm, wie sich's die Menschen immer gleich ausmalen!... Jetzt sparen wir das Geld für die Pension und Erziehung... und ist der Junge mündig..."

„Eine schöne Vertröstung!" — rief Frau Betty halb schmerzlich, halb spöttisch — „jetzt ist er vierzehn Jahre alt!"

„Nun, so besuchen Sie ihn manchmal, ... oder er besucht Sie!"

„Als wenn das nur so ginge. Sie wissen ja so gut, wie ich, welche Befehle mein sauberer Schwager gegeben hat. Ich soll — ich darf ihn nicht sehen! Die Mutter darf ihr Kind nicht sehen!!"

„Wenn man sich aber daran nicht kehrt?"

„Wie so?"

„Wenn es nun Leute gäbe, die dies harte Gebot zu umgehen wüßten?"

„Doktor!" — rief hier Frau Betty freudig auffahrend — „wollen... können Sie es möglich machen?"

Grau-Fenchelchen schwieg; aber seine kleine Figur schien vor Vergnügen in sich selbst hineinschlüpfen zu wollen. Den Kopf unter schelmischem Lächeln zwischen die Achseln ziehend, daß das Haarzöpfchen hoch emporstand, die Hände reibend und mit den Füßen trippelnd, obgleich er noch immer saß, sagte er jetzt pfiffig: — „Was waren denn heute Abend meine ersten Worte?.... Bringe gute Nachrichten!... gute Nachrichten!"

„Sie martern mich, Doktor!“

„Nun denn; . . . wenn Sie wollen, bring' ich Ihnen den Knaben noch heute Abend auf eine Stunde!“

Ein Freudenschrei entfuhr der Mutter. — „O thun Sie es! thun Sie es!“ — rief sie dann.

„Aber!“ — setzte der Doktor mit in die Höhe gezogenen Augenbrauen hinzu . . .

„Was aber!“

„Sie müssen einiges Geld daran wenden. Ich muß die Leute des Herrn Del Rio bestechen.“

„Wie viel wollen Sie!“ — rief Betty aufspringend mit vor Freude strahlendem Gesicht.

„Ich bedarf immer sechs Dukaten!“

Betty eilte in das Nebenzimmer.

Wieder zog Grau-Fenchelchen den Kopf kichernd in die Schultern. Er berechnete im Geiste, wie viel ihm bei dem Geschäfte übrig bleiben würde.

„Hier!“ — rief jetzt Betty und schüttete dem Doktor mit heiteren Mienen das Geld in die vor Begierde leise zitternde Hand. — „Und nun, um welche Zeit bringen Sie mir mein armes, seiner Mutter beraubtes Kind?“

„Sie wissen, ich bin Arzt bei Del Rio.“

„Ja!“

„Da mehrere Kinder nicht unbedeutend krank sind, habe ich heute Abend noch einmal die Krankenzimmer und Schlafsäle zu besuchen. Ich komme somit auch zu Ihrem Sohne und zwar heute allein, da Del Rio mit seiner Familie auf der Hochzeit seiner Schwester ist und somit auf keinen Fall vor Mitternacht nach Hause kommt, — wie er mir dies selbst gesagt!“

„Nun?!“

„Der Knabe ist unterrichtet und der Hausmeister gewonnen. Der Kleine schlupft mit den Kleidern in das Bett . . . Kleidern in das Bett! . . . und jener hält einen Wagen bereit. Bis elf Uhr ist alles abgemacht . . . alles abgemacht . . . und der Junge wieder in seinem Bett!“

„Doktor!“ — rief Frau Betty entzückt und reichte Grau-Fenchelchen beide Hände hin — „wie soll ich Ihnen dies danken?“

„Nun! nun!“ — sagte dieser schmunzelnd, indem er sich zugleich auf Bettys schöne Hände herabbeugte und sie beide küßte — „das wird sich finden. Ihre Freundschaft, schönes Frauchen . . .“

Das Rollen eines vorfahrenden Wagens unterbrach ihn.

„Das ist der Graf!“ — rief Betty erschrocken. — „Schnell! machen Sie, daß Sie wegkommen. Er kann nicht leiden, wenn ich Besuch habe! . . . . Gehen Sie hier durch die Nebenzimmer, die kleine Treppe hinab! . . . Hier ist der Schlüssel! . . . Sie können mir dann auf demselben Wege mein Kind zuführen.“

„Und der Graf?“

„Bleibt heute nur ganz kurze Zeit.“

„Gewiß?“

„Sicher! . . . aber jetzt schnell hinweg . . . ich höre schon seine und des Dieners Tritte.“

„Nun denn, auf Wiedersehn! . . . Wiedersehn!“ — lispelte Grau-Fenchelchen und verschwand, Betty eine Kußhand zuwerfend, durch die eine der Seitenthüren.

Es war gerade noch zur rechten Zeit, denn wenige Minuten später flog die Hauptflügelthüre auf und — gestützt mit der einen Hand auf seinen Stock, mit dem anderen Arm auf einen reich galonnierten Diener, trat ein Greis von neununddreißig Jahren ein. Es war Graf Pallhorst . . . . Wiens hervorragendster Roué . . . Ludwig van Beethovens erbittertster Feind.

Aber ist es denn möglich, daß sechszehn Jahre eine solche Veränderung hervorrufen können?

War dies wirklich der schöne, seiner Zeit so lebenslustige junge Mann, der in dem wüsten Klub — „die Höhle“ genannt — einst den Geiger und die Harfnerin eingeführt? . . . . war dies jener junge Graf Pallhorst, der damals der Lustigste unter den Lustigen, der Tollste unter den Tollen, ... der Löwe des Tages war?

Wie hinfällig war doch jetzt diese Gestalt! . . . wie veraltert und verbraucht dieser Körper! . . . wie abgestumpft dieses Nervensystem! . . . wie übersättigt in allen Genüssen dieser ganze innere Mensch!

Die Kraft und Fähigkeit, das Leben zu genießen, hat zwar die Natur jedem ihrer Geschöpfe erteilt; sie hat insbesondere dem Menschen ein sehr reiches Maß davon verliehen; . . . aber kein anderes Geschöpf verliert auch seine Kraft zu genießen, und die Fähigkeit sich seines Lebens zu freuen, so leicht und so oft, als der Mensch . . . . . . namentlich wenn ihm das Glück schon in der Wiege das gefährliche Geschenk des Reichtums zuwarf. Wird dann, wie dies bei Pallhorst der Fall war, die Genußfähigkeit mißbraucht, der Geschmack durch Üppigkeit und Eigensinn verwöhnt, die Einbildungskraft überreizt und überladen, der Becher

der Freude Tag für Tag bis auf die Neige geleert . . . so wird die Genußfähigkeit des Körpers nur zu schnell ermatten und die Seele eine solche Erschöpfung, eine solche Leere, eine solche Müdigkeit, ein solcher Überdruß und Ekel erfüllen, daß das Leben mitten in allen weiteren Genüssen, und wären sie noch so raffiniert und noch so gesteigert . . . eine unerträgliche Last, eine wahre Tantalusqual wird. Da beugen sie sich nun herab zu Dir, die Zweige mit den lieblichsten Früchten . . . Deine Seele verschmachtet vor Hunger, . . . aber wenn Deine Hand sich nach den Zweigen ausstreckt, treibt der Wind die Fruchtbeladenen zurück . . . und . . . Du greifst verzweiflungsvoll in das Leere.

Pallhorsts Haare zeigten noch nicht den Schnee des Alters; denn wenn auch hier und da sich Grau ablagerte, so gab die Kunst die natürliche Farbe zurück. Seine Züge trugen noch die unverkennbaren Spuren früherer Schönheit, die stolzen aristokratischen Lineamente, die auf den ersten Blick den Mann von hoher Geburt verkündeten; aber es lag doch auch etwas unendlich Wüstes, Blasiertes und Gehässiges in denselben; jener unverkennbare Lebensüberdruß, der sich selbst beständig auf die Folter spannt und sich selbst zur rächenden Furie wird.

Die übrige äußere Erscheinung — wenn auch in Kopf und Rücken gebückt, auf Stock und Diener gestützt — war fein, wie immer, und zeigte den Mann der hohen Aristokratie an; aber das blasse Antlitz mit den tiefen Furchen und den aus ihren Höhlen unheimlich hervorstarrenden Augen imponierte nicht mehr, es flößte nur das Gefühl der Angst, der Beklommenheit ein; . . . . dies arme Leben konnte ja schon bei einem leidenschaftlichen Aufwallen einer Laune, . . . wie ein Licht ohne Öl bei einem Windstoße, erlöschen!

Das war Graf Pallhorst, der einzige Erbe des unermeßlichen Vermögens seiner Mutter . . . und so trat er jetzt ein.

Betty fröstelte zusammen; aber sie kannte ihre Pflicht, ihre Stellung, ihre goldenen Ketten und — man mußte sagen: sie trug sie mit Geschick und Anmut.

Wunderbar genug war es ja, daß hier gemeinsamer Haß einen Bund der Liebe geschlossen. Pallhorst, der Ludwig van Beethovens Leben Schritt für Schritt — mit der steten Absicht, ihm zu schaden, ihn zu vernichten — verfolgte, hatte nämlich Frau Betty, durch den unseligen Prozeß um das Kind derselben, kennen lernen; allerdings von einer Seite, die ihm eine Annäherung leicht erscheinen ließ . . . aber vor allen Dingen als

eine erbitterte Feindin des auch von ihm in den Tod gehaßten Mannes. Er näherte sich daher dieser Frau, machte mit ihr gemeinsame Sache, bewog damals den adeligen Gerichtshof zur Abweisung Beethovens — als eines Nichtadeligen — an den Wiener Magistrat, und erlangte dadurch die Dankbarkeit der Schwägerin Beethovens in einem Maße, das ihm ein vertrauteres Auftreten möglich machte. Das Resultat war das Verhältnis, in dem jetzt beide seit zwei Jahren zu einander standen. Betty war des Grafen Pallhorst anerkannte Geliebte .... wohl mehr Freundin. Aber wie viele verletzende Dornen streckten ihre Spitzen aus diesem scheinbaren Rosenbande.

Lieben? — wie konnte das ausgebrannte und verkohlte Herz Pallhorsts noch lieben?! ... und wie hätte eine, noch in so derber Lebenslust befangene, noch so kräftige und hübsche Frau, wie Betty, Geschmack an einem so lebenssatten, launigen und abgelebten Menschen finden können, wie der Graf war?

Beide verbanden daher nur zwei Dinge: der gemeinsame Haß gegen Ludwig van Beethoven, dessen Blüte für sie und ihn unersättlicher Durst nach Rache war — lag doch für Ludwig schon in diesem Verhältnis ein fortgesetztes furchtbares Ärgernis — und dann ein gegenseitiger Egoismus.

Pallhorsts verwöhnte und überreizte Phantasie konnte ohne ein weibliches Wesen nicht sein; sein so früh altgewordenes Herz bedurfte unbedingt auch jetzt noch eines Spielzeuges, sein Geist irgend ein Wesen, das durch Heiterkeit, Witz und Unterhaltungsgabe die eigene, grauenhafte Leere ausfüllte und ihm die Stunden der Langeweile vertreibe. Betty war für alles dies wie geschaffen und ... ward denn nicht auch ihrem Egoismus dadurch genügt, daß ihr der Graf eine fast fürstliche Existenz bot? — Es war allerdings eine goldene Sklaverei ... aber ... von was hätte Betty denn sonst leben sollen? .... und sie wollte nicht nur leben, sondern auch gut leben und ... genießen, was zu genießen war! — — —

Pallhorst hatte sich jetzt auf den Divan niedergelassen, der Diener sich entfernt und Betty saß neben ihm; ihr Gesicht strahlte von Heiterkeit und um ihre Mundwinkel spielte ein allerliebstes neckisches Lächeln. Sie erzählte dem trübe und gelangweilt dreinschauenden Grafen eine sehr nette Geschichte der Chronique scandaleuse Wiens, deren Pointe in der That so pikant war, daß selbst über Pallhorsts Züge etwas wie ein leichter Schimmer

boshafter Freude lief. Aber es war dies nur ein Moment, dann trat die alte Schlaffheit wieder ein.

Betty — im Geiste bei ihrem Kinde und innerlich verzweifelnd über die, ihr jetzt so unbequeme Anwesenheit des langweiligen Grafen — erschöpfte sich trotzdem in den scherzhaftesten Tagesberichten, deren Quellen stets Grau-Fenchelchen und ihr Friseur waren. Der Graf hörte stumpf zu, ohne ein Wort zu sprechen, nur seine Blicke liefen manchmal mit einem ganz eigentümlichen Ausdruck, der zwischen Ärger und Neid schwankte, über die schöne volle Gestalt.

„Und wollen Sie nicht heute ein Spielchen machen, Graf?“ — sagte jetzt Frau Betty, nachdem sie alle ihre schönen, mit beißendem Spott gewürzten Geschichten ohne Erfolg mitgeteilt, und ein halbunterdrückter Seufzer über die nutzlose Anstrengung entwand sich ihrer Brust.

Der Graf schüttelte mit dem Kopfe, dann sagte er finster:

„Ich muß zu Hofe! Aber es ist unerträglich dumpf bei Ihnen . . . öffnen Sie doch ein Fenster!“

Betty stand auf und wollte gehen; aber sie wandte sich rasch und sagte mit einem Ausdrucke liebenswürdiger Teilnahme:

„Wird Ihnen auch die Nachtluft nicht schädlich sein?“

„Schädlich!“ — entgegnete der Graf ärgerlich und stampfte ungeduldig mit dem Fuße auf — „schädlich! . . . als ob ich ein kranker Mensch wäre, der kein Lüftchen vertragen könnte. Aber Sie können es nicht unterlassen . . . Sie müssen immer widersprechen.“

„Nicht doch, mein Bester!“ — sagte Betty mit sichtlicher Überwindung sanft und ruhig. — „Es war nur liebende Sorgfalt.“

Pallhorst lächelte spöttisch, dann sagte er:

„Meine Gesundheit ist freilich für Sie ein Kapital!“

„Pfui!“ — rief Betty erblassend, ging und öffnete das Fenster.

Eine kleine Pause entstand. Pallhorst gähnte.

„Wie Sie heute wieder unterhaltend sind!“ — rief er dann mit scharfer Ironie.

„Wenn Sie mich kränken — wenn Sie meine freundliche Besorgnis um Sie . . .“

„Nur keine Empfindeleien!“

„Wenn Sie meine Liebe . . .“

„Ich glaube, es ist doch zu kühl!“ — unterbrach sie der Graf fröstelnd.

Betty biß sich auf die Lippen, ging und schloß das Fenster. Aber ihr praktisches Wesen hatte auch schon die richtige Haltung wieder gefunden. Heiter, als ob nichts vorgefallen, eilte sie zu Pallhorst zurück, warf sich lachend neben ihn auf den Divan und überhäufte den Freund mit so drolligen Schmeicheleien, flüsterte ihm so anziehende Dinge in das Ohr, daß in der That etwas Leben in ihn kam und die trüben Wolken mehr und mehr von seiner Stirne schwanden. Aber mitten in diesem Kosen suchte doch ihr Blick die Uhr und ihr Geist mühte sich ab, ein Mittel zu finden, um den Grafen so bald als möglich zu entfernen.

Plötzlich fuhr sie auf: sie erinnerte sich einer wichtigen Sache, die sie dem Grafen hatte mitteilen wollen und die ihr — über die frohe Erwartung, ihr Kind heute noch sehen zu können — ganz aus dem Gedächtnis gekommen war.

„Mein Gott!" — rief sie dabei — „da hätte ich beinahe vergessen, Ihnen, lieber Graf, etwas Wichtiges mitzuteilen."

„Wichtiges?"

„Ja!" was uns beide sehr interessiert."

„Und das wäre?" — frug der Graf mit der alten Abgespanntheit.

„Mein Schwager kommt noch immer mit der Gräfin Gallenberg zusammen."

„Wie?!" — rief Pallhorst auffahrend, und es ging wie durch Zauber eine merkwürdige Veränderung mit ihm vor: seine Blicke belebten sich, seine schlaffen Züge gewannen für Augenblicke Spannung, ja ein Anflug der alten Energie durchzuckte den ganzen Menschen: — „Wie?! — rief er wiederholt — „sie sehen sich wieder?"

„Das ist gewiß!"

„Und wo?"

„Bei der Baronin von Ertmann, die häufig Sonntag morgens musizieren läßt."

„Und der Graf?"

„Weiß zwar darum; aber er soll es doch im Grunde nicht gerne sehen."

„Und was dann mehr?" — rief Pallhorst mit der Miene der Enttäuschung.

„Was mehr?" — wiederholte Betty. — „O! wer wirklich liebt, wird wissen, was da mehr zu thun ist!"

„Und was denn?"

„Eifersucht zu wecken."

Pallhorst zuckte die Achseln.

„O, wenn ich nur ein Mann wäre!“ — fuhr Betty eifrig fort — „und in einer Stellung wie Sie, Herr Graf.

„Warum das?“

„Nicht eine Sekunde verlöre ich, meiner gerechten Rache Lauf zu lassen.“

„Ich bin begierig zu hören, auf welche Weise.“

„Sie kennen Gallenberg?“

„Ja!“

„So eilen Sie unter irgend einem Vorwand zu ihm.“

„Ich sehe ihn heute Abend bei Hofe.“

„Vortrefflich!“

„Und?“

„Suchen Sie sich ihm recht eng anzuschließen . . . drängen Sie sich in seine Freundschaft . . . . . wenn dies auch nicht mit einemmale geschehen kann. Besitzen Sie aber erst einmal sein Vertrauen, dann rasch, aber vorsichtig das Gift der Eifersucht in sein Herz gegossen.“

„Betty!“ — rief der Graf und seine Augen funkelten unheimlich.

Aber Betty fuhr fort:

„Ich weiß, daß noch alte Wunden da sind, die man aufreißen kann. Eifersucht macht ohnedem blind, ... selbst die besten, die vernünftigsten Menschen. Beethoven dagegen ist bis zum Übermaß empfindlich und heftig.“

„Er muß sich mit Gallenberg schießen oder . . .“

Der Graf war, so gut er konnte, aufgesprungen. Jetzt glühte sein bis dahin so bleiches Gesicht; aber auch Bettys Augen leuchteten.

„Der Gedanke ist gut!“ — rief er dann — „bei Gott, ich bin Ihnen dankbar dafür!“

Und er ging nach dem Tische, nahm die Schelle und klingelte.

„Vorfahren!“ — „herrschte er dem eintretenden Diener zu.

„So wollen Sie schon weg?“ — frug Betty wie überrascht.

„Ja, liebes Kind!“ — entgegnete Pallhorst mit einer Art diabolischer Freundlichkeit. — „Ich will sogleich zu Hofe . . . . kann nicht erwarten, bis ich meinen Freund Gallenberg sehe. Jetzt bekommt doch das Leben wieder etwas Färbung für mich. Hm!“ brummte er dabei vor sich hin, indem er den Arm seines Dieners nahm, der abermals eingetreten, um zu melden, daß der Wagen vorgefahren sei — „Hm! wir haben es noch nicht vergessen,

mein lieber Maestro: „Vor solchen Schweinen spiele ich nicht!“ — Nun, ich denke, werden's auch nicht vergessen, bis wir vollständig gerächt sind.“

„Und Sie sagen mir kein Lebewohl?“ — frug hier Betty mit dem Anscheine zärtlicher Betrübnis — „oder sehe ich Sie heute noch?“

„Nein, mein Kind!“ — entgegnete der Graf — „heute sehen wir uns nicht mehr; aber morgen will ich hier speisen, damit wir mit Ruhe das Weitere besprechen können. Ich habe noch einen sehr schönen und kostbaren Perlenschmuck, den bringe ich Ihnen mit.“

„Herr Graf! . . .“

Pallhorst winkte ab und verschwand, auf Stock und Diener gestützt, unter der Thüre.

Aber wie erleichtert atmete nun Betty auf, als sie die Tritte der Männer verhallen und den Wagen wegrollen hörte.

„Gott sei gelobt und gedankt!“ — rief sie mit beiden Händen nach der Brust fahrend aus, als wolle sie dieselbe von der Last erleichtern, die bis dahin auf ihr geruht. — „Es ist doch wahrlich eine wahre Sklaverei, in die ich mich hier begeben habe! Diesem kranken, rückenmarkzehrenden, launigen Menschen zu Gefallen zu leben . . . . welche Aufgabe!“ — — Plötzlich nahm ihr Gesicht den Ausdruck der alten, ihr so eigenen unverwüstlichen Lebenslust wieder an, und, rasch sich auf der Stelle umdrehend, rief Betty heiter: „Was liegt daran! Sind es auch schwere, oft recht drückende Ketten, die ich trage, so sind sie doch von Gold! Wenn Pallhorst stirbt, was wohl bald sein dürfte, bin ich eine reiche Frau . . . denn . . . ich kenne sein Testament und . . . gespart habe ich mir auch schon ein schönes Sümmchen . . . . . der Perlenschmuck . . . .“

„Es pochte leise an die Thüre.

„Herein!“ — rief Betty.

Aber die Thüre ward nur ganz leise geöffnet und durch die Spalte ließ sich eine schwache und schüchterne Mädchenstimme vernehmen:

„Blumensträußchen! ... Kaufen Sie keine Blumensträußchen?“

Bettys ganzes Gesicht flammte freudig auf. Es überraschte sie gar nicht, daß noch bei einbrechender Nacht eine solche kleine Blumenhändlerin zu ihr kam; rasch eilte sie zur Thüre. Hier hielt ihr aber schon ein bleiches, schlecht gekleidetes Mädchen, das ein Körbchen mit Bouqets in der einen Hand trug, mit der andern ein solches hin.

Die Dame nahm es und trat in den Salon zurück; nach einigen Minuten verließ die kleine Blumenhändlerin das Haus; aber sie murmelte etwas wie „elf Uhr“ . . . „kleine Treppe“ . . . wiederholt vor sich hin, als dürfe sie es nicht vergessen.

Wie das Mädchen um die nächste Ecke bog, hielt an derselben ein Wagen, aus welchem ein kleiner alter Herr und ein Knabe ausstiegen. Das Mädchen ging, vor sich hinmurmelnd, weiter; der Alte mit dem Knaben trat durch eine Seitenthüre in das Hinterhaus ein, in welchem, nach der Hauptstraße zu, Frau Betty wohnte.

Eine volle Stunde später verließ Grau-Fenchelchen mit dem Knaben die Gemächer Bettys wieder. Auf der Schwelle der Thüre, die nach der Nebentreppe führte, küßte Betty ihr Kind noch einmal leidenschaftlich und mit mütterlicher Zärtlichkeit auf die Stirne; aber während sie wie segnend ihre Hände auf sein blondes Haupt legte, flammten ihre Augen zugleich mit einem Blitze des Hasses auf, und leise murmelte sie die Worte: „Gehe hin . . . und räche Deine Mutter!“

Kyrie eleison.

Der Frühling war angebrochen und schmückte mit liebender Sorgfalt die Erde wie eine geliebte Braut. Die Saaten sproßten, die Lerchen schmetterten in den Lüften, der Wald ward grün, der Dichter aber sang frohen Mutes:

„Natur, die holde Schläferin,
Ist endlich nun erwacht;
Der Wintersmann mit argem Sinn
Hielt sie so lang bewacht!

„Der Wintersmann mit weißem Bart,
Im Blick so rauh und wild,
Er fing sie ein, die Jungfrau zart,
In Nebel dicht verhüllt.

„Er wies ein Lager ihr sodann,
Ein Lager kalt und hart:
„„Fest sollst Du schlafen hier fortan,
Ich schwör's bei meinem Bart!""

„Lang schlief sie nun im weißen Bett,
Fest zugedeckt mit Schnee;
Da trat an ihre Lagerstätt'
Die Sonne aus der Höh'.

„Sie nahm die Decke weg ganz sacht
Und sah so warm sie an;
Da ist die holde Maid erwacht,
Erlöst aus Winters Bann.

„Sie machte sich ihr güld'nes Haar,
Schneefedern drinn sie fand;
D'rob lächelte sie wunderbar,
Und — Frühling ward's im Land!

Und ist es in der That nicht etwas wunderbar Liebes mit diesem Frühlingserwachen?

„Wenn spät in der Nacht, todmüde und von langer Wanderschaft erschöpft, ein Herzensfreund an deine Pforte klopfte, als du selbst schon im süßen Schlummer lagst, und die Deinigen ihm ein gastliches Lager bereiteten, auf welchem er nach kurzem Gruße in tiefen Schlaf versank; wenn du dann am Morgen, vor sein Lager geführt, den lang entbehrten Freund schlummernd und in wohlthätiger Ausgleichung der Lebenswellen tief atmend liegen sahst — o, wie ungeduldig harrtest du da seinem Erwachen entgegen, um an seine Brust zu fliegen und die traute Stimme endlich einmal wieder zu hören. Oft kehrtest du, leise die Thüre öffnend, zu seinem Schlafzimmer zurück, ob er denn immer noch nicht erwacht sei, geteilt zwischen dem Wunsche: ihn nicht zu stören und doch ihn recht bald erwacht zu sehen! Als du aber einmal so in der halb geöffneten Thüre lauschend standest, hoben sich seine Augenlider, wie vor des Kindes gespannten Blicken zum erstenmale der Vorhang des Theaters sich aufrollt. Mit einem „Willkommen!" flogst du an seine Brust, und auf des Bettes Rande sitzend begannst du das zärtliche Examen sich wiederfindender Freundschaft, Kleinigkeiten, Knabenstreiche, Reiseabenteuer der gemeinsam verlebten Jugend wurden wieder und wieder erzählt. Über die lange Trennung hinweg ward schnell der Faden des gemeinsamen Denkens und Empfindens wieder angeknüpft."

So und nicht anders ist es dem Menschen, der Sinn und Liebe für die Natur hat, bei ihrem Frühlingserwachen! Die Zeit von dem Schmelzen des letzten Schnees bis zu dem Sprengen der ersten Knospenfessel, zum Flattern des ersten Falters durch die noch laublosen Wälder, ist ihm ein Lauschen am Lager des erwachenden Freundes. Wenn aber die Knospen gesprungen, wenn Busch und Baum, und Wald und Flur sich mit jenem reizenden ersten Frühlingsgrün zu schmücken beginnen, die befiederten Sänger ihre Kehlen stimmen, und die ersten Blumen und mit diesen die ganze Natur ihre Augen aufschlägt, dann werfen auch wir uns dem alten lieben Freunde selig in die Arme und feiern das Jubelfest eines glücklichen Wiedersehens.

Auch Beethoven war für die Natur nicht gleichgültig geworden — auch in seiner Brust regte sich mit jedem Frühjahre der unüberwindliche Drang: die Stadt zu verlassen, hinauszuziehen auf das Land, und sich der wieder auflebenden Mutter aller

Dinge an das Herz zu werfen. Er that es auch diesmal und zog nach Döbling.

Aber es lag dennoch auch hier ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Sonst und Jetzt. Beethoven selbst war ja ein anderer geworden, lebte ja nur noch teilweise in dieser Welt. Sonst sprach sein Geist mit der Natur und die Natur gab seinem Geiste Antwort, öffnete ihm in und durch diese Antworten unendliche Fundgruben großer musikalischer Gedanken. Jetzt — dieser Erde fast ganz entrückt — stürmte er zwar auch noch durch Feld und Wald, durch Thal und Flur . . . . aber . . . . seine Taubheit, vereint mit den Schicksalsschlägen der letzten zehn Jahre, hatten ihn ja zu einer solch entschiedenen Abgeschlossenheit in sich selbst gebracht, daß sein Blick nur noch nach Innen oder weit aus in das Unendliche gerichtet war. Er bedurfte der frischen Luft, der Bewegung in ihr, der freien Natur; aber dies Bedürfnis war nur ein rein körperliches, sein Geist nahm wenig Anteil mehr daran: er lebte in anderen Sphären. Neben dem Schaffen seiner großen Messe beschäftigten ihn philosophische Probleme, Blicke auf den Entwicklungsgang der Menschheit und das Ziel ihrer Vollendung, dabei jetzt noch ein neuer großer Gedanke, der mit diesen Beschäftigungen auf das Innigste zusammenhing, die Idee: Goethes Faust in Musik zu setzen.

Er fühlte, daß wenn irgend ein Sterblicher dieser Riesenaufgabe gewachsen, . . . er es sei!

Überhaupt beschäftigte er sich jetzt viel mit Goethe; obgleich beide Größen persönlich nichts miteinander anzufangen wußten, wie das schon ein früheres Zusammentreffen beider in Teplitz bewiesen hatte.*) Dagegen behaupteten Goethes Gedichte, nicht allein durch den Inhalt, sondern auch durch den Rhythmus eine große Gewalt über ihn. „Ich werde“ — sagte er einst selbst — „gestimmt und aufgeregt zum Komponieren durch diese Sprache, die wie durch Geister zu höherer Ordnung sich aufbaut und das Geheimnis der Harmonie schon in sich selbst trägt!“**)

Bei Goethes Faust kam noch der großartige leitende Gedanke und die hier ruhende Lebensanschauung dazu. Der Vor-

---

*) Marx: Beethovens Leben und Schaffen. II. Tl. S. 180. Schindler: S. 84. A. Oulibicheff: Beethoven, ses critiques et ses glossateurs. S. 62.

**) Marx: II. Tl. S. 125.

satz also: dies großartige und gewaltige Gedicht in Musik wiederzugeben und die Komposition der Messe nahmen seine Seele so ganz in Anspruch, daß er sich um den Überzug nach Döbling so wenig bekümmerte, als die Schwalben, die vor seinem Fenster schreiend herbeischwirrten.

Glücklich für ihn, daß sein zweites Ich — sein begeisterter Schüler und Verehrer, Schindler, ihm liebevoll helfend und ratend zur Seite stand, für ihn dachte und handelte; während Frau Streng und Kugler die untergeordneten weltlichen Dinge besorgten.

So waren die beiden letzteren eben beschäftigt, in der zu Döbling neu gemieteten Sommerwohnung die aus Wien mitgebrachten Sachen auszupacken und einzuräumen.

Die Fenster und Thüren des freundlichen Logis standen weit auf, so daß die frische, kräftige Frühlingsluft von allen Seiten eindringen konnte, und sie that es auch und trug ihren Dank für dies artige Zuvorkommen dadurch ab, daß sie den köstlichen Duft der nahen Blütenbäume auf ihren leichten Schwingen mit herübertrug. Die Sonne strahlte dabei so warm und behaglich, die Vöglein versuchten, ob sie die alten Lieder noch nicht vergessen, die Käfer summten und schwirrten und Kugler, der bleiche Schneider und Diener Beethovens, sang — während er einen Korb Notenhefte und Bücher nach dem anderen aus dem unten stehenden Wagen in die Wohnung herauftrug — mit zirpender Stimme:

„Natur, die holde Schläferin,
Ist endlich nun erwacht;
Der Wintersmann mit argem Sinn,
Hielt sie so lang bewacht!

„Der Wintersmann mit weißem Bart,
Im Blick so rauh und wild,
Er fing sie ein, die Jungfrau zart,
Im Nebel dicht verhüllt.

„Er wies ein Lager ihr sodann,
Ein Lager kalt und hart:
„„Fest sollst du schlafen hier fortan,
Ich schwör's bei meinem Bart!““

„Lang schlief sie nun im weißen Bett,
Fest zugedeckt mit Schnee;
Da trat an ihre Lagerstätt'
Die Sonne aus der Höh'.

„Sie nahm die Decke weg ganz sacht
Und sah so warm sie an;
Da ist die holde Maid erwacht,
Erlöst aus Winters Bann.

„Sie machte sich ihr güld'nes Haar;
Schneefedern drinn sie fand;
D'rob lächelte sie wunderbar,
Und — Frühling ward's im Land!"

„Aber Kugler!" — rief jetzt Frau Schnaps aus dem Fenster der Küche herunter — „was ist Euch denn heute in den Kopf gefahren?"

„Warum?" — frug Kugler erstaunt hinauf, indem er eben wieder einen Notenpack nehmen wollte.

„Ich schreie mich heiser nach Ihm; aber Er hört mich nicht über Seinen lamentabeln Singsang!"

„Lamentabeln Singsang!" — wiederholte Kugler gekränkt — „was das wieder für Redensarten sind. Als ob sich unsereines nicht eben so gut, wie die Mücken, die da in der Luft tanzen, des schönen Frühlingstages freuen dürfte."

„Ja wohl!" — rief Frau Schnaps keifend — „das fehlt auch noch, daß Er, während ich alle Hände voll zu thun habe, mit den Mücken in der Luft tanzt. Leicht ist Er freilich genug dazu!"

„Was?!" — schrie jetzt Kugler beleidigt. — „Leicht? . . . . soll das eine Anspielung auf mein Handwerk sein, Frau Schnaps?!"

„Ich heiße nicht Frau Schnaps!" — rief es oben und die Hand der Haushälterin, die eben einen Küchentopf hielt, hob zu einem kräftigen Wurfe nach des Schneiders kahlem Kopfe aus. Aber Kugler war schon unter den Wagen geschlüpft und schrie nur noch:

„Ich verbitte mir alle Anzüglichkeiten."

„Er ist ein Esel!" — demonstrierte Frau Streng.

„Allerdings bin ich das!" — rief Kugler unter dem Wagen hervor — „sonst wär' ich längst nicht mehr in einem Dienste, den ich mit Ihr teilen muß. — — Wenn ich nicht dem armen, tauben Herrn van Beethoven zu Gefallen bliebe . . ."

Kugler vollendete nicht; aber er schielte mit dem linken Auge unter dem Wagen hervor, um zu erkennen, welchen Ein-

druck diese Worte auf die Haushälterin machten. Und allerdings senkte sich denn auch bei ihr die Hand mit dem Topfe und die Stirne fing an, sich zu glätten.

„Dem zu Gefallen mags diesmal noch vergeben sein!" — sagte sie jetzt — „aber dann thu' Er auch für unseren armen Herrn, was seines Amtes ist."

„Hab ich denn vielleicht nichts gethan?" — frug jetzt der Schneider, indem er unter dem Wagen hervorkroch. — „Ich bin ganz lahm von dem Bücher- und Notenschleppen."

„Ist was Rechtes!"

„Müssen aber doch auch hinauf."

„Erst kommt die Küche, damit ich heute Abend dem Herrn etwas kochen kann."

„Und was hab' ich mit der Küche zu thun?"

„Nehm' Er den Korb, Kugler, leg' Er all die Leuchter, Lichtscheeren, Löffel und Geschirre hinein und bring' Er mir das Zeug herauf, damit ich es auspacken und aufstellen kann."

„Wo ist denn das Gerümpel?"

„Kugler?!"

Kugler zuckte zusammen, denn er dachte an den Topf in der Hand der Frau Schnaps. Aber diesmal war es nur eine Mahnung.

„Hat Er denn gar keine Augen im Kopfe?" — frug es jetzt ungeduldig von oben herab. — „Steht doch mit der Nase vor der Kiste, wo die Küchengeräte drinnen sind."

„O du Himmel!" — rief jetzt Kugler — „ich glaube gar, Frau Streng, Sie hat jedes Stück von dem alten Plunder extra eingewickelt."

„Ja!" — rief Frau Schnaps scharf — „nur Ihn hab' ich dabei vergessen! — Glaubt Er liederlicher Mensch denn, daß mir das Eigentum meines Herrn so gleichgiltig sei, wie Ihm? — — Meint er, ich hätts nicht gesehen, wie Er des Herrn Stiefeln und Schuhe mir nichts, dir nichts, in die große Kiste geschmissen, als ob das Schund wäre?"

„Aber . . ."

„Halt Ers Maul!" — rief die Haushälterin zornig. — „Ich selbst habe sie wieder herausgeholt und, während Er gefaulenzt hat, in Papier eingewickelt."

„Was hab' ich?" — rief Kugler hinauf.

„Gefaulenzt!" — rief Frau Schnaps und der Topf kam

wieder zum Vorschein. Wie der Blitz war Kugler abermals unter dem Wagen verschwunden.

„Das ist gelogen!" — schrie er wild — „ich habe zu der Zeit, dem Herrn bei seinem Hierherkommen eine Freude zu machen, von meinen paar armseligen Kreuzern das Blumensträußchen gekauft, das auch schon oben im Wasser steht."

Eine kleine Pause entstand.

„Hat Er das wirklich gethan, Kugler?" — frug es jetzt oben in milderem Tone.

„Ja," — rief es unter dem Wagen hervor — „so wahr Gott im Himmel lebt!"

„So komm Er herauf!" — sagte Frau Streng, und es lag fast etwas wie Rührung in ihrer Stimme. — „So wollen wir Frieden machen."

„Und der Topf?"

„Ich hab' ihn weggestellt."

„In Wahrheit?"

„Bei allen Heiligen!"

Kugler schlüpfte vorsichtig unter seiner Wagenburg hervor.

„Aber jetzt thu' Er auch, was ich Ihm gesagt habe!" — befahl die Haushälterin — „denn sonst wird es Abend und wir sind mit dem Einräumen der Wohnung noch nicht fertig."

Kugler gehorchte und die Arbeit ging ihren Gang ruhig fort, nur änderte Frau Streng ihren Plan insofern, daß sie die Küchengerätschaften noch eingepackt stehen ließ, um doch lieber vor allen Dingen das Zimmer Beethovens in Ordnung zu bringen.

Und sie hatte wohl daran gethan, denn zu ihrem Schrecken kam dieser in Begleitung seines Freundes und Schülers, des Herrn Schindler, schon nach einer Stunde in Döbling an.

„Ach, du meine Güte!" — rief sie Kugler entsetzt zu, als sie die beiden Männer aus der Ferne herankommen sah — „da kommen sie ja schon! . . . Ach, du lieber Himmel, und wir sind noch nicht zur Hälfte mit der Einrichtung fertig! . . . . . Was wird der Herr sagen? . . . was fang ich an? . . . . Das wird ein schönes Donnerwetter geben!"

„Na, na!" — machte Kugler — „verzweifle Sie nur nicht gleich, Frau Streng. Wir haben unsere Pflicht gethan . . . . und wenn er auch wieder tüchtig schreit und wettert, aufessen kann er uns doch nicht."

„Aber es muß doch etwas ganz Besonderes sein" — meinte

die Haushälterin — „was ihn so früh herausführt. Er versprach mir fest und teuer, erst den Abend zu kommen.“

„Nun, es wird sich ja zeigen!“ — entgegnete Kugler.

Beethoven und Schindler waren unterdessen dem Hause, in welchem sich die neue Sommerwohnung befand, näher gekommen; hatten sich aber schon auf Herrn Schindlers Stirne düstere Falten gelagert, so schaute Beethoven geradezu wie ein grimmiger Löwe drein.

„Heilige Maria, Mutter Gottes!“ — stöhnte bei diesem Anblicke Frau Schnaps, und bekreuzte sich; Kugler aber ergriff in der Angst den Nachttisch seines Herrn und trug ihn in den Keller.

Beethoven und Schindler waren unterdessen eingetreten; aber schon unten an der Treppe schrie Beethoven:

„Wo ist das verfluchte Volk! ... wo ist die Schnapsin? wo ist der Halunke von Kugler?“

Aber weder die Haushälterin, noch der im Keller mit zusammengekrümmtem Leibe sitzende Schneider — Kugler hatte vor Schrecken Bauchweh bekommen — waren im stande zu antworten.

„Wo ist das liederliche Pack!“ — schrie Beethoven wieder. — „Ich lasse sie beide einstecken, ich lasse sie hängen, wenn sich auch hier mein Kyrie nicht findet!“

Schindler legte sanft und begütigend seine Hand auf Beethovens Arm; aber der Maestro wehrte ihn unwillig zurück:

„Was? ruhig soll ich auch noch sein?“ — rief er im höchsten Zorn — „wenn mir dies Satansvolk mein Kyrie gestohlen hat? . . .“

Aber das war doch für die ehrliche Frau Schnaps zu viel. Jetzt färbten sich auch ihre Wangen von Zornesglut und mutig hervortretend schrie sie Beethoven ins Ohr, daß die ganze Bevölkerung eines Kirchhofes davon hätte erweckt werden können:

„Was soll ich gestohlen haben?“

„Mein Kyrie!“ — schnaubte Beethoven.

„Herr erbarme dich unser! Christe erbarme dich unser!“ — stöhnte Kugler im Keller.

„Was für ein Kyrie!“ — schrie die Schnaps erstaunt.

„Von meiner großen Messe!“ — rief Beethoven und schlug sich wie in Verzweiflung vor die Stirne. — „Herr Gott und alle Welt! . . . Wenn Sie nicht so dumm wäre, so müßte Sie begreifen, daß man etwas, was man einmal komponiert hat, wenn es verloren gegangen oder gestohlen ist, nicht so leicht wieder komponieren kann! ... Ach! ... und es war mir so gelungen!“ —

Und er rannte nach seinem Zimmer, wo auf dem englischen Flügel ganze Stöße von Notenheften lagen und .... suchte; aber mit solcher Verzweiflung und in solcher Hast, daß er kaum sah, was auf oder in den Heften und Blättern stand.

Eine Partie nach der andern flog aus seiner Hand auf die Erde: rechts, links, dahin, dorthin, wie es eben kam ... aber das Kyrie fand sich nicht.

Schindler gab sich unterdessen Mühe, der Haushälterin, die noch an Arm und Beinen vor Alteration zitterte, die Sache begreiflich zu machen.

Der Fall war allerdings unaussprechlich unangenehm und wirklich derart, daß man Beethoven seinen Zorn und seine Verzweiflung nicht übelnehmen konnte: von dem herrlichen Riesenwerke seiner großen Messe fehlte seit zwei Tagen die ganze Partitur des ersten Satzes Kyrie eleison — das: „Herr erbarme dich!" mit welchem die Messe beginnt.

Es war ein Meisterwerk an Gedanken und Arbeit und gar nicht zu ersetzen .... denn ... wie der Meister selbst gesagt: etwas einmal Geschaffenes ganz neu aus der Erinnerung mit derselben Meisterschaft wiederzuschaffen ... bleibt für den gewaltigsten Geist eine ebenso peinliche als fast unmögliche Aufgabe.

Die Erklärung Schindlers beruhigte denn auch Frau Streng und so machten sich nun alle an das Suchen. Auch Kugler kam zum Vorschein und nun wurden die Wohnung, die Schränke, die Kisten, die mitgebrachten und noch durch einander stehenden Möbel, kurz, was nur da war, nach dem — aus großen Bogen bestehenden — Notenhefte durchsucht, welches das Kyrie enthalten sollte.

Das unselige Kyrie fand sich nicht.

Beethoven wetterte, daß die Wände zitterten.

Das Heft mit dem Kyrie kam nicht zum Vorschein.

Beethoven drohte wiederholt: die Schnapsin und den Kugler aufhängen zu lassen.

Das Kyrie eleison fand sich nicht.

Endlich war alles zum drittenmale durchsucht: Beethoven sank erschöpft auf einen Stuhl, — Schindler ging unruhig auf und ab — Frau Schnaps heulte und Kugler, der trotz dem Teufelslärm Hunger bekommen hatte, war in die Küche geschlichen, um sich ein Stück Brot und eine Wurst zu holen; denn er hatte vorher schon entdeckt, daß sich unter den eingewickelten Küchengerätschaften auch einige Wiener Würstel befänden.

Auf den Zehen schleichend suchte er den bewußten großen Korb, um dann seinen Imbiß im Keller einzunehmen und von den Schrecken des Tages auszuruhen.

Endlich war der Korb entdeckt; er langte hinein und suchte zwischen eingewickelten Leuchtern, Lichtscheren, Tassen und dergleichen Sachen.

„Ha!“ — rief er jetzt leise — „da fasse ich etwas weiches; das wird ein Würstel sein!“

Er zog die Hand heraus; aber noch hatte Kugler seine Beute nicht in Sicherheit gebracht, als er — von einer furchtbaren Ohrfeige getroffen — rücklings auf die Erde taumelte.

„Hab' ich Dich erwischt, Halunke!“ — rief zu gleicher Zeit die Donnerstimme Beethovens. — „Was hat da wieder gestohlen werden sollen?“

„Ach!“ — stöhnte Kugler bleich und entsetzt, indem er mit beiden Händen die unglückliche Wange zuhielt, die soeben mit Beethovens rechter Hand in so unangenehme Berührung gekommen war, ein Jammergesicht schneidend. — „Ach! ... Euer Gnaden ... 's ist nur ein Würstel! ... und ich hab' ...“

Aber in demselben Momente stieß Beethoven einen Schrei aus, der das ganze Haus durchdrang. Freund Schindler und die Haushälterin stürzten totenbleich herbei, Kugler war in die Knie gesunken; ..... Beethoven aber stand wie versteinert da und hielt den Herbeieilenden in der einen Hand die Wurst, in der andern das mit Fett beschmutzte Papier entgegen, in dem diese eingewickelt gewesen. Seine Augen starrten dabei vor Entsetzen auf beide Gegenstände, ... als erblickten sie dort das Haupt der Medusa.

Schindler, die Haushälterin und Kugler begriffen von allem dem nichts, bis der erstere den Mut faßte, herantrat und nach dem Papiere langte. Da aber entfuhr auch ihm ein Schrei des Entsetzens:

„Allmächtiger Gott!“ — rief er — „das Kyrie!!“

„Herr, erbarme dich unser! Christe erbarme dich unser!“ — betete der Schneider zähneklappernd.

„Ach! .... du grundgütiger Gott!“ .... stotterte Frau Schnaps und sank jetzt ebenfalls auf die Kniee.

Beethoven aber hielt noch immer die Hände mit der Wurst und dem Papier wie erstarrt vor sich ausgestreckt, während ihm nach und nach das Bewußtsein wiederkehrte, das ihm der Schreck in der That auf Augenblicke geraubt hatte. Aber mit dem Bewußtsein kam auch die Sprache wieder:

„Unglückselige!“ — donnerte er jetzt der Frau Schnaps entgegen — „was hat Sie da mit meinem Kyrie gemacht?“

„Ach! . . . ach! — schrie Frau Schnaps, noch immer auf den Knieen liegend und in ihrer namenlosen Angst und Verzweiflung dem Meister die gerungenen Hände entgegenstreckend, während sie ganz vergaß, daß Beethoven taub sei. — „Gnade und Erbarmen, Herr! . . . ich hab' ja nicht gewußt, daß . . . die Bogen waren so groß und schön . . . . so ganz gemacht zum Einwickeln . . . und das Heft lag auf der Erde . . . unter alten Sachen!“

Aber Beethovens Gedanken hatten jetzt eine andere Richtung genommen.

Während die Schnaps noch so jammerte und flehte, und Kugler — gleichfalls noch auf den Knieen liegend — unter Zähneklappern eine ganze Litanei abbetete, stürzte der Maestro — dem Beispiele seines Freundes Schindler folgend — über die Körbe und Kisten her, welche die Leuchter, Lichtscheren, Tassen, Gläser, Stiefeln, Schuhe, Würste u. s. w. enthielten, zu deren Schutz das Kyrie der großen Messe verbraucht worden war.

Mit dem Eifer, mit dem wohl sonst Goldsucher ihre Felder durchwühlen, wickelten jetzt die beiden Männer alle diese Dinge aus; die teils noch ganzen, teils aber auch zerrissenen großen Papierbogen mit Entsetzen glatt streichend und sorgfältig zurücklegend. Endlich war das Werk vollbracht . . . und . . . o Freude! es fehlte nicht ein Blatt von der vermißten Partitur!

Beethoven und Schindler atmeten tief auf . . . . wie Bergeslast fiel es von ihren Herzen. Als sich aber Beethoven jetzt umdrehte, und die Schnapsin und den Kugler mit ihren Sündermienen noch auf den Knieen liegen und an Arm und Beinen zittern sah — — — mußte er unwillkürlich in jenes furchtbare Lachen ausbrechen, das — nur ihm eigen — die Wände eines Hauses erzittern machen konnte.

Und Beethoven lachte so gräulich — und die Szene erschien jetzt so drollig, — und jedes war über das Wiederfinden so glücklich, — daß auch Schindler unwillkürlich lachen mußte, — und der Schneider, dem noch die Wange braunte, — und Frau Schnaps, der noch zugleich die Thränen in Bächen über die dürren Wangen liefen.

Aber Beethoven gaudierte sich an den beiden Sündern:

„Hängen sollte ich Euch beide freilich lassen!“ — schrie er jetzt in der glücklichsten Laune; — „aber Ihr seid mir den Strick nicht wert! Wer indes von Euch noch einmal bei mir Noten

angreift, dem haue ich selbst und mit eigener Hand die zehn Finger ab! Und nun" — fuhr er fort — „macht das Haus fertig, damit ein ehrlicher Mensch heute Nacht darin schlafen kann. Wir aber, Schindler, wollen im nächsten Wirtshause eine Flasche Gebirgswein trinken, denn ich fühle doch, daß mir der Schreck in die Glieder gefahren ist."

Und Beethoven und Schindler gingen von dannen; Frau Schnaps und Kugler erhoben sich langsam.

„Frau Schnaps!" — sagte der Schneider dabei: „Werd' ich jetzt noch geschimpft, weil ich die Stiefeln und die Schuhe des Herrn nicht eingewickelt habe?"

„Halt' Er das Maul!" — entgegnete die Haushälterin — „ich bin wie gerädert, und geb' Er mir lieber dort die Flasche einmal her . . . ich muß einen Schluck nehmen . . . sonst fall' ich um."

„Kyrie eleïson!" — sagte Kugler und ging, den Befehl der Frau Streng zu erfüllen. — „Heute hab' ich in der That erfahren, was das heißt: „Herr, erbarme dich unser!"*)

---

*) Der ganze Vorfall ist geschichtlich. — Schindler: S. 119. Oulibicheff: S. 63.

„Gutsbesitzer“ und „Hirnbesitzer“.

Ludwig van Beethoven war aus der „musikalischen Stoa“ sehr verstimmt nach Hause gekommen. Es hatte heute für diesen Winter die letzte derartige künstlerische Unterhaltung bei der Baronin von Ertmann stattgefunden — der Frühling deckte ja schon die Erde mit seinem Blütenschnee — und . . . Gräfin Julie Gallenberg war, aller Gewohnheit zuwider, nicht anwesend gewesen.

Beethoven konnte sich dies Wegbleiben auf keine Weise erklären. War er doch selbst aus Döbling nach der Stadt gekommen, um ja diese einzige Stunde des Zusammenseins mit seiner geliebten Julie nicht zu versäumen. Er wußte auch, wie viel die Gräfin auf dies kurze, aber beiden zur beruhigenden Gewohnheit gewordene Zusammensein hielt. Und es war wohl noch dazu für lange Zeit das letztemal!

War Julie krank? — War etwas vorgefallen? — Beethoven hatte die Baronin gefragt; sie hatte zu beiden den Kopf geschüttelt; aber . . . . . es war dem Meister vorgekommen, als wenn dies Kopfschütteln von einer gewissen Verlegenheit begleitet gewesen wäre. Er war besorgt, unruhig, mißgestimmt, ... und doch mußte noch ein fataler Gang gemacht werden: sein Advokat erwartete ihn, um ihm das Endurteil über einen Prozeß mitzuteilen, den er leider wieder zu führen gehabt hatte.

Prozeß! — schreckliches Wort im Geschäftsleben . . . . . hundertfach entsetzlich für einen Künstler! . . . . . und nun noch gar ein solcher Prozeß!

Fürst Kinsky war gestorben. Er war — wie bekannt — einer jener vier hochherzigen Männer, die einstens Beethovens Berufung an den Hof des Königs von Westfalen dadurch zurückschlugen, daß sie dem großen Maestro, dem Stolze Wiens, einen jährlichen Gehalt von viertausend Gulden in Bankzetteln auswarfen. Das Finanz-Patent hatte diesen Gehalt gewaltig geschmälert; Fürst Lobkowitz hatte seine Zahlungen einstellen müssen und Beethoven verlor also auch hier den betreffenden Anteil. Jetzt, bei dem Tode des Fürsten Kinsky, verweigerten dessen Erben sogar auch den Teil, den sie zu zahlen hatten. Beethoven stand auf dem Punkte, sich auf das Wenige beschränken zu müssen, was ihm noch von Erzherzog Rudolf blieb.

Glücklicherweise war die heutige Auskunft besser: der Rechtsanwalt des Meisters teilte ihm mit, daß er seinen Prozeß gewonnen und die Kinskyschen Erben gerichtlich verpflichtet seien, ihm auch ferner jährlich etwas weniges mehr ... als dreihundert Gulden zu zahlen.

Dreihundert Gulden! Was waren sie damals für Beethoven, der allein für die Erziehung seines Neffen — den zu einem guten, edlen und tüchtigen Menschen heranzubilden jetzt seines Lebens Ziel und Aufgabe war — nahe an zwölfhundert, für seine Haushaltung elfhundert, für seine Bedienung an neunhundert Gulden brauchte.*)

Ach! das Joch der Erdensorgen lagerte sich immer mehr und mehr auf seinen Nacken. Er hatte dies niemals deutlicher gefühlt, als jetzt, da er von seinem Advokaten nach Hause kehrte. Aber es ging heute wie immer bei ihm; je mehr die Hand des Schicksals diesen gewaltigen Charakter zu beugen suchte, desto mächtiger erhob sich seine Energie.

„So werde ich mir die größten Entbehrungen auferlegen!“ — sagte er zu sich selbst — „an der Erziehung des Knaben darf nichts fehlen.“

Beethovens Mittagessen bestand in den nächsten Tagen aus einem Glas Bier und einigen Semmeln.**)

Aber sind denn nicht Licht und Schatten unzertrennlich? Von dieser Zeit an trat eine gewisse Kargheit in Beethovens Wesen mehr und mehr hervor. Und wie hätte dies

---

*) Wegeler und Ries. S. 140.

**) Thatsache.

nicht sein sollen? Bewies sich nicht auch das Geschick karg genug gegen ihn?

Dem tauben, fast ganz allein in der Welt stehenden Mann, der nur noch im Reiche seiner musikalischen Schöpfungen und seiner stillen philosophischen Träume lebte, schrumpften nachgerade die Bedürfnisse des Lebens, sowie dessen Anforderungen zu einem Minimum ein. Aber der gewaltige Geist Beethovens, der sich schon seit seiner frühesten Jugend an den großen Charakteren des klassischen Altertums emporgerichtet — der seit seiner Kindheit Tagen bis auf die Stunde, in der er jetzt stand, noch nicht aufgehört hatte, den Schlägen des Schicksals Trotz zu bieten — hatte selbst etwas von jener antiken Größe angenommen.

Hoch aufgerichtet in den Stürmen des Schicksals — wie der himmelanstrebende Fels im schäumenden Meere — fest, kühn und trotzig dem Unabwendbaren in das Antlitz schauend, hatte sich Ludwig van Beethoven daran gewöhnt, dies Leben nicht als Zweck, sondern als Mittel zu immer höherer Vervollkommnung und das Schicksal als eine höhere, größeren Zwecken untergeordnete Macht zu betrachten. Aber er hielt auch, seinem starren eisernen Charakter entsprechend, diesen Gesichtspunkt — den die Alten Vertrauen auf die Vorsehung nannten — in allen Lagen und Zufällen des Daseins unerschütterlich fest. Der große, unermeßliche Gewinn für ihn lag nun aber darin: daß er dadurch den Schlüssel in der Hand hatte, mit dem er sich aus den Labyrinthen des Lebens herausfinden und — wie sein Ideal Platon — im Besitze einer bewunderungswürdigen Seelenruhe bleiben konnte.

Körperliche Entbehrungen waren ihm daher auch nichts, wenn nur die Gedanken, für die er lebte, unangetastet blieben.

Nun hatte aber Beethoven einst — noch während des Prozesses um die Vormundschaft über seinen Neffen — an das betreffende Gericht geschrieben:

„Mein Willen und Streben geht nur dahin, daß der Knabe die bestmöglichste Erziehung erhalte, da seine Anlagen zu den froheften Hoffnungen berechtigen, und daß die Erwartung in Erfüllung gehen möge, die sein Vater auf meine Bruderliebe baute. Noch ist der Stamm biegsam, wird aber die Zeit versäumt, so entwächst er in krummer Richtung der Hand des bildenden Gärtners, und die gerade Haltung, Wissenschaft und Charakter, sind auf ewig verloren. Ich kenne keine heiligere

Pflicht, als die der Obsorge bei der Erziehung und Bildung eines Kindes." *)

Und was er hier gesagt, war Beethoven Ernst, wie alles, was er ergriff und that. Die volle Größe seines Herzens und seines Geistes bewährte sich aber darin: daß Beethoven jetzt den Sohn seines Bruders — der ihm doch so viel Sorgen und Kummer gemacht und ein ganzes Vermögen gekostet — in voller Wirklichkeit als seinen eigenen Sohn betrachtete und adoptierte. Ja! — und wer wußte von dieser Größe, als sein würdiger Freund Schindler? . . . . . er betrachtete von jetzt an die wenigen Ersparnisse, die er in einigen Bankaktien vor den gierigen Blicken seiner Brüder hatte zu retten vermocht, nicht mehr als sein Eigentum, sondern als ein, seinem angenommenen Bruderskinde gehöriges Vermögen.

Das Joch der Erdensorgen lag von nun an oft genug mit eiserner Schwere auf dem Nacken des Meisters . . . . es beugte diesen Nacken nicht. Mit stolzer Seelenruhe und jener, allen Stürmen und Schicksalsschlägen trotzenden, ihm eigenen heiteren Lebensenergie trug derjenige es, vor dem sich Kaiser und Könige gebeugt, der in Fürstenpalästen gewohnt, um dessen Freundschaft die Großen der Erde gebuhlt.

Beethoven saß eben in seiner Stadtwohnung — Frau Schnaps, die in Döbling weilte, glaubte ihn in einer guten Restauration — und speiste, die Zeitung lesend, zu Mittag. Ein Brödchen hatte er bereits verzehrt, ein zweites lag noch vor ihm und daneben stand ein Glas Bier.

Aber es mußte etwas ganz eigentümlich Interessantes sein, was er eben las, denn ein ironisches Lächeln flog über seine sonst so ernsten Züge.

„Also hatte mein lieber Bruder Johann doch recht", — sagte er jetzt, und nahm einen Schluck Bier — „als er mir vor einigen Tagen die Versicherung gab, daß ich es in der Welt nie so weit bringen würde . . . . . als er: Sagt doch die Zeitung selbst, daß man ihn zu einem Ehrenamte gewählt hat. Nun ja!" — setzte der Maestro, die Achseln zuckend, hinzu und brach sein zweites Brödchen an — „warum auch nicht. Er ist ja durch die Apotheke, die ich ihm einst kaufte, ein reicher Mann geworden, der sogar eine Equipage hält. Ich gönne es ihm . . . . .

*) Schindler: S. 108.

ist er doch immer mein Bruder! . . . Freilich, ein bischen liebevoller und weniger stolz dürfte er wohl gegen mich sein, denn . . . . was er ist, ... ist er eben doch nur durch mich.“

„Ich hätte ihn heute zum Beispiel recht gerne einmal gesprochen, und daß er dicht neben meiner Wohnung in dem großen Hotel abgestiegen ist, weiß ich so gut, als er mein heutiges Hiersein kennt. Er fuhr ja gerade mit seinem eleganten Wagen in den Gasthof ein, als ich zur Baronin ging; auch sah er mich recht gut!“

Beethoven legte die Zeitung nieder und nahm abermals einen Schluck Bier, dann sagte er ruhig vor sich hin:

„Es giebt doch nichts Kindischeres als den Stolz! . . . . . Auf welchem Verdienste beruht er denn? . . . . . Statt sich zur Vernunft zu erheben und darin seine Würde und seinen Wert als Mensch zu erkennen, faßt der Stolze sich in der Ichheit, legt sich Vorzüge bei, die ihm ganz und gar nicht zukommen, macht diese gegen andere geltend und verlangt dafür Anerkennung und Achtung.“

„Ja!“ — fuhr er nach einer kleinen Pause fort, in der er die Reste seines mehr als bescheidenen Mittagsmahles vollends verzehrte — „wenn die Menschen wüßten, was Stolz im edlen Sinne ist! Hier ist er das Bewußtsein der eigenen Würde, die dem Menschen als vernünftigem, freiem und gottähnlichem Wesen zukommt; . . . . . aber dieser Stolz freilich wird sich auch nur darin äußern, daß der Mensch diese Würde in jedem Verhältnisse behauptet.“

In diesem Augenblick trat Kugler — der seinen Herrn heute von Döbling in die Hauptstadt begleitet hatte — ein, und überreichte Beethoven eine Visitenkarte; der Maestro las:

„Johann van Beethoven.“
„Gutsbesitzer.“

Ludwig lächelte mitleidig; dann zog er einen Bleistift aus der Westentasche, drehte die Karte um, und schrieb darauf:

„Ludwig van Beethoven.“
„Hirnbesitzer.“

Als dies geschehen, reichte er sie mit ernster Miene Kugler dar, und sagte:

„An meinen Bruder zurück. Er logiert im Gasthofe nebenan.“

Dann nahm Beethoven ruhig seinen Hut und ging, noch ein Geschäft zu besorgen. Im Gehen aber murmelte er vor sich hin:

„Und der Geldsack ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann ihn brauchen im Leben,
Und ob er auch dumm ist überall,
Dem Reichtum wird alles vergeben,
Und worauf kein Verstand der Verständigen fällt,
Das übet in Einfalt ein Dummkopf ums Geld!"

Rache.

Grau-Fenchelchen stand eben vor dem alten Kleiderschranke, der sich, als eines der wenigen, durchaus nötigen Möbels in seinem Zimmer befand, und untersuchte genau — das gute Männchen war jetzt noch in Hemdärmeln — welcher von seinen zwei alten und schlechten Röcken wohl der abgetragenste sei, . . . denn . . . . diesen wollte er heute anziehen; da es nun aber zu seinen unerschütterlichen Grundsätzen gehörte, sich niemals Kleider selbst zu kaufen, so mußte er suchen, durch jämmerliches Aussehen irgend ein mitleidiges Herz dahin zu bestimmen, ihm einen Rock oder doch wenigstens das Tuch dafür, zum Geschenk zu machen.

Die Untersuchung und Vergleichung der beiden schäbigen Röcke wurde aber durch eine besondere Eigenheit des Zimmers, in welchem sich der Doktor befand, sehr erleichtert. Es war nämlich außerordentlich hell in diesem Gemache, da sich an den Fenstern nicht das Geringste befand, was den Zutritt des Lichtes hätte hindern können. Von Vorhängen, Rouleaus oder dergleichen luxuriösen Dingen war ja keine Spur zu sehen . . . und . . . mit Recht!

„Sind denn die Menschen nicht toll?" — rief Grau-Fenchelchen jedesmal, wenn ihn jemand über diese fast allzugroße Einfachheit beredete und dabei vielleicht gar behauptete: Vorhänge seien die Seele eines Zimmers. „Sind denn die Menschen nicht toll?" — rief er dann. — „Erst machen sie Löcher in die Mauer ihrer Häuser, damit Luft und Licht in dieselben eindringen soll, und dann hängen sie diese Löcher mit langen bunten oder weißen Lappen wieder bis unten zu, daß es wahrlich für Luft und Licht ein Kunststück wäre, auch nur ahnungsweise einzudringen."

Man sieht, Grau-Fenchelchen war nicht nur Mediziner, sondern auch Philosoph. Dies bewies übrigens auch noch die übrige Einfachheit in seiner häuslichen Einrichtung, von der herab, bis zu dem Fasse des Diogenes, eben kein sehr großer Schritt nötig war.

Ein sehr einfaches, in einem Alkoven stehendes Bett, ein Tisch von rohem Holze, drei alte Stühle und besagter Kleiderschrank bildeten die ganze fahrende Habe dieses Zöglings des edlen Asklepios. Doch nein! .... noch ein einziges Möbel befand sich hinter dem Bette, aber so aufgestellt, daß es niemand sehen konnte, und dies Möbel war .... eine schwere eiserne an den Boden festgeschraubte Geldkiste.

Ob sich aber Geld in dieser Truhe befand oder nicht, das konnte man nicht wissen: denn einstens hatten Diebe — als der kleine Doktor gerade über Nacht zu einem auswärtigen Kranken gerufen worden war — bei ihm eingebrochen, die Kasse mit undenklicher Mühe abgeschraubt und bis auf die stille Straße hinter dem Hause fortgeschleppt. Als sie die Kiste aber hier voll Siegesfreude über den gelungenen Diebstahl erbrachen ... fanden sie dieselbe leer, bis auf einige Steine, die Grau-Fenchelchen in seiner Schlauheit hineingelegt hatte. Wollte sich doch der Doktor damals bei dem Wiederfinden der erbrochenen Kiste fast tot lachen, weil er die Diebe so schön irre geführt. — „Aber sie ist ja ohnedem immer leer!“ — setzte er dann jedesmal hinzu, wenn er die Geschichte erzählte.

Auch die einfach angestrichenen Wände des Zimmers waren kahl, so daß seine Wohnung in der That fast das Aussehen einer Zuchthauszelle hatte. Und doch .... gerade diese so entsetzlich ungemütliche und unpoetische Kahlheit und Einfachheit konnte Grau-Fenchelchen entzücken, wenn er, die Hände reibend, hier auf- und abtrippelte: warum? — sie gaben ihm das Bewußtsein, eine Menge Geld für unnötigen Tand gespart zu haben. Das Glück der Staubgeborenen ist und bleibt ja ein eingebildetes; was dem einen Entsetzen ist, ist dem andern Genuß! Grau-Fenchelchen schwelgte mit wahrer Seligkeit, wenn es ihn nichts kostete .... und dann zugleich ... weil es ihn nichts kostete; aber der Glückliche schwelgte auch aus dem gleichen Grunde, wenn er darbte!

Jetzt also prüfte er mit scharfem Blicke die beiden Röcke, die er nebeneinander auf die Lehnen zweier seiner Stühle gehängt hatte.

„Schwere Sache! . . . . schwere Sache!“ — sagte er dabei vor sich hin, mit dem Kopfe schüttelnd, eine Bewegung, die das Haarzöpfchen, wie in neckischem Übermute, nachmachte. — „Beide alt, — beide schlecht . . . . aber hier . . . .“

Er verglich jetzt die Kragen, die, durch das Zöpfchen eingefettet, beide wie Spiegel glänzten.

„Der da ist schlechter! . . .“ fuhr er dann entschieden fort — „und doch an diesem sind die Ärmel abgenutzter . . . Ärmel abgenutzter . . . auch viele Flecken . . . viele Flecken . . .“

Grau-Fenchelchen trat jetzt einige Schritte zurück und wiederholte die Beobachtung aus der Ferne. Endlich hatte der Befleckte gesiegt; der Doktor schlüpfte mit stillem Vergnügen in denselben und verschloß den anderen sorgfältig in dem Schranke. In dem gleichen Augenblicke klopfte es leise an der Thüre.

„Herein!“ — rief Fenchelchen.

Die Thüre öffnete sich und die Gestalt eines, auf den ersten Blick als hektisch zu erkennenden Bauern trat ein.

„Guten Morgen!“ — sagte der Mann mit den eingefallenen Wangen, auf welchen ein scharf umschriebenes Rot brannte, indem er hüstelte. — „Ist Er der Doktor?“

„Doktor! — ja Doktor!“ — entgegnete Grau-Fenchelchen freundlich und rieb sich vergnügt die Hände; denn sein geübter Blick sagte ihm sofort, daß dies einer jener wohlhabenden Landleute aus der Nähe der Hauptstadt sei.

„Ich wollt' Ihn halt fragen . . .“

„Wegen dem Husten?“

„Ja!“ — entgegnete der Bauer erstaunt — „weiß Er's denn schon?“

„Freilich! freilich! lieber Mann!“ — entgegnete Fenchelchen — „warum wär' ich denn sonst der Doktor. Aber 's ist recht, daß Er zu mir gekommen ist, kein anderer hätte die Krankheit so schnell erkannt.“

„Wirklich?“

„Keiner!“

„Und kann Er mich denn auch kurieren?“

„Ich will meinen!“ — rief Fenchelchen und klopfte mit seiner heiteren und vertraulichen Weise, die so ganz geeignet war, auch für ihn Vertrauen zu erwecken, dem Manne auf die Schulter. — „Mir stirbt kein Kranker, weder am Nervenfieber, noch an der Lungenentzündung, noch an der Hektik! . . . . . . Hundert und hundert Kinder hab' ich schon von der häutigen

Bräune gerettet! . . . . kanns nur zu Haus sagen . . . . nur zu Haus sagen!“

Der Bauer sah Grau-Fenchelchen, das sein Wirken in ein so blendendes Licht zu setzen wußte, erstaunt und überrascht an.

„So kann Er wohl auch meinem Sohn helfen?“ — frug er dann hüstelnd.

„Was hat denn der?“

„Sie haben ihm am Sonntag bei einer Schlägerei halt fast den Kopf gespalten!“

„Weiter nichts?!“ — rief Grau-Fenchelchen kichernd. — „Halten eben den Kopf für keinen edlen Teil! . . . aber ich werde kommen, wenn Ihr mir Ort und Namen sagt.“

„Zwettel heiß' ich!“ — sagte der Bauer — „aus Meidling.“

Fenchelchen nahm jetzt einen alten, an ihn gerichteten Brief aus der Schublade des Tisches und schnitt aus der nicht beschriebenen, keineswegs aber mehr weißen Rückseite zwei Zettel: einen für die Notiz und einen für das Rezept. Einen neuen anständigen Bogen Papier zu nehmen, würde er für große Verschwendung gehalten haben. Dann schrieb er beide Dinge nieder.

Der Bauer sah mit weitgeöffnetem Munde und dem Ausdrucke gemütlicher Dummheit zu, während seine rechte Hand instinktmäßig in die Tasche fuhr, in welcher er sein Geld trug. Gleich darauf reichte Fenchelchen Zwettel das Rezept, während der letztere drei blanke Zwanziger aufzählte.

Aber Fenchelchen schüttelte mit unendlicher Freundlichkeit den Kopf, tupfte, ein Späßchen machend, mit dem Zeigefinger der rechten Hand dem dreinglotzenden Bauer wiederholt auf die Brust und rief: „Zwettelchen, Zwettelchen! seid ein verflucht pfiffiger Kerl . . . . . drei Zwanziger! . . . . . seid aber beim Stadt-Doktor! . . . . . Stadt-Doktor! . . . . . müßt noch einen drauflegen!“

Der Bauer kratzte sich hinter den Ohren: — „Noch einen Zwanziger?“ — sagte er dann langsam.

„Ja, Männchen!“ — rief Grau-Fenchelchen schelmisch. — „Seid ja ein reicher Mann!“

Der Bauer gehorchte widerstrebend. — „Und Er kuriert mich auch?“

„Gewiß, gewiß!“ — sagte Fenchelchen, die Zwanziger vergnügt einstreichend.

„Und was ist's?“

„Pillen!“ — sagte der Doktor, dabei dem Bauer mit der alten Freundlichkeit auf die Achsel klopfend. — „Ausgezeichnete Pillen sind es: Alle Morgen und alle Abend zwanzig Stück! .... und morgen komm' ich nach Meidling!“

Und immer mit freundlichem Kopfnicken und heiterem Händereiben auf den Bauer eindringend, zwang er diesen mit wahrer Herzlichkeit rückwärts zur Thüre hinaus.

„Dummköpfe!“ — sagte er dann, als sich diese wieder geschlossen. — „Dummköpfe sind die Menschen alle, von dem Bauer bis zu dem Fürsten. Nur verblüffen muß man sie .... und man hat sie alle im Sack! ... alle im Sack! ... Die Medizin ist ja keine geheime, sondern eine öffentliche Wissenschaft, an deren Wohlthat jeder, der sich mit ihr vertraut gemacht hat, in gleicher Weise Teil nimmt. Daher ein einzelner nicht mehr wissen und leisten kann, als jeder andere, der auf dem gleichen wissenschaftlichen Standpunkte mit ihm angekommen ist .... angekommen ist! ... Aber“ — und hier schlupfte Fenchelchens Kopf unter behaglichem Kichern fast wieder zwischen die Achseln. — „Mundus vult decipi .... ergo decipiatur!“

Es klopfte abermals, und auf des Doktors Zuruf trat ein Mann von mittlerem Alter ein. Auch er sah krank aus: aber es war mehr die Krankheit drückender Lebenssorgen, die auf ihm ruhte, als ein körperliches Unwohlsein ..... Hunger vielleicht abgerechnet.

„Ei! ei!“ — rief bei seiner Ansicht Grau-Fenchelchen vergnügt — „mein lieber, guter Herr Schirmer ... bringen die vierteljährigen Zinsen von dem Kapitälchen, was ich Ihnen geliehen? ... Kapitälchen, was ich Ihnen geliehen?“

„Mein bester Herr Doktor...“ hub der Eingetretene traurig an.

Aber Grau-Fenchelchen ließ ihn nicht zu Worte kommen: „Weiß es schon! ... weiß es schon!“ ... rief er mit anscheinender Lustigkeit — „sind ein pünktlicher Mann; hätt' Ihnen sonst auch das Geld nicht geliehen.“

Der Mann mit dem vergrämten Gesichte seufzte tief auf: — „Herr Doktor!“ sagte er dann und hielt in seiner Verlegenheit Grau-Fenchelchen seine Schnupftabaksdose hin.

Fenchelchen nahm eine Prise, dann sagte er kichernd:

„Wissen Sie auch, mein lieber Herr Schirmer, für was die Schnupftabaksdosen in der Welt sind?“

Schirmer trocknete sich den kalten Schweiß von der Stirne: — „Ich denke wohl“ ... stotterte er.

„Ich will es Ihnen sagen!“ — rief Fenchelchen freundlich: — „die Tabaksdose ist für manchen Menschen ein wichtiges Ding. Sie bewirkt wenigstens, daß er in Gesellschaft nicht ganz blödsinnig erscheint.“

Des Mannes Verlegenheit wuchs sichtlich.

„Sie wissen“ — sagte Schirmer jetzt — „daß ich Dichter bin, und daß es mir und meiner Familie . . .“

„Ich weiß! ich weiß! mein lieber, bester, schönster Herr Schirmer!“ — rief Fenchelchen immer heiter, indem er dabei händereibend im Zimmer auf und ab lief — „ich weiß es ja! Obgleich die Dichter neun Mütter und einen Vater haben, so ist doch oft schlecht genug für sie gesorgt. Hilft aber alles nichts! . . . alles nichts! . . . muß die Zinsen von meinem Kapital haben.“

„Das sollen Sie auch!“ — sagte der Mann.

„Nun?“

„Nur heute nicht!“

„Muß sein, Charmantester! — muß sein!“ — rief Fenchelchen — „der Ordnung wegen. Können ja etwas von Ihren unschätzbaren Gedichten an einen Verleger verkaufen!“

„Verleger!“ — seufzte der Dichter. — „Die sind heut zu Tage wie ausgetrocknete Quellen.“

„Schlechter Vergleich!“ . . . . schlechter Vergleich!“ — rief Grau-Fenchelchen lachend. — „Verleger sind wie alte geschminkte Damen.“

„Wie? . . .“

„Alte geschminkte Damen! . . . . Verstehen Sie's nicht?“

Schirmer, dem der Kopf nach ganz anderen Dingen als nach Witzen stand, schüttelte denselben.

„Nun so will ich es Ihnen sagen!“ — rief der Doktor. — „Beide legen auf; jene, wenn das alte abgesetzt ist, — diese, um das alte abzusetzen.“

In diesem Momente klopfte es abermals an der Thüre, und auf des Doktors Zuruf trat ein nettes Mädchen ein.

„Sieh da, Jungfer Klara!“ — sagte der Arzt. — „Was giebts? was giebts? Frau Betty doch nicht unwohl?“

„Wenigstens gewaltig aufgeregt!“ — sagte das Kammermädchen schnippisch. — „Sie läßt Sie bitten, doch auf der Stelle zu ihr zu kommen!“

„Gut!“ — entgegnete der Arzt — „ich komme gleich!“

Klara ging.

„Und nun?“ — sagte Fenchelchen dem Dichter zugewandt.

„Haben Sie mit den Zinsen noch vierzehn Tage Nachsicht!“

„Geht nicht, geht nicht!“ — rief Grau-Fenchelchen, Hut und Stock nehmend. — „Seh'n Sie sich um . . . . bin ein armer Mann . . . . schlechte Praxis, schlechte Praxis . . . muß mir einen neuen Rock kaufen . . . . warte mit Schmerzen auf die Zinsen!“

„Aber . . .“

„Liebster, Bester!“ — rief Fenchelchen voll Freundlichkeit und schob den Dichter, wie vorhin den Bauer, mit der größten Liebenswürdigkeit von der Welt der Thüre zu. — „Will Ihnen noch drei Tage Zeit geben; dann aber das Geld . . . oder Kündigung des Kapitals . . .“

„Das hieße Zwangsverkauf meines Häuschens!“

„Nicht Zwang . . . nicht Zwang!“ — sagte Fenchelchen, der schon mit Schirmer bis vor seine Zimmerthüre gelangt war, freundlich — „steht ja ganz in Ihrem freien Willen! — Aber jetzt, Adieu, mein Verehrter! Adieu! — Bin gerufen worden, wie Sie wissen. Jeder muß in seinen Geschäften pünktlich sein.“

Und mit diesen Worten schloß Fenchelchen seine Thüre ab, legte noch ein großes Vorhängeschloß an dieselbe, rüttelte an beiden Schlössern, um sich noch einmal zu überzeugen, daß er auch wirklich geschlossen habe, und eilte dann die Treppe hinab. — —

Eine halbe Stunde später war Herr Doktor Fenchel bei Betty van Beethoven.

Betty war in der That sehr aufgeregt und unruhig. Pallhorst war seit drei Tagen nicht bei ihr gewesen. Sie frug den alten Freund, der für sie überall seine Kundschafter hatte, ob er ihr über dies seltsame Benehmen des Grafen keinen Aufschluß geben könne? ob der Graf krank sei? ob etwas Besonderes vorgefallen? ob man in der Stadt von keinem Duell spreche?

Grau-Fenchelchen war aber über alle diese Dinge diesmal so unwissend, daß sich Betty über ihn ärgerte.

„Man kann Sie zu nichts mehr gebrauchen!“ — sagte sie jetzt, verdrießlich zu dem Fenster hinausschauend. — „Sie werden altersschwach!“

Der Doktor zog wieder einmal den Kopf wie eine Schildkröte ein, rieb die Hände und rief heiter:

„Nicht ich! nicht ich! aber mein Rock!“

„Was habe ich mit Ihrem Rock zu schaffen?“

„Sehr viel!“

„Ich wüßte nicht!"

„Er ist so schlecht, so alt und abgeschabt, daß ich nirgends mehr hingehen kann . . . hingehen kann!"

„So kaufen Sie sich einen neuen."

„Kann nicht . . . Praxis ist zu schlecht."

„Und was klagen Sie das mir?"

„Soll ich nicht für Sie alle möglichen Dinge besorgen? überall hinlaufen? . . . überall hören? . . . nach dem Grafen, . . . nach Ihrem Sohne . . . nach . . . da! schauen Sie einmal, Vortrefflichste, kann ich das mit diesem Rock?"

Betty blickte um: Grau-Fenchelchen stand aber jetzt wirklich so erbärmlich in Kleidung, Haltung und Gesichtsausdruck vor ihr, daß sie ein verächtliches Lächeln nicht unterdrücken konnte.

„Es ist wahr", — sagte sie — „ich selbst muß mich Ihrer schämen."

„Hätt' ich einen bessern Rock, so würde mich auch Herr Del Rio als Arzt behalten."

„Und will er das nicht?"

„Ich sehe ihm für sein vornehmes Institut zu ärmlich aus."

„So würde ich auch Ihre Vermittlung bei meinem Kinde verlieren."

„Allerdings!" — sagte Fenchelchen die Achseln zuckend.

Eine Pause entstand. Bettys Züge verfinsterten sich mehr und mehr. War es ihr doch nur durch den kleinen schlauen Doktor möglich gewesen, ihren Sohn von Zeit zu Zeit heimlich zu sehen oder ihm durch Fenchelchen ins Geheime Geld in Überfluß zuzustecken. Sollte der Doktor die Kundschaft des Del Rioschen Instituts verlieren, blieb ihrem Mutterherzen jede Vermittlung mit dem Sohne abgeschnitten.

So klug war sie freilich, um zu wissen, was ihr alter Freund — den sie durch und durch kannte — mit der ganzen Geschichte beabsichtigte; aber sie wußte auch, daß ihn sein, mit dem Alter bis zum Widerlichen gewachsener Geiz in der That nicht erlauben werde, einen neuen Rock zu kaufen. Ihr Entschluß war daher rasch gefaßt. Plötzlich zu der alten Heiterkeit zurückkehrend, beauftragte sie ihn unter Scherz und Lachen, sich auf ihre Rechnung einen Rock machen zu lassen, bat ihn aber zu gleicher Zeit, ihr alsdann auch sofort den Gefallen zu thun und Erkundigungen über das rätselhafte Ausbleiben Pallhorsts einzuziehen.

Grau-Fenchelchens Augen leuchteten in Seligkeit.

„Soll geschehen! . . . . soll geschehen! . . .“ rief er, küßte Bettys beide Hände und eilte von dannen.

Indes verstrich Stunde auf Stunde, . . . Grau-Fenchelchen kam nicht zurück. Bettys Unruhe mehrte sich sichtlich. Sie lief in ihrer Wohnung bald hier, bald dahin, ergriff bald diesen, bald jenen Gegenstand; rief Klara und schickte sie wieder weg; . . . . es war ein ganz eigentümlich beengendes, ja selbst niederdrückendes Gefühl, was sie überkam.

Jetzt wieder stand sie am Fenster und schaute die Straße entlang nach dem Doktor, oder der Equipage des Grafen, oder einem, in der Pallhorstschen Livree daher eilenden Lakaien spähend. Aber nichts derart ließ sich sehen; dagegen erschrak sie fast, als in diesem Augenblicke ein Knabe, den sie schon die Straße daher hatte laufen sehen, unangemeldet und atemlos hereinstürzte und ihr einen Zettel hinhielt.

Es war ein schmutziger Wisch Papier, auf dem in flüchtigen Zügen, von der Hand des Doktors geschrieben, die Worte standen:

„Eilen Sie, so schnell als möglich, mit dem ersten besten „Mietwagen nach dem Gute des Grafen Gallenberg. Von „dort aus, eine halbe Stunde nach St. Pölten zu, liegt ein „kleiner Wald. Wenn Sie denselben noch zeitig genug erreichen, „kann vielleicht großem Unheil vorgebeugt werden. Ihre ganze „Zukunft steht auf dem Spiele.“ Dr. F.

„P. S. Dem Überbringer eine kleine Belohnung.“

Betty erbebte. Hatte das Duell zwischen Gallenberg und ihrem Schwager stattgefunden? — War Beethoven gefallen? . . . war die Entziehung ihres Sohnes und ihre eigene öffentliche Beschimpfung gerächt? — War Pallhorst an der Sache beteiligt? . . . warum alsdann gegen alle Absprache? . . . und wie? . . . Warum hatte er ihr kein Wort darüber mitgeteilt?

Alle diese Fragen drängten sich Betty mit einemmale und so stürmisch auf, daß sie einen Moment wie versteinert dastand; aber auch nur einen Moment. Dann erinnerte sie sich der Worte: „Ihre ganze Zukunft steht auf dem Spiele!“ — warf dem Knaben ein Geldstück hin, schellte, befahl Klara nach einem Wagen zu laufen und eilte selbst, Hut und Shawl zu nehmen.

Eine viertel Stunde später war Frau Betty auf dem Wege nach dem Gute des Grafen Gallenberg und dem beschriebenen Walde.

Sie befand sich in einer eigentümlichen Stimmung. Nicht als ob der rätselhafte Vorfall ihr Herz berührt hätte — es sei

denn durch den süßen Gedanken, daß ihr vielleicht an ihrem Todfeinde, an Ludwig van Beethoven, Rache geworden! Sie war nur einerseits gespannt und aufgeregt; andererseits kalkulierte ihr kalter Verstand — mit einem peinlichen Hin- und Herraten nach dem Rechten — über das auf dem Spiele stehen ihrer Zukunft!

Frau Betty hatte eigentlich nie dasjenige gehabt, was man so gewöhnlich hin „Herz" nennt. Derbe Sinnlichkeit bildete von jeher die Grundlage ihres Wesens und dominierte ihr ganzes Sein. Als es mit der Zeit einen ernsteren Kampf mit dem Schicksale erforderte, diese Vergnügen und diese Genußsucht genügend zu befriedigen: trat bei ihr der kalte, berechnende Verstand als einziges Hülfsmittel zur Erreichung dieser Lebensaufgabe bedeutend hervor. Es ging ihr wie so vielen derartigen Menschen: sie wollen zuerst ihres Lebens sicher sein, und dessen Fundament steigend sicherer gründen. Mit hellem Auge und immer wacher Klugheit blickte sie daher mit dem Zunehmen der Jahre vor sich, mit Interesse nur dasjenige beachtend, was sie als Baumaterial zu einer angenehmen Existenz gebrauchen konnte.

Jetzt hatte sie eine solche erobert . . . . und diese sollte auf dem Spiele stehen? Daß sie das Warum und Wieso nicht jetzt schon erraten konnte, machte ihr die augenblickliche Fahrt zur unerträglichen Pein.

Sie versprach doppeltes, dreifaches Trinkgeld, wenn sie schnell an Ort und Stelle käme.

Endlich war das Gallenbergsche Gut erreicht.

Sie sah im raschen Vorbeifahren einen bepackten Reisewagen vor dem Schlosse stehen. Er war noch nicht bespannt; aber ein Postillon mit vier Pferden stand neben demselben . . . . augenscheinlich den Befehl zum Anspannen erwartend.

Jetzt ging es der Straße nach St. Pölten entlang. Eine viertel Stunde und es zeigte sich in nicht allzugroßer Ferne das Wäldchen.

Auch an dessen Saum stand ein Reisewagen. Es blieb also kein Zweifel übrig: hier war der, durch den Grafen Pallhorst zwischen Ludwig van Beethoven und dem Grafen Gallenberg aus Rachsucht provozierte Zweikampf im Gange.

Aber was sollte Betty dabei?

Warum hatte ihr Pallhorst von der ganzen Sache nichts Näheres mitgeteilt, wie doch zwischen ihr und ihm die Verabredung war? Konnte nicht am Ende gar ihre Dazwischenkunft hemmend

eingreifen? Sie war im Begriff, dem Kutscher „Halt" zu gebieten ... da ... „Ha! das war ein Schuß ... noch einer!"

Betty erbleichte. Die Würfel waren gefallen! ob blutig? ob tödlich? und für wen?

„Zufahren! zufahren!" — rief Betty, fast atemlos zum Schlage hinaus.

Aber die erschreckten Pferde bäumten sich schnaubend, als ob eben der Schatten des Todes kalt und eisig an ihnen vorüberglеite.

Der Kutscher, der nun wohl auch merkte, um was es sich handle, hieb auf sie. Sie bäumten sich noch einmal, bliesen wild durch die Nüstern, schüttelten die Mähnen, zogen an und flogen im Galopp davon.

Als der Wagen den Saum des Waldes erreicht, hielt er. Betty sprang heraus. Ein Bauernknabe hatte sie erwartet und winkte ihr. Sie folgte ihm so rasch sie konnte, stumm und jetzt wieder mit jenem seltsamen Gefühle der Angst, das sie schon diesen Morgen einmal überkommen. Sie sprach sich indessen selbst Mut ein; denn sie war überzeugt, ihren Schwager in seinem Blute schwimmend zu finden. Wie sollte der, allen Welthändeln fremde Mann der Töne dem, in allen edelmännischen Übungen so bewährten Grafen Gallenberg gewachsen sein?

Jetzt öffnete sich der Waldweg ... eine Lichtung erschien, ... richtig! ... dort unter der großen gewaltigen Eiche befanden sich Menschen! ... Triumph! Ihr scharfes Auge erkannte sogleich Gallenberg und neben ihm den Fürsten Nikolaus von Galitzin. Der Graf ... ha! ... er beugte sich jetzt über einen dunklen Gegenstand, der am Boden und .... wenn sie recht sah .... mit dem Haupte in dem Schoße des Doktor Fenchel lag. Noch einige Männer gehörten zur Gruppe.

Betty hielt einen Augenblick inne, die Füße versagten ihr den Dienst: Ludwig van Beethoven, ihr Schwager, ihr Todfeind, der Räuber ihrer Ehre und ihres Kindes .... war also gefallen!

Sie bedurfte wirklich einiger Minuten, um sich zu fassen. Es war eine Freude, die ihr Herz und Seele durchdrang, und doch fühlte sich diese Freude wie ein kalter Schauer an. Aber man hatte sie bemerkt; sie mußte jetzt vorwärts.

Als Doktor Fenchel sie kommen sah, legte er das Haupt des Hingestreckten in den Schoß eines Dieners und überließ den Verband einem anderen Manne — wahrscheinlich einem zweiten Doktor.

„So ist er noch nicht tot!" — dachte Betty und biß sich auf die Lippen.

„Sie kommen zu spät!" — sagte Fenchel in diesem Augenblicke, die Hände reibend, aber doch ohne das ihm sonst so eigene Lächeln.

„Ist er tot?" — frug Betty halblaut, und ihre bleichen Lippen zitterten.

„Noch nicht!" — entgegnete der Arzt — „aber er hat höchstens noch eine Stunde."

„Und wird mich mein Schwager noch erkennen?" — frug Betty finster.

„Wer?" — meinte der Arzt.

„Nun, Beethoven?"

Der Doktor nahm die Dame schweigend bei der Hand und führte sie näher. Aber Bettys Füße waren wie mit Blei ausgegossen. Es kam ihr vor, als höbe sich dicht bei dem Sterbenden der Schatten eines Dämons aus der Erde, der in der rechten Hand eine Wage emporhalte.

Aber es war nichts als eine vorüberziehende Schwäche, die auf Momente die Sehkraft ihres Auges verdunkelte. Jetzt faßte sie sich wieder, schlug — schon der gegenüberstehenden Herren wegen — die Augen auf, ... aber in demselben Augenblicke entfuhr ihr ein Schrei . . . es war nicht Beethoven, der da bleich, mit Blut bedeckt, sterbend vor ihr lag . . . . wohl aber . . . Pallhorst.

„Was ist das?" — rief sie jetzt, ebenso totenblaß, als der neben ihr Hingestreckte, und in ihren weitgeöffneten Augen wechselte schnell der Ausdruck höchster Überraschung mit dem des Zornes und der Wut. Ihr Herz verlor an dem Grafen nichts . . . aber ihrer Rachsucht war das Opfer entgangen . . . ihrer glänzenden Zukunft die Spitze abgebrochen.

„Was ist das?" — wiederholte sie, mit dem Ausdruck einer Megäre, — „wer ist der Mörder des Grafen?"

Aber in diesem Augenblicke wendete sich der Graf Gallenberg ab.

„Kommen Sie!" — sagte er zugleich zu dem Fürsten Galitzin — „gehen wir. Die Szene wird unwürdig. Das ist die Schlange, von der all' dies Unheil ausgeht."

„Aber sie ist hübsch!" — entgegnete der Fürst und folgte nur langsam dem Grafen, indem er noch verschiedenemale nach Betty zurückblickte.

Pallhorst war unterdessen etwas zu sich gekommen. Als er Betty erblickte, rief er sie leise bei ihrem Namen.

Sie kniete zu ihm nieder.

„Ich habe mich" — flüsterte Pallhorst — „in der eigenen Schlinge gefangen. Die Sache . . . mit Beethoven und der Gräfin . . . war unschuldig! . . . Der Graf . . . war beleidigt . . . und forderte . . . Ich wollte Ihnen davon nichts sagen . . ."

Pallhorst konnte nicht weiter reden. Der Blutverlust führte eine neue Ohnmacht herbei.

Betty brütete in stiller Verzweiflung. Ihre Lippen bluteten, so biß sie sich auf dieselben. Sie hatte also in dem Grafen ihre Existenz selbst geopfert. Sie sprach kein Wort, ließ sich aber durch Dr. Fenchel leiten. Dieser schlug den Weg nach dem Gallenbergschen Gute ein; denn dahin sollte, nach Gallenbergs eigenem Befehl, der Sterbende durch seinen Hausarzt gebracht werden.

Als sie in den Wagen gestiegen, der Betty heraus gebracht, ward Fenchelchen, dem die Situation, in die man ihn gegen seinen Willen hineingezogen, unaussprechlich odieus war, etwas gesprächiger. Er erzählte — obgleich Betty kein Wort davon hörte — daß man ihn, als er um Erkundigungen einzuziehen in das Palais des Grafen Pallhorst gekommen, gezwungen, als Arzt eine eilige Tour mitzumachen.

Betty hörte nicht. Fenchelchen rückte unbehaglich hin und her. Er hatte es, trotzdem daß er Arzt war, mit solchen Dingen nicht gerne zu thun.

Ich trage die Schuld an des Grafen Tod!" — sagte jetzt Betty, im tiefen Nachdenken mit sich selbst sprechend, halblaut vor sich hin.

„Ei, ei, ei!" — entgegnete Fenchelchen — „was soll das nun heißen? Sie sind an nichts schuld; . . . der Mensch ist überhaupt an nichts schuld. Es gibt gar keinen freien Willen und somit auch keine Zurechnungsfähigkeit für den Menschen . . . gibt keine, gibt keine."

Betty verharrte in ihrem düsteren Brüten.

„Sie glaubens nicht?" — fuhr Fenchelchen fort, der sich jetzt selbst gerne sprechen hörte, um die peinliche Stimmung zu überwinden, in der er sich befand. „Wir sind in keinem Augenblick Herr über uns selbst, über unsere Vernunft, über unsere geistigen Kräfte, so wenig, als wir Herren sind darüber: daß unsere Nieren eben absondern, oder nicht absondern sollen . . .

nicht absondern sollen. Der Organismus kann sich ja nicht selbst beherrschen . . . nicht selbst beherrschen, das thut das Gesetz der materiellen Zusammensetzung.“

In diesem Augenblicke fuhr der vierspännige Reisewagen vorüber, den Betty vorhin vor dem Schlosse des Grafen Gallenberg hatte halten sehen. Er war schwer bepackt, was auf eine weite Reise schließen ließ. In seinem Innern saß ein Herr und eine sehr bleiche, bleiche Dame: der Graf und die Gräfin.

Betty bemerkte in ihrem Brüten nichts von dem allem: sie dachte an ihre nächste Zukunft und wie sich diese nun gestalten werde.

Fenchel fuhr fort:

„Ist alles nichts! ist alles nichts! . . . giebt acute Hirnkrankheiten — ohne Fieber — wie es chronische gibt. Wer stiehlt, sei es nun, weil ihn der Hunger oder eine andere menschliche Begierde krank macht; wer in eifersüchtiger Aufwallung den Mann tötet, der ihm sein Mädchen, seine Frau, zur Untreue verführte, oder den Förster, dessen Strenge er zu fürchten hat, . . . der ist so gut krank vor Hunger, vor Habgier, vor Eifersucht oder Furcht, wie das Mädchen, das in Folge einer krankhaften Entwicklung zur Brandstifterin wird, oder wie jene Frau, die während der Schwangerschaft einen unwiderstehlichen Hang zum Stehlen vergeblich bekämpft. Ist alles Krankheit! . . . . . alles Krankheit! Zurechnungsfähig im alten Sinne ist kein Mensch! . . . kein Mensch!“ . . .

Sie waren auf dem Gute angekommen; man wies sie nach einem Pavillon. Da sich ein Priester darin befand, bereit dem Sterbenden das Sakrament zu erteilen, und der Wagen mit dem verwundeten Grafen, des langsamen Fahrens wegen, noch nicht eingetroffen war, blieb Betty haußen.

Der Gedanke: ob Pallhorst sie auch wirklich, wie er ihr oft gesagt, in seinem Testamente bedacht, beschäftigte sie.

Endlich kam der Wagen. Der Sterbende wurde leise und sorgfältig herausgehoben und in den Pavillon getragen. Hier, zwischen den corinthischen Säulen, die die Kugel eines Rondells trugen, war ein Ruhebett angebracht, auf welches man den Grafen niederließ. Er war fast schon eine Leiche.

„Und keine Hoffnung mehr? — frug Betty, die jetzt ebenfalls eingetreten war, den Arzt des Grafen Gallenberg.

„Keine!“ — sagte dieser bestimmt. — „Er hat nur noch Minuten.“ — Und sich zu dem Geistlichen wendend, bat er diesen, mit der Erteilung des Sterbesakramentes zu eilen.

Der Priester näherte sich dem Ruhebette; alle übrigen traten ehrfurchtsvoll zurück. Das kalte Wehen des Todes erfaßte sie und schüttelte ihre Herzen mit dem Gedanken an den eigenen Hintritt.

Der Priester begann sein Werk . . . aber . . . der finstere Engel der Vernichtung begann auch das seine. Der Todeskampf hub an und prägte sich schrecklich . . . furchtbar . . . Entsetzen erregend in den von allen Lastern verzerrten Zügen des Grafen aus.

Alle Anwesenden sanken betend auf die Kniee; auch Betty, die am ganzen Leibe zitterte; — Fenchel war leise hinausgeschlichen. —

Der Priester betete eintönig — der Sterbende röchelte — — warf das Haupt in unbändiger Angst bald hier, bald dorthin... während die Finger wie krampfhaft auf der Decke, die man über ihn gebreitet, griffen, . . . als suchten sie einen rettenden Halt.

Plötzlich schlug der Graf die Augen auf . . . das Bewußtsein kehrte zurück . . . . aber in demselben Augenblicke schrie er auch wie wahnsinnig: „Ha! . . . Verflucht! . . . verflucht! . . . sein Geist!“ — bäumte sich, daß die Verbände rissen und das Blut in Strömen hervorstürzte — that einen pfeifenden gellenden Atemzug — — — und war nicht mehr.

Sein Blick war in dem letzten Momente auf die Büste von weißem Marmor gefallen, die seinem Lager gerade gegenüber stand, es war die Büste: Ludwig van Beethovens!

Vergessen!

„Vergeben und vergessen!“ — wie unendlich viel liegt doch in diesen beiden kleinen Wörtchen!

Was gibt es denn auf der Welt und in diesem Leben, was in dem ganzen Universum, das nicht — wenigstens anscheinend — vergeht und vergessen wird? Alles wechselt, alles ist wandelbar, ist dem Einflusse der Zeit unterworfen.

Sterne, die vor Jahrhunderten da oben am Himmel leuchteten, sind erloschen! Welten und Sonnen verschwanden aus dem Reigen der lichtblitzenden Himmelsfunken, wie die Rose verwelkt im Kranze ihrer duftigen Schwestern. Und ist unsere Erde nicht selbst der Schauplatz ewigen Wechsels? Wo sonst auf ihr des Meeres Wogen rollten, da wirbelt der Sturmwind jetzt Wolken Staubes auf, und wo ehedem blühende Fluren dem Sterblichen entgegenlachten, da ziehen jetzt mit schwellenden Segeln reichbeladene Schiffe.

Wenn aber Himmel und Erde dem Sturme nicht zu widerstehen vermögen, in welchem die Zeit in ewigem Wechsel dahinbraust, um wie viel weniger noch wird die kleine Menschenwelt einer unaufhörlichen Umgestaltung fremd bleiben?

Wer erlebte diese Wahrheit nicht in und an sich selbst? wer erlebte sie nicht in und an seiner Umgebung?

Reiche kommen und gehen; Throne werden aufgebaut und stürzen zusammen; neue Gesetzgebungen, eben erst mit Jubel begrüßt, verdrängt der Hohn der nächsten Jahre!

Aber was läge daran, wenn dieser Wechsel nur immer zum Guten wäre — ein Zeichen des Fortschrittes, ein Merkmal des ewigen Ringens nach Vollendung.

Die Sterne da oben erlöschen; aber andere tauchen aus der unendlichen Tiefe des Himmels hervor, und das bewaffnete Auge ist Zeuge, wie aus den Nebeln des Urstoffes neue Welten sich bilden.

Die Oberfläche der Erde hat ihre Gestalt verändert: aber . . . ist sie denn nicht wohnlicher für den Menschen geworden? Ernährt nicht jetzt der kleinste Raum mehr, als sonst weite Strecken? Hat der Mensch sich nicht gezwungen, ihm alle ihre Gaben mitzuteilen? aus ihrem innersten Schoße ihm Schätze zu spenden? Hat er nicht Wege sich gebahnt über ihre höchsten Höhen und durch ihre unwirtbarsten Einöden? Hat er nicht die den Verkehr hemmenden Räume überwunden? und durch die Erfindung einer blitzesschnellen Bewegung und Mitteilung die weitesten Fernen nahe gebracht?

Die großen, von grausamen Eroberen gewaltsam zusammengebrachten und zusammengehaltenen, Rohheit und Barbarei nährenden Reiche mußten in kleinere Staaten zerfallen, damit jede Nation ihre Eigentümlichkeit entwickeln und somit die gemeinsame Bildung der Menschheit befördern konnte.

In den durch endlose Kriege und Verheerungen, durch Knechtschaft und geistige Verdunkelung herabgewürdigten Völkern mußte die Sehnsucht nach einem glücklicheren Zustande — nach Wahrheit, Freiheit und Menschenwürde — erwachen und die Edelsten unter ihnen ringen und trachten, ihrer Rechte, ihrer Bestimmung sich bewußt zu werden; es mußte der Wahn und der Irrtum sich steigern, damit die Vernunft aus ihrem Schlummer erwache: den Geist erleuchte, das Herz erwärme, die Sitten veredele und das Leben im Allgemeinen läutere und hebe.

Darum folgte eine Gesetzgebung der anderen, und jede drang tiefer ein in den Geist der Humanität.

So ist es im großen Ganzen und von den Höhepunkten der Geschichte auf die Vergangenheit herabgesehen.

Aber wie ganz anders gestalten sich scheinbar die Dinge oft, wenn wir uns mitten im Gedränge und Gewoge der Gegenwart umschauen! Treten uns da nicht gar häufig Zeiten entgegen, wo der höhere Sinn und das edlere Wesen der Menschheit vollständig unterdrückt und zurückgedrängt scheinen? Wie schwer ist es dann, daß die Menschen recht abwägen, was man aufopfern müsse, gegen das, was zu gewinnen ist! Wie schwer, den Zweck zu wollen und die rechten Mittel nicht zu verschmähen!

Freilich sollte dasjenige, was die Menschen einmal für groß, edel und schön erkannt haben, auch für alle Zeiten in ihren Augen groß, edel und schön bleiben; aber leider darf auch hier die Mode mitreden, dies Schooßkind menschlicher Schwachheit!

Alles ist dem Wechsel unterworfen! . . . so war es denn auch die Gesinnung und der musikalische Geschmack der Wiener.

Mit Staunen, mit Begeisterung, mit Jubel und Entzücken hatte man seiner Zeit die deutsche Musik, die deutsche Oper und ihre strahlenden Größen: Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven begrüßt.

Für letzteren gab es sogar in Wien einen wahrhaften Kultus, der an Vergötterung streifte.

Waren es nicht die Ersten der Nation, die Ludwig van Beethoven geradezu auf den Händen trugen? Standen an der Spitze seiner zahllosen Verehrer nicht alle Größen des Adels, der Wissenschaft und Künste? Gehörten ihm nicht die Herzen aller? War es nicht der Stolz des geringsten Wieners: Beethoven zu seinem Mitbürger zu zählen?

Seit Glucks und Mozarts Tod schwärmte man in Wien für die deutsche Oper: seit Händel und Haydn für die deutschen Oratorien; seit Beethoven für die Symphonie! Aber den Sieg der Siege trug doch letzterer zu den Zeiten des Kongresses davon; — zu jenen Zeiten, da Kaiser und Kaiserinnen, Könige und Königinnen, Fürsten und Fürstinnen, ja die ganze Masse der diplomatischen und militärischen Kongreß-Größen um seine Gunst sich bemühten; — da er, wie ein „Groß-Mogul“ in den Sälen des Erzherzogs Rudolph und des Fürsten Rasumowsky, die Huldigungen der Potentaten Europas entgegen nahm. Zu jenen Zeiten des großen Beethoven-Concertes, da sich jauchzend alle Welt erhob, ihn, Ludwig van Beethoven, als die unumschränkte Majestät, als den erhabensten Herrscher im Reiche der Töne anzuerkennen!

In der That! Beethoven stand von jener Zeit an, der öffentlichen Meinung gegenüber, wie ein Fürst da! — Nie hatte bis dahin ein Musiker diese schwindelnde Höhe stolzer Anerkennung erreicht, . . . nie wird sie einer jemals wieder erreichen!

Und wie stand es denn jetzt, zehn Jahre später in Wien?

Die deutsche Musik war bei den Wienern der italienischen erlegen! . . .

Ludwig van Beethoven war . . . über Rossini . . . von der Menge vollständig vergessen!

„Seit einigen Jahren“ — sagt in dieser Beziehung sein Freund und Biograph, Capellmeister Schindler, — „hatte die italienische Oper in Wien Besitz genommen von jenen der Tonkunst geweihten Hallen, in welchen seit Glucks Zeiten deutsche Musik gehegt und gepflegt wurde, und wenngleich die Zeichen der Zeit in den letzten zehn Jahren bereits sehr dem Sinnlichen und Materiellen sich zuzuneigen schienen, so regte sich doch noch in der Masse des Wiener Publikums so viel edler Stoff, daß, wollte man nur an dem Vaterländischen mit Ernst und Treue festhalten, es niemals gelungen wäre, dasselbe von dem heimischen Boden zu verdrängen, oder richtiger: zu vertreiben! hatte die deutsche Oper doch noch so manche feste Stütze unter ihren Priestern, die bei einem allgemeinen Zusammenhalten noch lange dem fremden Andrange widerstanden und das Haus vor dem nahen Falle bewahrt hätte. Die Administration aber schien die Zeit und ihre Anforderungen nicht recht erfaßt zu haben, um mit Umsicht nachzugeben, und so am Wesen der Sache eigentlich nichts zu ändern. Somit wurde das Publikum ungeduldig, und als das erste italienische Solfeggio in jenen Kunsthallen sich vernehmen ließ, war auch die Verabschiedung der deutschen Oper so gut als unterzeichnet.

Jetzt riß der Strom alles bewußtlos mit sich fort: geht es der Hölle oder dem Himmel zu? . . . Niemand frage, denn alles war ja von den Rossinischen Rouladen trunken, bezaubert, außer sich!

Und Beethoven?! . . . Als Herrscher in seinem Reiche war er von der Menge, der vornehmen wie der bürgerlichen, so gut als vergessen, ... vergessen —, als hätte er nie existiert! und keine andere Ehrenbezeugung wurde ihm mehr zu teil, als die äußere Achtung, ein ehrfurchtsvolles Beiseitetreten selbst der höchsten Personen, wenn er seines Weges ging.

Wie tief, wie furchtbar mußte dieser ominöse Zustand der Dinge in Beethovens Herz einschneiden; wie namenlos schwer mußte er auf seiner Seele lasten. Er verstand und begriff es ja nicht, das Wesen dieser armseligen, nur immer an der leichtgekräuselten Oberfläche des Lebens schwimmenden Menschen, — die jetzt — nach der stürmischen Napoleonischen Zeit — ihre Restaurations-Periode feierten. Sie wollten sich wieder einmal recht wohl sein lassen nach alter Art: ihre Nerven beruhigen, ihren Geist entspannen, die edle Musik als eine gefällige liebliche Sklavin betrachten, die ihnen die Langeweile artig vertreibe, wenn sie — nach eingenommenen schwelgerischen Diners — in ihren Theaterlogen zur Verdauung ausruhten.

Rossini wurde ihr Abgott . . . Beethoven wurde verlassen und . . . vergessen!*)

Aber mit welchem ungeheuren, bis dahin nie dagewesenen Aufwande zog auch die italienische Oper gegen die deutsche in das Feld?! . . . . durch welche eminente Kräfte bahnten sich die schmeichelnden, von sinnlichem Reize getragenen Melodien Rossinis den Weg zu der Weltherrschaft? Die damals in Wien anwesende italienische Opern-Gesellschaft zählte zu ihren Mitgliedern: Lablache, Donzelli, Rubini, Paccini, Ambrogi, Ciccimarra und die Damen: Fodor-Mainville, Dardanelli, Ekerlin, Sonntag und Caroline Unger.

Wen sollte da der Zauberrausch wundern, der fast ganz Wien in jenen Zeiten umstrickte? — — Beethoven, der große, der gewaltige Beethoven, ward darüber so total vergessen, daß selbst „die Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates“, die bereits zehn Jahre bestand und in diesem Zeitraume schon mehrere einheimische und fremde Künstler zu Ehrenmitgliedern ernannt hatte, — jetzt nachträglich und unter der Hand auf den Gedanken kam, daß es doch eine Schande für sie selbst sei, wenn sie ihren großen Mitbürger Ludwig van Beethoven nicht auch zu ihrem Ehrenmitgliede mache. So that sie es denn endlich. Aber die Kränkung schnitt Beethoven so tief in die Seele, daß er das Diplom sogleich zurückschicken wollte. Nur mit Mühe gelang es, ihn zu bereden: es stillschweigend und ohne Antwort hinzunehmen.**)

Aber freilich? ward er denn auch verstanden, der große, gewaltige, der Erde entrückte Genius? . . . . er, der in seinen colossalen Tonschöpfungen mit kühner Hand die eisernen Pforten aufriß, die in das Reich des Ungeheuren und Unermeßlichen führen?! Glühende Blitze zucken durch dieses Reiches finstere Nacht und zeigen Riesengestalten, die gespenstisch auf- und abwogen, die uns enger und enger einschließen, die uns zu vernichten drohen . . . und doch plötzlich in den Himmel heben.

Freilich schauderten sie und schauern noch zurück, die kleinen Seelen, vor dem allgewaltigen, vor dem gigantischen, vor dem

---

*) Schindler: S. 143 und ff. Marx: a. a. O. II. Th. S. 262 und 318. Oulibicheff: S. 81.

**) Schindler: S. 135. Das Diplom eines Ehrenmitgliedes der Akademie der Künste und Wissenschaften zu Stockholm hatte er bereits in den Herbstmonaten des Jahres 1822 erhalten.

furchtbaren Geiste, der bei Beethovens großen Werken oft wie aus einer Wetterwolke heraustritt und die Gemüter mit zermalmender Wucht erfaßt.

Freilich verstehen sie sie nicht, diese wunderbaren contrapunctischen Verschlingungen, die sich doch wieder zu einem so herrlichen Ganzen verknüpfen.

Freilich rauschen ihnen diese tönenden Meereswogen wie eine geniale Rhapsodie vorüber; aber wo wäre denn das Gemüt, das die holden Syrenenstimmen jener in bunter Mannigfaltigkeit prangenden Sätze nicht erfaßten und tiefer und immer tiefer in diese Geisterwelt hineinlockten. O seht, seht! Wie hier seltsame Gestalten einen gespenstischen Tanz beginnen; — wie sie bald funkelnd, bald blitzend auseinanderfahren und sich in Gruppen jagen und verfolgen. Horch, entzückte Seele, der zauberhaften Sprache dieses Geisterreiches und lerne sie verstehen, alle die großen göttlichen Ahnungen, Gedanken und Gefühle, die sich hier erfassen und mit magischer Gewalt emporheben über der Erde kindischen Tand; die dich — wenigstens auf Momente — mit Staunen und Entzücken blicken lassen in die Tiefen des geistigen Lebens eines der größten, gewaltigsten und genialsten Menschen! — — —

Beethoven hatte eben die Augen aufgeschlagen. Sein Schlaf war heute kurz und unruhig gewesen: teils, weil er bis nach Mitternacht componiert, teils auch, weil die Stürme der kalten Winternacht so wild und unwirsch um das alte baufällige Haus getobt, in dem er hoch oben wohnte. Aber es war jetzt noch zu dunkel und zu kalt im Zimmer, um aufzustehen: zu dunkel, weil es erst sechs Uhr war und die Wohnung ohnedem, selbst an hellen Tagen um die Mittagszeit, kaum so viel Licht durch die kleinen Fenster erhielt, daß man bequem lesen konnte; — zu kalt, weil Frau Schnaps mit Vorbedacht noch kein Feuer in den Ofen gemacht hatte: Beethoven sollte nicht schon wieder aus den Federn.

Der Maestro drehte sich daher noch einmal auf die Seite, drückte die Augen zu und versuchte zu schlafen.

Eine viertel Stunde später kniete Frau Schnaps vor dem Ofen und bemühte sich Feuer anzumachen. Die gute Frau blies und blies, aber es wollte nicht ziehen, und der Rauch schlug in dichten Wolken zurück, so daß auch sie sich mit geschlossenen Augen zurückbiegen und die Thränen aus diesen sich wegwischen mußte.

In diesem Augenblicke kam Kugler, der die Semmel zum Frühstück geholt hatte, die Treppe herauf. Aber das arme blasse, eingefallene Schneiderlein keuchte und schnaufte gewaltig bei Überwindung der zweiundsiebenzig Stufen, die zu der Wohnung seines Herrn führten.

„Ach Gott!“ — stöhnte er jetzt, als er Frau Streng ansichtig wurde, und blieb nach Atem schnappend auf der obersten Stufe stehen — „wenn das verfluchte Logis . . . . nur nicht so grausam hoch wäre. Ich . . . . ich hole mir . . . . . hier noch die Schwindsucht!“

„Und ich ersticke in dem verfluchten Rauchfang noch!“ — rief Frau Schnaps wild. — „Da seh nur ein Mensch, wie das wieder raucht! . . . Alles voll: Vorplatz, Küche, Zimmer! . . . Ach, du meine Güte, das wird wieder eine schöne Geschichte geben, wenn der Herr erwacht. Dann bin ich wieder an allem Schuld! . . . . verstehe kein Feuer anzumachen . . . . hab keine Aufmerksamkeit . . . kein Gefühl für ihn . . .“

Eben schellte es im Zimmer mit furchtbarer Gewalt.

„Da haben wirs!“ — rief Frau Streng entsetzt und sprang auf. — „Jetzt gehts wieder los!“

„Das sich Gott erbarm!“ — stöhnte Kugler und kratzte sich seufzend hinter den Ohren.

Frau Schnaps! Frau Schnaps — ertönte jetzt Beethovens Stentorstimme aus dem Schlafzimmer heraus — „in allen Drei-Teufels Namen, will Sie mich ersticken! oder hält Sie mich für einen Schinken, daß Sie mich so einräuchert!“

„Grundgütiger Gott!“ sagte Frau Streng fast weinend zu Kugler — „das geht jetzt, so lang wir hier wohnen, alle Morgen so!“

„Aber warum ziehen wir denn nicht aus?“ frug Kugler.

„Warum?“ — wiederholte die Haushälterin und schnitt Kugler ein Gesicht, das, durch seinen blödsinnigen Ausdruck, des Schneiders eigenen Blödsinn darthun sollte. — „Warum? . . . darum!“

„Frau Schnaps!“ — donnerte es wieder aus dem Schlafzimmer. — „Heidensapperment! mach' Sie mir die Fenster auf . . . oder ich ersticke!“

Die Haushälterin holte noch einmal tief Atem, raffte ihre Energie zusammen und ging in die Löwenhöhle.

Beethoven hatte allerdings vollkommen recht. Das ganze Schlafzimmer war so voll Rauch, daß man kaum atmen konnte.

„Aber was macht Sie denn wieder!“ — schrie jetzt Beethoven in voller Verzweiflung, — „ist jetzt bald tausend Jahre alt und kann noch kein Feuer anmachen?“

Die Haushälterin zuckte die Achseln.

„Ist wieder nicht Ihre Schuld!“ —

Frau Streng schüttelte mit dem Kopfe.

„So sag' Sie's dem Hausherrn.“

„Ja wohl!“ — brummte die Alte vor sich hin. — „Dem groben rohen Menschen, der selbst den Herrn Beethoven wie einen Taglöhner behandelt.“

„Was?“ — schrie Beethoven, der natürlich nichts gehört hatte.

Frau Streng schwieg und öffnete das Fenster.

„Ich ziehe heute noch aus!“ — rief Beethoven. — Nach dem Frühstück sucht Sie mir ein anderes Logis! Hört Sie, Frau Schnaps, . . . und nicht so hoch, nicht so dunkel, wie hier . . . etwas Sonne . . , und vor allen Dingen keinen Rauch!“

Die Alte seufzte tief auf und stellte das Licht auf den Tisch.

„Hat Sie mich verstanden, Schnapsin!“ — rief Beethoven weiter.

Ein langer trauriger Blick fiel aus den Augen der Haushälterin auf ihren Herrn. Dann ging sie nach dem Konversationsbuche, das auf dem Schreibtische in der Nebenstube lag, nahm den Bleistift und schrieb hinein:

„Der gute, gnädige Herr hat wohl vergessen, daß uns der Hauseigentümer nicht hinausläßt, weil wir noch zwei Quartal Mietzins schuldig sind.“

Beethoven las; dann warf er das Buch weit von sich, seufzte tief auf und legte sich schweigend auf die andere Seite.

In den Augen der Frau Schnaps standen, als sie das Buch wieder aufnahm, ein paar dicke heiße Thränen.

„Ach!“ — sagte sie mit gepreßter Stimme — „wie gerne wollte ich die Miete von meinen Ersparnissen bezahlen; aber der Unmensch von Hausherr fordert ja den ganzen Jahreszins . . . und . . . dann haben wir nichts zu essen.“

Beethoven that, als schlafe er wieder ein, und da sich der Rauch etwas verloren hatte und durch das offene Fenster eine schneidende Kälte eindrang, schloß es die Haushälterin jetzt wieder und schlich hinaus.

Des Meisters Brust hob sich schwer. Er dachte an seinen lieben Bruder Johann, dem „Hirnfresser“, wie er ihn nannte,

der ihm diese Wohnung gemietet hatte, weil sie sehr billig war und er daher an seinem lebenden Kapitale etwas sparte. Aber nur einen Augenblick verfolgte er diesen Gedankengang. „Pah!“ rief er dann, warf sich auf die andere Seite und konzentrierte seine Gedanken mit der ihm eigenen Energie auf die großen, gewaltigen musikalischen Ideen, die ihn um jene Zeit beschäftigten, und die als neunte Symphonie so kolossal ins Leben traten. Goethes Faust stand jetzt vor seiner Seele, und auch aus den Tiefen dieser im Erdenjammer gequälten Brust tönte es: „Entbehren sollst du, sollst entbehren!“ Und die Gedanken wurden in seinem Geiste Töne und sprachen im großartigen Sinne den Kampf der nach Friede ringenden Seele gegen den Druck jener feindlichen Gewalten aus, die sich zwischen den Menschen und das Glück der Erde stellen.

Nach einer Stunde schellte Beethoven abermals: es trieb ihn aus dem Bette, seine Gedanken zu Papier zu bringen.

Er forderte Licht und Frühstück. Frau Schnaps brachte das erstere und eine wohl verschlossene Blechbüchse. Als sie dieselbe auf den Nachttisch gestellt, nahm Beethoven einen kleinen Schlüssel aus seiner fast ganz leeren Geldbörse und öffnete die Büchse. Ein kräftiger erquickender Duft stieg aus ihr empor: sie enthielt gebrannten Kaffee. Mit ernster Miene und großer Aufmerksamkeit zählte jetzt Beethoven genau sechzig Bohnen ab, die er auf ein Häufchen legte. — „Eine Tasse!“ sagte er dabei, schob das Häufchen etwas zurück und zählte noch einmal eben so pünktlich sechzig Bohnen: „zweite Tasse!“ sagte er jetzt.

Frau Schnaps strich den Kaffee — versteht sich jedes Häufchen aparte — ein; Beethoven schloß unter ernstem Schweigen die Büchse und die Haushälterin trug sie an ihren Platz. Jetzt kam Kugler und brachte die Kleider; die Waschszene nahm ihren Verlauf. Der Maestro lief dabei wie immer, im Hemde, brummend und komponierend auf und ab, notierte auch mehr wie einmal etwas dazwischen. Dann kam die Schnapsin, wischte knurrend das Wasser am Boden auf und nun, der Meister war jetzt angekleidet, ging es fest an das Arbeiten.

Aber kaum war eine Stunde ruhiger Muße vergangen, als auch Frau Schnaps wieder eintrat. Diesmal war sie zum Ausgehen angekleidet und hatte den Marktkorb am Arme. Es lag dabei etwas in ihren Zügen, was bei ihr selten war: ein Ausdruck, der halb auf Verlegenheit, halb auf eine gewisse Rührung schließen ließ.

„Nun, was will Sie denn schon wieder!“ — rief Beethoven, als er sie sah.

Frau Schnaps machte mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand das Zeichen des Geldzählens.

„Was?“ — rief Beethoven auffahrend — „ist Sie des Teufels? Schon wieder Geld? Ich hab' Ihr ja erst vorgestern zwanzig Gulden gegeben!“

„Nicht vorgestern“ — schrieb Frau Schnaps in das Konversationsbuch — „sondern vor drei Wochen!“

„Das ist eine Lüge!“ — schnaubte Beethoven. — „Sie hat das Geld eingesteckt . . . Sie betrügt mich . . . Sie stiehlt mir mein Geld!“

„Herr van Beethoven!“ — rief Frau Streng erblassend, und Thränen traten ihr in die Augen.

„Wo ist das Geld?“ — rief der Meister, noch immer Zorn sprühend. — „Ich traue keinem Menschen mehr! . . . sind alle meine Feinde . . . sind alle Verräter! Weil ich ein armer, tauber, unglückseliger Mann bin, glauben alle ein Recht zu haben, meiner zu spotten, mich mit Füßen zu treten, mich zu belügen und zu plündern! . . . Aber ich lasse mich nicht mehr verraten und verkaufen . . . ich jage auch Sie und den Halunken Kugler zum Teufel und bediene mich selbst und koche mir selbst!“ . . .

„Aber ich gehe nicht!“ — schrieb Frau Schnaps.

„Das wollen wir sehen!“

„Ich gehe doch nicht!“ — schrieb Frau Schnaps noch einmal.

„Warum?“ — rief Beethoven funkelnden Auges.

„Weil ich Sie liebe und verehre und Mitleiden mit Ihnen habe.“

„Dummes Zeug!“ — rief der Meister — „mich liebt keine Seele auf der weiten Gotteswelt!“

„Aber ich!“ — sagte Frau Streng und deutete auf ihr Herz. Dann griff sie in ihre Tasche, zog ein kleines Buch heraus, schlug es auf, legte es vor den Maestro und bezeichnete mit dem Finger eine Stelle. Beethoven las: es war das Haushaltungsbuch der Alten, in welchem mit der größten Pünktlichkeit auch die letzten zwanzig Gulden verrechnet waren.

„Nun meinetwegen!“ — sagte er dann finster — „aber Geld bekommt Sie doch keines!“

„Warum?“ — schrieb die Haushälterin.

„Weil ich keines mehr habe!“ — schrie Beethoven aufs neue zornig. — „Ich habe mein größtes und gelungenstes Werk,

die große Messe, den großen und kleinen europäischen Höfen für ein Honorar von fünfzig Dukaten im Manuskript durch Schindler anbieten lassen. Nur sechse haben subskribiert,*) und von keinem hab' ich noch Geld. Jetzt weiß Sie, wie's steht und jetzt mach's Sie's wie die andern, geh' Sie ..... und laß Sie mich auch im Stich!"

„Nein!" — sagte Frau Streng hier kopfschüttelnd und zwei große Thränen liefen über ihre Wangen.

„Was?" — frug Beethoven rauh, um die Bewegung seines eigenen Innern zu bewältigen.

Frau Schnaps schrieb: — „Jetzt geh' ich erst gar nicht von meinem lieben, alten Herrn. Aber ich habe eine Bitte an ihn!"

„So? welche?"

„Ich kann zwar die große Messe nicht kaufen, an die ich ohnedem von wegen dem Kyrie nur mit Schrecken denke; aber ich kann vielleicht Ihnen und Sie mir helfen."

„Wie?"

„Der Herr van Beethoven werden verzeihen, wenn ein armer Dienstbote profitieren will."

„Mach' Sie's doch kurz."

„Wenn Sie mir ordentliche Zinsen dafür bezahlen wollen" — schrieb die Alte mit zitternder Hand in das Konversationsbuch — „will ich Ihnen, bis wieder Geld eingeht, zweihundert Gulden vorschießen."

Über Beethovens Züge lief ein brennendes Rot, während Frau Streng blaß und mit der Miene eines Menschen dastand, der auf die Verkündigung seines Urteils wartet, das ihm Begnadigung oder Tod bringen kann.

Eine lange Pause entstand.

„Schnapsin!" — rief endlich Beethoven und seine Stimme zitterte. — „Sie kann bleiben ... und Ihr Geld nehm'

---

*) Thatsache. Nur vier Höfe, nämlich: der russische, der preußische, der sächsische und der französische nahmen den Antrag an. Auf das fünfte Exemplar subskribierte Fürst Anton von Radziwill, Gouverneur von Posen, und auf das sechste Herr Schelble für den Cäcilien-Verein in Frankfurt a. M.

Preußen ließ durch seinen Gesandten, den Fürsten von Hatzfeldt, dabei anfragen: ob Beethoven statt des Geldes nicht lieber einen Orden empfangen wollte; aber Beethoven besann sich keinen Augenblick und antwortete mit kräftigem Nachdrucke: „fünfzig Dukaten!" Schindler: S. 122. 123.

ich auch . . . versteht sich mit den Zinsen! Aber jetzt mach' Sie, daß Sie hinauskommt, . . . sonst . . ."

Aber Frau Schnaps war jetzt überglücklich, stürmisch faßte sie des großen Meisters Hand und während sie dieselbe inbrünstig küßte, fielen ihre heißen Thränen auf dieselbe: Beethoven zuckte zusammen.

„Laß Sie doch die Dummheiten!" — sagte er mit erzwungener Rauheit.

„Nein, nein!" — rief jene fröhlich, und den Bleistift ergreifend, schrieb sie aufs neue:

„Jetzt hab' ich noch eine Bitte!"

„Und?"

„Schreiben Sie ein paar Zeilen an den guten Herrn Schindler, Ihren würdigen Schüler und Freund, der soll heute mittag mit Ihnen speisen. Ich sorge für's Essen und auch für einen guten Schill, frisch aus der Donau. Ich muß meinen lieben, guten Herrn einmal wieder fröhlich sehen."

Beethoven las und lachte.

„Nun meinetwegen!" — sagte er dann. — „Sie hat mich nun einmal unter den Pantoffel gebracht, Schnapsin, und da seh' ich schon, muß ich machen, was Sie will."

Und Beethoven nahm Papier und Feder und schrieb:

„Lieber Schindler!"

„Die Frau Schnaps schießt für den Unterhalt das Nötige
„vor. Kommt daher heute gegen zwei Uhr zum Mittagsmahl.
„Es sind auch gute Nachrichten da — unter uns — damit der
„Gehirnfresser nichts davon vernimmt."

„Beethoven."*)

„Und nun!" — rief die Haushälterin in Freude strahlend — „will ich Ihnen das Geld bringen, dann bestelle ich das Briefchen und heute mittag sollen Sie Ihre Lust an dem Schill haben."

Und Frau Schnaps that, wie sie gesagt. — —

Es war bereits zwei Uhr vorüber, als Beethoven gemeinsam mit Herrn Schindler, der sich jetzt bereits die Stelle eines Musikdirektors am Theater der Josephstadt erworben hatte — hinter dem vielbesprochenen Fisch saß. Beethoven, den das Hochgefühl, in seiner Verlassenheit doch einige Menschen gefunden zu haben, die noch mit begeisterter Liebe an ihm hingen, nach

---

*) Schindler: S. 159. 160.

langer Zeit einmal aus seiner Melancholie und seinem finsteren Wesen herausgetrieben, war heiter, und wie er zu sagen pflegte „aufgeknöpft". Die Konversation freilich war, wie immer, schwer zu führen und bedurfte auch hier der schriftlichen Vermittelung; aber Beethoven nahm sie heute meist auf sich. Neben ihm saß ja der einzige Mann, dem er noch Vertrauen schenkte, der ihn verstand und von dem er so ganz wieder verstanden wurde. Mit Wärme und Begeisterung sprach er sich über seine neue Schöpfung aus, zu der ihm Goethes Faust teilweise die Idee gegeben. Aber das hinderte ihn nicht, auch eine Komposition des Dramas selbst in Aussicht zu stellen. Man sprach lange über diese Gegenstände, dann frug Musikdirektor Schindler nach den „guten Nachrichten", die in dem Briefchen, das ihn zum Mittagessen gerufen, angedeutet waren.

„Ja so!" — rief Beethoven — „die hätt' ich bald vergessen!"

Er sprang dabei auf und holte verschiedene Briefe hervor, die er aus London erhalten. Einer davon war von seinem Schüler Ferdinand Ries, der jetzt in England lebte und dort als Pianist und Komponist großes Aufsehen machte; ein anderer war von der „Philharmonischen Gesellschaft" in London. Sämtlich luden sie Beethoven dringend und unter glänzenden Bedingungen ein, sobald als möglich einmal nach England zu kommen, wo er mit Enthusiasmus empfangen werden würde. Die Aufführung seiner großen Werke stellte dabei eine reiche Einnahme in Aussicht.

„Und was denken Sie zu machen?" — frug Schindler durch das Buch.

„Was ich zu machen denke?" — rief Beethoven und seine Augen voll unergründlicher Tiefe der Empfindung blitzten lebhaft auf. — „Nun, ich werde unter jeder Bedingung im kommenden Herbste die Reise dahin antreten; und Sie, Schindler, Sie müssen mich begleiten!"

Schindler willigte mit Freuden ein.

„Dann" — fuhr Beethoven animiert fort — „führt uns die Reise auch durch die Rheinprovinzen. Ich sehe mein liebes, herrliches Heimatland wieder: in Bonn besuchen wir Wegeler und seine liebe Frau, einst meine kleine Schülerin Eleonore von Breuning, Vater Ries und den würdigen Simrock! ... O, es wird schön und ... ehrenvoll ist die Einladung auch."

Schindler nickte dem Meister freundlich zu; aber seine Seele durchschnitt ein tiefes Weh: sein klarer Blick sagte ihm ja,

daß auch diesmal aus der Reise nichts werden würde, einmal des körperlichen Zustandes wegen, in dem sich Beethoven befand, und dann . . . . es gingen bereits schon jetzt so böse Nachrichten über seinen Neffen um . . .

In diesem Augenblicke trat Kugler ein und meldete, vermittelst einer Visitenkarte, die Gräfin Schafgotsch, eine alte Bekannte und Verehrerin des Maestros.

Beethoven empfing sie in seiner kleinen, dunkelen, räucherigen Wohnung, bei seinem noch nicht vollendeten Mittagessen mit eben so großer Unbefangenheit, als bewege er sich, wie seinerzeit im Palaste Lichnowskys. Der Gräfin freilich hielt es schwer, ihr Staunen über die elende Umgebung des großen Mannes zu unterdrücken; doch was war man bei Beethoven nicht alles gewohnt! Auch dies konnte ja eine geniale Laune des sonderbaren Mannes sein.

Hatte er doch erst im Frühjahre des vergangenen Jahres die herrliche Wohnung, die ihm Baron von Pronay in seiner schönen Villa in dem freundlichen Hetzendorf eingeräumt, über Hals und Kopf verlassen, nur — weil der Baron, so oft er ihm begegnete, zu tiefe Komplimente vor ihm machte!*)

Bei Beethoven war alles möglich; die Gräfin fand sich daher auch bald in diesen Anschein der Dürftigkeit. Ach! sie konnte ja nicht ahnen, daß der Mann ihrer Bewunderung hier nicht aus dem Elend herauskommen konnte, weil er seinem rohen und schmutzigen Hausherrn den halbjährigen Hauszins noch schuldig war; — sie konnte nicht ahnen, daß das Mittagessen, das noch zum Teile vor ihm auf dem Tische stand, von dem Gelde bestritten sei, was heute Morgen die Haushälterin vorgeschossen. Es fiel ja niemanden ein, die Zukunft des außerordentlichen Mannes sicher zu stellen und behaglich zu machen. Es dachte ja keine Seele auf Gottes weiter Welt daran, ihn für seine allbewunderten Arbeiten zu erfrischen und sorgenfrei zu halten!

Beethoven war ja von der Welt vergessen! Und doch brachte ihm das Schicksal hier eine der schönsten Minuten in seinem Leben.

Die Gräfin Schafgotsch kam nämlich aus Warmbrunn in Schlesien; aber nicht nur die Sehnsucht, Beethoven wieder zu sehen, hatte sie heute veranlaßt, den Meister aufzusuchen, sie brachte ihm auch etwas mit, was ihm willkommen sein mußte.

---

*) Thatsache. Schindler: S. 132.

Es war dies seine erste Messe mit einem neuen, von einem dortigen Musikdirektor, Herrn Scholz, verfaßten deutschen Texte.

Als dies Beethoven erfahren, griff er rasch nach dem Manuskript, öffnete es und durchflog seine Zeilen.

Tiefe Stille trat ein. Schindler und die Gräfin blickten mit liebevollem Interesse auf den gefeierten Mann, dessen Haar die Stürme des Lebens bereits gebleicht, in dessen markierten Zügen die Marmorfaust des Schicksals den Ausdruck so manch' großen Schmerzes, eines so tiefen, schweren Leidens ausgeprägt.

Und Beethoven las und las mit steigender Aufmerksamkeit und Teilnahme. Als er aber zu dem „Qui tollis" kam, da liefen ihm — der sonst nie weinte — plötzlich Thränen aus den Augen. Er mußte, überwältigt von seinen Gefühlen, aufhören, aber leuchtenden Auges, den Blick begeistert nach oben gewandt, rief er aus:

„O welch' unbeschreiblich schöner Text! — Ja, so habe ich gefühlt, als ich dies schrieb!"*)

Und Beethoven blieb den ganzen übrigen Tag schweigend und in sich gekehrt. Eine neue Saite in seinem Inneren war wunderbar angeschlagen worden und tönte ebenso wunderbar nach. Die Gräfin empfahl sich; auch Schindler rief sein Beruf ab: Beethoven war wieder allein — — — und er konnte es ungeniert bleiben — — — denn — — — Wien hatte ihn ja vergessen!

*) Thatsache.

Die drei Hatti-Scherife.

Ludwig van Beethoven — der nun seit zehn Jahren taub — hatte seine neunte Symphonie, diesen musikalischen Riesenbau, diesen Koloß der Kolosse, vollendet.

„Entbehren sollst du, sollst entbehren!" — hatte ihm das eigene Schicksal zugerufen, war ihm aus Goethes großartigster Schöpfung in wunderbarem Echo wiedergeklungen!

Der Gedanke seiner neunten Symphonie war der im großartigsten Sinne aufgefaßte Kampf der nach Licht, Freiheit und Göttlichkeit ringenden eigenen Seele gegen den Druck des Irdischen, des Niederen, des an den Staub Fesselnden.

Dies die Idee der neunten Symphonie Ludwig van Beethovens! Es ist: das titanische schmerzdurchwühlte Ringen der einsamen Seele nach dem, jedem Menschenherzen schon durch die Geburt versprochenen Glück, und das siegreiche Erringen dieses Glückes, in dem Gewinn der höchsten und edelsten Lebensanschauung.

Furchtbar groß steht dieses Riesenwerk auch in Beziehung der Musik da. Aber Beethoven war bereits zehn Jahre taub: „es ist eine geistige Musik, nicht mehr eine, deren Inhalt vollständig im Gebiete des Klanges zur Erscheinung kommt." *) Ungebunden, weltstürmend, griff der Weltstürmende in das Ungebundene, Form- und Maßlose.

Es ist nicht möglich, einen größeren Gegensatz zu finden, als diese Musik und jene Rossinis; aber es ist auch natürlich, daß Rossinis leichte einschmeichelnde Melodien die Menge ebenso anziehen mußten, wie Beethovens kolossale, auf Gedanken auf-

---

*) Brendl: in seiner Musikgeschichte.

gebaute, Schöpfungen den Meisten unverständlich blieben, ja sie abstießen. Aber hatte denn Beethoven nur diese Sphinx in das Leben gesetzt? War und blieb er nicht in seinen zahllosen übrigen Schöpfungen der erste, der unerreichte Meister der Töne? War er nicht der Liebling Wiens, des Adels und des Volkes gewesen? Warum ihn jetzt so ganz und gar verraten und verkaufen?

Doch nein! noch gab es auch in Wien Herzen, die anders dachten! —

Beethoven saß eben an seinem Schreibtische; aber .... er komponierte nicht. Den Kopf auf den Arm gestützt, blickte er regungslos vor sich hin, während sich ein herber Schmerz in seinen Zügen malte.

Er hatte einen Bericht über seinen als Sohn angenommenen Neffen gelesen, und dieser Bericht war es, auf den er noch jetzt finster hinstarrte. Der Knabe reifte zum jungen Manne; aber wie wenig entsprach er den stolzen Hoffnungen, die einst sein Oheim auf ihn gesetzt. Leichtsinnig im höchsten Grade, that er nirgends gut, und da er sich stets, trotz dem strengen Verbote seines Adoptivvaters, mit seiner Mutter in geheimer Verbindung zu halten wußte und durch diese mit Geld versehen wurde, so blieben die tollsten und übermütigsten Streiche nicht aus.

Aber auf dies Überschäumen des Jugendmutes allein würde man wohl so keine Bedeutung gelegt haben — es ist ja begründet in der Natur des Menschen — wenn sich nicht allen seinen Streichen eine unverkennbare Bosheit und Verdorbenheit beigemischt hätte. Klagen auf Klagen liefen ein und waren oft derart, daß sie das reine Gemüt, das so väterlich gesinnte Herz Beethovens auf das Tiefste und Empfindlichste verletzten.

Dies hatte auch wieder der vorliegende Bericht gethan; und doch war sich der Meister bewußt, daß er nichts versäumt habe, um aus dem Neffen einen recht tüchtigen und braven Menschen heranzubilden.

Beethoven opferte für den Neffen alles, was er besaß, ... er darbte sogar, damit jenem nur nichts entgehe. Wie schwer, wie hart, wie niederdrückend mußte ihn da der Undank eines geliebten Wesens treffen, das noch dazu das einzige Glied seiner Verwandtschaft war, das seinem Herzen wirklich nahe stand. Bruder Johann hatte ja längst, wenn nicht die Bruderliebe, doch seine Achtung verscherzt.

Beethoven seufzte tief auf. Der Schmerz wollte ihm das Herz abdrücken. So ganz und gar von der Welt verlassen und

vergessen, hatte er auf den Neffen alle seine Hoffnung, alle seine Liebe gesetzt und nun brach auch diese Hoffnung zusammen.

Er stand auf und ging in seinem kleinen düstern Zimmer einigemale auf und ab. Es kam ihm fast vor, als ob ein Fluch auf seinem Haupte ruhe.

Seine Julie war seit lange — seit jenem unglücklichen Duell Pallhorsts — mit ihrem Gatten von Wien entfernt. Gallenberg, jetzt im Besitze eines auswärtigen Gesandtschaftspostens, war entschlossen, nicht mehr nach Wien zurückzukehren. Julie Guicciardi, seine große, schöne, ideale Liebe war also unwiederbringlich für ihn verloren! — — — und nun auch, wie es immer mehr den Anschein gewann, sollte seine letzte, schöne Lebenshoffnung sinken.

Beethoven trat an das Fenster und sah lange, in tiefen Gedanken verloren, dem Fluge der vorüberziehenden Wolken zu, dann trat er mit ruhiger, würdiger Entschlossenheit an den Tisch und schrieb zwei Briefe: eine Antwort auf den Bericht und einen Brief voll liebender Ermahnung an seinen Neffen.

Als sie vollendet, gesiegelt und überschrieben waren, legte er die Feder weg . . . das Gefühl einer namenlosen Einsamkeit und Verlassenheit kam über ihn. Beethoven dachte mit Sehnsucht an den Tod!

Nach einer halben Stunde, während welcher der Meister unbeweglich dagesessen, trat Kugler ein. Seine Meldung im Konversationsbuche lautete dahin: daß sich eine Deputation im Vorzimmer befinde, die dem Herrn van Beethoven ein Schreiben zu überreichen habe.

„So laß Er sich das Schreiben geben", sagte Beethoven trübe.

„Die Herren wollen den Herrn Kapellmeister selbst sehen" — schrieb Kugler — „und Antwort auf das Schreiben haben."

„Ich bin unwohl!" — sagte der Maestro — „und will das Schreiben erst allein lesen."

Nach einigen Minuten brachte Kugler das Schreiben. Die Deputation hatte sich empfohlen.

Als Herr Musikdirektor Schindler einige Minuten später eintrat, fand er Beethoven mit dem Briefe in der Hand.

„Ich habe da eben ein Promemoria erhalten!" — sagte er ruhig — „lesen Sie es einmal!" — Und damit stellte sich Beethoven abermals an das Fenster und blickte dem Zuge

der Wolken nach, der fast gespenstisch in seltsamen Formen und Gebilden dahineilte.

Musikdirektor Schindler nahm das Papier und las:*)

„An den Herrn Ludwig van Beethoven!

„Aus dem weiten Kreise, der sich um Ihren Genius in „seiner zweiten Vaterstadt in bewundernder Verehrung schließt, „tritt heute eine kleine Zahl von Kunstjüngern und Kunstfreunden „vor Sie hin, um längstgefühlte Wünsche auszusprechen, lange „zurückgehaltenen Bitten ein bescheiden freies Wort zu geben.

„Doch, wie die Anzahl der Wortführer nur ein geringes „Verhältnis ausdrückt zu der Menge derer, die Ihren Wert, und „was Sie der Gegenwart und einer kommenden Zeit geworden „sind, freudig erkennen; so beschränken auch jene Wünsche und „Bitten sich keineswegs auf die Zahl der Sprecher für so viele „Gleichgesinnte, und es dürfen diese Namen alle, denen Kunst „und Verwirklichung ihrer Ideale mehr als Mittel und Gegen- „stand des Zeitvertreibes sind, behaupten, daß, was sie wünschen, „von Unzähligen gewünscht, was sie bitten, von jedem, dessen „Brust ein Gefühl des Göttlichen in der Musik belebt, laut und „im stillen wiederholt wird.

„Vorzüglich sind es die Wünsche vaterländischer Kunstver- „ehrer, die wir hier vortragen; denn ob auch Beethovens Name „und seine Schöpfungen der gesamten Mitwelt und jedem Lande „angehören, wo der Kunst ein fühlendes Gemüt sich öffnet, darf „Österreich ihn doch zunächst den Seinigen nennen. Noch ist in „seinen Bewohnern der Sinn nicht erstorben für das, was im „Schoße ihrer Heimat Mozart und Haydn Großes und „Unsterbliches für alle Folgezeit geschaffen, und mit freudigem „Stolze sind sie sich bewußt, daß die heilige Trias, in der jene „Namen und der Ihrige als Sinnbild des Höchsten im Geister- „reich der Töne strahlen, sich aus der Mitte des vaterländischen „Bodens erhoben hat.

„Um so schmerzlicher aber müssen sie es fühlen, daß in diese „Königsburg der Edelsten fremde Gewalt sich eingedrängt, daß „über den Hügeln der Verblichenen und um die Wohnstätte des

---

*) Thatsache, wie denn auch das ganze Promemoria wortgetreu wiedergegeben ist, da es so recht Beethovens damalige Situation beurteilen läßt.
Schindler: S. 144—148.
Marx: II. Tl. S. 318. Oulibicheff: S. 81.

„Einzigen, der aus jenem Bunde uns noch erübrigt, Erscheinun-
„gen den Reigen führen, welche sich keiner Verwandtschaft mit
„den fürstlichen Geistern des Hauses rühmen können; daß Falsch-
„heit Namen und Zeichen der Kunst mißbraucht, und im unwür-
„digen Spiel mit dem Heiligen, der Sinn für Reines und ewig
„Schönes sich verdüstert und schwindet.

„Mehr und lebendiger als je zuvor, fühlen sie daher, daß
„gerade in diesem Augenblick ein neuer Aufschwung durch kräftige
„Hand, ein neues Erscheinen des Herrschers auf seinem Gebiete,
„das eine sei, was not thut. Dieses Bedürfnis ist es, was sie
„heute zu Ihnen führt und folgendes sind die Bitten, die sie für
„alle, denen diese Wünsche teuer sind, und im Namen vaterlän-
„discher Kunst an Sie richten.

„Entziehen Sie dem öffentlichen Genusse, entziehen Sie dem
„bedrängten Sinne für Großes und Vollendetes nicht länger die
„Aufführung der jüngsten Meisterwerke Ihrer Hand.

„Wir wissen, daß eine große kirchliche Komposition sich an
„jene erste angeschlossen hat, in der Sie die Empfindungen einer,
„von der Kraft des Glaubens und von dem Lichte des Überirdischen
„durchdrungenen und verklärten Seele verewigt haben."

„Wir wissen, daß in dem Kranze Ihrer herrlichen und
„unerreichten Symphonieen eine neue Blume glänzt.

„Seit Jahren schon, seit die Donner des Sieges von Vit-
„toria verhallten, harren wir und hoffen, Sie wieder einmal im
„Kreise der Ihrigen neue Gaben aus der Fülle Ihres Reichtums
„spenden zu sehen.

„Täuschen Sie nicht länger die allgemeine Erwartung! Er-
„höhen Sie den Eindruck Ihrer neuesten Schöpfungen durch die
„Freude, zuerst durch Sie selbst mit Ihnen bekannt zu werden!
„Geben Sie es nicht zu, daß Ihre jüngsten Kinder an ihrem
„Geburtsorte einst vielleicht als Fremdlinge, vielleicht von solchen,
„denen auch Sie und Ihr Geist fremd sind, eingeführt werden!
„Erscheinen Sie baldigst unter Ihren Freunden, Ihren Verehrern
„und Bewunderern!

„Dies ist unsere nächste und erste Bitte.

„Aber auch andere Ansprüche an Ihren Genius sind laut
„geworden.

„Die Wünsche und Erbietungen, die vor länger als einem
„Jahre von der Leitung unserer Hof-Opernbühne, dann von
„dem Vereine österreichischer Musikfreunde an Sie ergangen,
„waren zu lange der stille Wunsch aller Verehrer der wahren

„Kunst und Ihres Namens, erregten der Hoffnungen und Erwar-
„tungen zu viele, als daß sie nicht nahe und ferne die schnellste
„Verbreitung gefunden, nicht die allgemeinste Teilnahme erweckt
„hätten.

„Die Poesie hat das Ihre gethan, so schöne Hoffnungen
„und Wünsche zu unterstützen. Ein würdiger Stoff von geschätz-
„ter Dichterhand gewärtiget, daß Ihre Phantasie ihn in das
„Leben zaubert.

„Lassen Sie jene innigen Aufforderungen zu so edlem Ziele
„nicht verloren sein! Säumen Sie nicht länger, uns die entschwun-
„denen Tage zurückzuführen, wo Polyhymniens Gesang die Ge-
„weihten der Kunst, wie die Herzen der Menge gleich mächtig
„ergriff und entzückte!

„Sollen wir Ihnen sagen, mit wie tiefem Bedauern Ihre
„Zurückgezogenheit längst gefühlt worden? Bedarf es der Ver-
„sicherung, daß, wie alle Blicke sich hoffend nach Ihnen wandten,
„alle trauernd gewahrten, daß der Mann, den wir in seinem
„Gebiete vor allen als den Höchsten unter den Lebenden nennen
„müssen, es schweigend ansah, wie fremdländische Kunst sich auf
„deutschen Boden auf den Ehrensitz der deutschen Muse lagert,
„deutsche Werke uns im Nachhall fremder Lieblingsweisen gefallen,
„und wo die Trefflichsten gelebt und gewirkt, eine zweite Kind-
„heit des Geschmackes dem goldenen Zeitalter der Kunst zu folgen
„droht?

„Sie allein vermögen den Bemühungen der Besten unter uns
„einen entscheidenden Sieg zu sichern. Von Ihnen erwartet der
„vaterländische Kunstverein und die deutsche Oper neue Blüten,
„verjüngtes Leben, und eine neue Herrschaft des Wahren und
„Schönen über die Gewalt, welcher der Modegeist des Tages auch
„die ewigen Gesetze der Kunst unterwerfen will.

„Geben Sie uns Hoffnung, die Wünsche aller, zu denen je
„die Klänge Ihrer Harmonien gedrungen sind, baldigst erfüllt zu
„sehen!

„Dies ist unsere angelegentlichste zweite Bitte.

„Möge das Jahr, das wir begonnen, nicht endigen, „ohne
„uns mit den Früchten unserer Bitten zu erfreuen, und der kom-
„mende Frühling, wenn er der ersehnten Gaben eine sich ent-
„falten sieht, für uns und die gesamte Kunstwelt zur zweifachen
„Blütenzeit werden."

Wien, im Februar 1824.

Gezeichnet:

Fürst Karl Lichnowsky.
Artaria & C.
v. Hauschka.
M. J. Leidensdorf.
J. E. v. Wayna.
Andreas Streicher.
Anton Halm.
Abbé Stadler.
v. Felsberg, Hofsekretär.
Graf von Stockhammer.
A. Diabelli.
Graf Palfy.
Freiherr von Schweiger.
Graf Czernin, Oberstkämmerer.
Moritz, Graf v. Fries.
J. F. Castelli.
Prof. Deinhardstein.
Chr. Kuffner.
Nehammer.
Steiner v. Felsburg.
Graf Dietrichstein.
Edler v. Mosel, k. k. Hofrat.
Karl Czerny.
Graf Moritz Lichnowsky.
v. Zmeskall.
Hofrat Kiesewetter.
Dr. Sonnleithner.
Steiner & Comp.
Lederer.
J. N. Bihler.

Schindler hatte vollendet, seine Augen strahlten vor Freude. Auch Beethoven war tief bewegt.

„Es ist doch recht schön!“ . . . . Es freut mich!“ — sagte er jetzt, sich dem Freunde zukehrend.

Schindler nickte bejahend mit dem Kopfe und schrieb in das Konversationsbuch: daß Beethoven auch überzeugt sein könne, die hinreichende Unterstützung zu finden, wenn er sich entschließen

wolle, seine neuesten Werke recht bald in einem Konzerte aufführen zu lassen.

„Ach was!“ — rief Beethoven, nachdem er gelesen, was der Freund geschrieben. — „Sie wollen mich ja nicht mehr. Ich tauge nicht mehr in diese Zeit der Ballete und Rouladen! — Rossini! Rossini! ist die Losung. — Fort in die Rumpelkammer mit Beethoven und Sebastian Bach. Wir brauchen keine Gedanken, keine Tiefe! keine Größe! . . . Könnt auch den Mozart dazu werfen! Rossini soll leben und sein Gedudel! Wissen Sie“ — rief Beethoven dann mit einem bitteren Lachen zu Schindler hingewandt — „wissen Sie, mein Lieber, wann aus dem Rossini ein großer Komponist geworden wäre?“

„Nun?“

„Wenn ihm sein Lehrer öfters einen Schilling ad posteriora appliciert hätte!“ *)

„Aber“ — schrieb Schindler in das Buch — „Sie ersehen ja aus dem Promemoria, wie sehnlichst man der Aufführung Beethovenscher Musik entgegensieht.“

„Ein paar Menschen!“ — sagte der Meister traurig. — „Was soll das? Und was soll ich aufführen lassen? Den „Fidelio?“ . . . . den können sie nicht geben und wollen ihn auch nicht hören.“

„Symphonien!“ — schrieb Schindler.

„Die verstehen sie nicht, und nehmen sich auch keine Zeit dazu, sie zu studieren. Die Konzerte? Da orgelt jetzt jeder nur ab, was er selbst gemacht hat. Die Solo-Sachen? . . . Die sind hier längst aus der Mode . . . und die Mode thut alles!“ . . .

„Sie urteilen zu hart!“ — schrieb Schindler.

„Nein! nein!“ — rief Beethoven entschieden. — „Das Publikum lebt in einem oberflächlichen Sinnentaumel; der Geist der Musiker hat sich verändert . . . und beide . . . sind für etwas Großes nicht mehr empfänglich!“

Beethoven schwieg, . . . las das Schreiben noch einmal, dann sagte er ruhiger:

„Gehen wir ins Freie!“

---

*) Beethovens eigene Worte. Schindler: S. 138. Unter „Schilling“ versteht man in Süddeutschland eine Tracht Schläge.

Aber welche Intriguen, welche Hindernisse nun, als Beethoven seinen Freunden und Verehrern endlich nachgegeben! Musikdirektor Schindler, dem Beethoven die ganze Aufführung der Sache übertragen, konnte, trotz seinem edlen Feuereifer, der Ränke und Machinationen fast nicht Herr werden. Und außerdem? ... Die Aufführung sollte im Hoftheater nächst dem Kärnthner-Thore stattfinden. Aber wie nun den Administrator desselben und Beethoven in ihren Anforderungen einigen? Es war, als ob Feuerstein und Stahl aufeinander träfen: immer Funken! aber kein Nachgeben, weder auf der einen noch auf der anderen Seite!

Wochen vergingen und es kam zu nichts! Schindler — die edelste, reinste Begeisterung für Beethoven im Herzen, lief, schrieb, sprach und mühte sich Tag und Nacht ab ..... es kam zu nichts!

Um sich daher endlich der Zustimmung des einen der kontrahierenden Teile, um sich der Zustimmung Beethovens zu versichern, ersuchte Schindler den Grafen Lichnowsky und Herrn Schuppanzigh, in einer und derselben Stunde mit ihm bei Beethoven zusammentreffen; jedoch sollte dies wie zufällig geschehen, damit der Maestro das Absichtliche dabei nicht merke.

Der Plan gelang vortrefflich: Beethoven wurde in Scherz und Ernst dahin gebracht, seine Forderungen kategorisch auszusprechen und die schriftlich aufgesetzte Zusage zu unterschreiben.

Die Freunde jubelten im geheimen. Sie hatten es dahin gebracht, Beethovens Ruhm und Name bei den Wienern und der Welt wieder aufzufrischen — sie hatten es jetzt in der Hand, dem würdigen Meister auch in pekuniärer Beziehung eine reiche Anerkennung zu verschaffen . . . da . . . . erriet Beethoven, was geschehen; sein, durch die zehnjährige Taubheit und vielen traurigen Lebenserfahrungen bis zum Äußersten gesteigertes Mißtrauen bäumte sich hoch auf; wo die treueste, reinste Liebe und Vorsorge gewirkt, erschien ihm Falschheit und Verrat und in fast fiebrischer Aufregung schrieb der sonst so große und herrliche Mann die drei sultanischen Hatti-Scherifs, die auch sogleich an ihre Adresse abgingen:

„An den Grafen Moritz Lichnowsky!“

„Falschheit verachte ich. Besuchen Sie mich nicht mehr. „Akademie (Konzert) hat nicht statt.“

„Beethoven.“

„An Herrn Schuppanzigh!“

„Besuchen Sie mich nicht mehr. Ich gebe keine Akademie.“

„Beethoven.“

„An Herrn Schindler!“

„Besuchen Sie mich nicht mehr, bis ich Sie rufen lasse. „Keine Akademie.“

„Beethoven.“*)

---

*) Thatsache. Schindler: S. 151. 152.

Ganz allein.

Es ist etwas Eigentümliches mit den verschiedenen Charakteren der Menschen! Welche seltsamen, eigentümlichen, rätselhaften, psychologischen Erscheinungen treten uns in dieser Beziehung oft entgegen.

Der Oberflächliche freilich wird über dies Seltsame, Eigentümliche und Rätselhafte nur leichthin lächeln und . . . vorübergehen; den Denkenden aber wird das tiefere Eindringen in eine solche Erscheinung anziehen. Er wird hier, wie überall in der Natur und in dem Leben, auf den Kern der Sache zu dringen versuchen, die Gestaltung des wunderbar Scheinenden im Reiche des Geistes erkennen wollen.

Der Mensch fühlt, denkt, spricht, handelt, schreitet ein — stoßweise.

Er will nämlich — von dem Erwachen seines Verstandes an, bis zu dem Alter der Ermüdung und Abstumpfung — fortschreitend je einen Bezirk des Lebens und der Welt auf einmal in den Bereich seines Gefühles oder seines Geistes aufnehmen, ihn mit seiner Kraft erfüllen, durchbrechen und organisieren.

Wie er nun das Anrückende nach seinem angeborenen Temperamente und nach seiner anerzogenen Art und Gewohnheit annimmt, wie er den obwaltenden Beschränkungen der Aufnahme begegnet, ob er der leisen Gewalt oder dem Stoße vertraut, ob er nur das Nächste zu sehen oder tiefer einzudringen gewohnt ist . . . . . darnach bestimmt sich die Art seiner Handlungen oder Gegenwirkungen.

Die Anschauung der Welt aber bestimmt sich durch das, was er selbst von der Welt will!

Er schaut, denkt, liest in diese Welt hinein, und zieht diese dann, nach seiner Denkungsweise, wieder an sich. Die einfache Folge davon ist, daß er die Welt durch und durch und vom Größten bis zum Kleinsten so organisiert haben möchte, daß sie seinem Bilde, seinen Wünschen, seinen Fertigkeiten, seinen Neigungen entgegenkäme und Raum ließe.

Daher verrät jeder Mensch am ehesten seinen Charakter, wenn er dazu gebracht wird, seinen Haupt- und Lebenswunsch unumwunden auszusprechen, und in diesem Sinne ist denn auch das Leben eines Menschen der Weg zu seinem höchsten Gute.

Beethovens höchster Wunsch war nun von jeher die Einführung der Platonschen Republik und seine Welt war nie etwas anderes, als eine Welt der Ideale. Die Platonsche Republik wünschte er aber nicht allmählich, sondern durch Napoleon eingeführt, weil er selbst etwas Napoleonisches in sich hatte. Da er aber zugleich in der Wirklichkeit, statt seine Ideale zu finden, stets mit der menschlichen Nüchternheit hart zusammenstieß, so mußte ganz natürlich bei seinem angeborenen Trotz und seinem unseligen körperlichen, ihn ganz aus- und abschließenden Leiden, eine Verbitterung eintreten, die ihn zu den bizarresten Schritten verleitete.

Hier nun liegt auch der Schlüssel zu den drei sultanischen Hatti-Scherife an Graf Lichnowsky, Schuppanzigh und Schindler. Aber kannten denn diese drei edlen Männer den armen, tauben, vom Schicksal gefolterten Beethoven nicht längst? Wohl kannten sie ihn, und ihre Liebe und Verehrung ließ sie auch diese Machtbefehle lächelnd überwinden.

Schindler sagte selbst: „Die seidene Schnur schickte Beethoven jedoch nicht mit, folglich blieben wir alle drei am Leben, ließen seinen Grimm verhallen und fuhren fort, für sein Bestes zu sorgen, einer den andern hierin unterstützend.“

Und so kam denn auch das Konzert wirklich zu stande. Der Saal war gedrängt voll, die Brutto-Einnahme betrug Zweitausend zweihundert und zwanzig Gulden Wiener W., davon ab tausend Gulden für den Saal und die Theater-Administration, achthundert Gulden die Kopiatur; mithin blieb für Beethoven die elende Summe von vierhundertundzwanzig Gulden. Alle

Logen waren besetzt, nur eine Loge im ganzen Theater blieb leer, es war — — die kaiserliche!*)

Bei der Wiederholung war der Saal nicht zur Hälfte gefüllt, so daß die Administration noch achthundert Gulden aus ihrer Tasche drauflegen mußte. Desto mehr jauchzte Wien dem italienischen Gurgler Signor David zu, wenn er die beliebte Cavatine „Di tanti palpiti“ sang.

Beethoven war auf das Tiefste gekränkt und erschüttert. Die übelste Laune bemächtigte sich seiner, so daß er fast für niemanden mehr zugänglich war. Aber auch das war Johann van Beethoven nicht genug. Noch tiefer herab mußte seine Bosheit den Bruder drücken, noch elender mußte er den, schon an und für sich so Unglücklichen machen. Ludwig hatte ja namentlich einen Freund und Verehrer, der dem „Gutsbesitzer“ bei seinen egoistischen Absichten oft im Wege stand, dessen Einfluß auf den Maestro er fürchtete, und dies war — Musikdirektor Schindler.

Was that daher Johann? Er verdächtigte Schindler, als ob dieser edle Mann, der so ganz Begeisterung und Hingabe für Beethoven war, diesen bei dem ersten Konzerte betrogen hätte. Mit teuflischer Bosheit hatte Johann diesen giftigen Samen in der tiefen Nacht des Unmutes, die in Ludwigs Innerem jetzt herrschte, gesät. Er wußte, daß der Dämon des Argwohnes, der ja der Fluch der Taubheit ist, ihn reifen werde.

Bei einem kleinen Mittagessen, das Ludwig van Beethoven wenige Tage nachher den beiden Dirigenten seiner Konzerte, Kapellmeister Umlauf und Schuppanzigh, gab, und bei dem auch Schindler zugegen war, konnte er seinen Groll nicht länger mehr zurückhalten, und erklärte: wie ihm die Versicherung geworden, daß Schindler in Gemeinschaft mit dem Administrator, Herrn Dupert, ihn betrogen habe.

Schindler war wie vernichtet; eine solche Kränkung für so viel Liebe, Hingabe und Aufopferung war unerhört!

Vergebens wiesen ihn Umlauf und Schuppanzigh zurecht, indem sie Beethoven vorstellten, daß, da jedes Geldstück durch die Hände der beiden Theater-Kassierer gegangen, auch die Kassenrapporte genau übereinstimmten, ein Unterschleif weder denkbar noch möglich sei. Da aber Beethoven — von dem Dämonen-

*) Schindler: S. 153.

Argwohn beherrscht, von Johann auf das Äußerste gereizt — dessenungeachtet seine Beschuldigung nicht zurücknehmen wollte, so stand Schindler indigniert auf — — und entfernte sich mit Umlauf auf der Stelle.*)

Beethoven hatte auch diesen Freund verscherzt, er stand — wie es Johann wollte — jetzt ganz allein in der Welt!

---

*) Schindler: S. 157. 158. — „Dieser Vorfall" — sagt Herr Musikdirektor Schindler in seiner Biographie Beethovens selbst — „möge beweisen, was es heißen wollte, ein Freund Beethovens zu sein."

Herbstwehen.

Zwei Jahre waren vorübergegangen; von Beethoven hörte die Welt fast nichts.

Er hatte den letzten Frühling eine freundliche Wohnung in Penzing, nächst Schönbrunn, inne gehabt, aber er war hier so wenig geblieben, als sonst irgendwo.

Wohl hatte dem alten, sonderlichen, tauben, finster in sich versunkenen Manne die Wohnung zugesagt, wohl war sie freundlich und sonnig gewesen; aber es fand sich doch bald ein ganz eigener Übelstand. Das schöne Landhaus, das Beethoven gemietet, lag dicht am Wienflusse und über diesen führte gerade hier eine kleine, für Fußgänger bestimmte Brücke. Als sich nun das Gerücht in Penzing verbreitete, der wunderliche taube Mann mit den finsteren Zügen, den wirr und wild um den Kopf hängenden grauen Haaren und dem einfachen, fast ärmlichen Anzuge, der da immer so tief in Gedanken versunken umherlaufe, ... das sei der berühmte Beethoven! .... da liefen die Leute voll Neugierde zusammen, und da sie wußten, daß der große Meister stets über die Brücke komme, so stellten sie sich oft haufenweise an dieser Brücke auf, um Beethoven zu sehen.

Nach drei Wochen hatte Ludwig van Beethoven — durch dies Anschauen geniert — Penzing verlassen und eine neue Sommerwohnung in Baden gemietet. Das Logis in Penzing war bereits schon im Voraus mit vierhundert Gulden bezahlt gewesen.*)

*) Thatsache.

Aber Frühling und Sommer flohen wie die Jugend und das schöne früchtenreiche Mannesalter geschwunden waren; der Winter aber warf Beethoven in einer schweren Krankheit nieder.

Es war jetzt ein Glück, daß er sich wenigstens mit Stephan von Breuning und Musikdirektor Schindler wieder versöhnt hatte. Ein Erkennen seiner Übereilungen und ein aufrichtiges Streben, solche Fehler wieder gut zu machen, war ihm doch noch immer, wie in seiner Jugend, eigen und ein Bürge seines im Grunde edlen Charakters. Schindler aber, mehr noch als Breuning, konnte vergessen und wieder lieben, wo sein musikalisches „Ich“ so warm verehrte und anbetete.

Und wie schrecklich, wie entsetzlich einsam wäre der alternde, kranke, taube, vom Schicksal fort und fort bis zur Verzweiflung geprüfte Beethoven jetzt gewesen, wenn ihm nicht diese Freunde zur Seite gestanden; wenn nicht seine alte treue Frau Schnaps mit Kugler trotz der oft entsetzlichen Behandlung, bei ihm mit wahrhaft rührender Treue und Liebe ausgehalten hätten.

Aber gerade diese wenigen Menschen, die ihm nahe standen, mußten ja im Geiste vor Beethovens überwältigender Größe niederfallen; denn Beethoven stand, trotz mancher Schwächen und Eigenheiten, im Kampfe mit dem Schicksale wie einer jener alten Könige und Recken da, von denen die graue Sage erzählt: kämpfend, bis der letzte Mann eines ganzen feindlichen Heeres gesunken, und der letzte Tropfen des eigenen Blutes aus den tausend klaffenden Wunden entströmt.

Beethovens Erscheinung war eine große, in jeder Beziehung, ... auch ohne seine, noch bis heute unerreichte, musikalische Meisterschaft; denn Beethoven war einer jener wenigen gewaltigen Charaktere, die den Mut haben, mit dem Schicksale Mann gegen Mann zu ringen, ohne zu ermüden, oder je feige nachzulassen!

Und wahrlich! wer hätte denn mehr mit dem Schicksale zu ringen gehabt, als gerade er? . . . Mit welcher Wucht traf es ihn jetzt wieder in zwei gewaltigen Schlägen!

In den ersten Wochen des Jahres 1824 erhielt Beethoven von einem russischen Großen, dem Fürsten Nikolas von Galitzin, einen überaus schmeichelhaften Brief mit dem Ersuchen, für ihn ein oder zwei Quartette für Streichinstrumente gegen sehr annehmbare Bedingungen zu schreiben und sie ihm zu dedicieren.

Diesem ersten folgte bald ein zweiter Brief, ähnlichen Inhaltes und merkwürdig! wie, der Sage nach, gewisse Schlangen durch ihren Anblick die zu hoffende Beute bezaubern, so schien Beethoven, an dem doch Schmeicheleien spurlos vorüber zu gehen pflegten, von jenen des russischen Fürsten befangen, ... ja bezaubert worden zu sein! Beethoven ließ sofort ein bereits angefangenes Oratorium liegen und beeilte sich, den Wünschen des Fürsten nachzukommen.

Noch ehe aber die beiden ersten Quartette vollendet waren, ersuchte Galitzin um ein drittes und wußte Beethoven in der That so einzunehmen, daß er weder an das beabsichtigte Oratorium, noch an die zehnte Symphonie — zu der er bereits Entwürfe gemacht hatte — noch an jenes Werk mehr dachte, welches seines Lebens höchste Aufgabe, gleichsam der Schlußstein seines künstlerischen Wirkens und Schaffens werden sollte . . . . und diese Aufgabe war ja keine andere, als . . . Goethes Faust in Musik zu setzen.

Alle diese Pläne, Gedanken und Entwürfe schob also der Meister bei Seite, um desto ungestörter jene Quartette vollenden zu können.

Fürst Nikolas Galitzin hatte Beethoven dabei hundertundfünfundzwanzig Dukaten als Honorar zugesagt.

Die Zeit entschwand; die Quartette gingen ab; aber der Maestro, — des Geldes um so mehr bedürftig, als die Heranbildung des Neffen wirklich Summen verschlang — erhielt aus St. Petersburg nur Briefe mit Fragen über streitige oder zweifelhafte Stellen in diesen Quartetten, mit begeisterten Lobeserhebungen und warmen Grüßen. An Geld . . . erfolgte nicht ein Rubel.

Da kam die Krankheit, und Beethovens finanzielle Verlegenheit wuchs. Jetzt erst ersuchte er den Fürsten um das Honorar, indem er ihm zugleich seine augenblicklich drückende Lage vorstellte.

Aber siehe da . . . . es erfolgte keine Antwort.

Beethoven schrieb wieder und bat zugleich den österreichischen Botschafter, wie auch das Banquierhaus Stieglitz zu St. Petersburg in besonderen Briefen um ihre Verwendung bei dem Fürsten.

Keine Antwort, weder von dem Fürsten noch von dem Botschafter.

Endlich lief ein Schreiben des Banquierhauses ein: Fürst Nikolas von Galitzin sei eben zur Armee nach Persien

abgereist, ohne jedoch irgend welchen Auftrag zu einer Zahlung an Herrn van Beethoven zu hinterlassen.*)

Welch ein neuer empfindlicher Schlag! Beethoven kränkte indessen die Schändlichkeit dieses Benehmens, der Mißbrauch seines Vertrauens, die feige Weise dieses Diebstahls noch mehr, als der pecuniäre Verlust, so sehr er auch damals des Geldes bedürftig war. Und doch ..... was wollte das alles gegen denjenigen Schicksalsschlag bedeuten, der ihn jetzt treffen sollte?!

Lange schon schliff sein böser Dämon den Dolch, der sein Herz tötlich zu treffen bestimmt war. Das Drama seines Lebens neigte sich zu Ende: die Eumeniden hatten den Fluch einer Mutter — so ungerecht er auch war — aufgezeichnet. Mit wildem, boshaftem Jauchzen, die Brandfackeln des Unheils triumphierend über ihren Häuptern schwingend, umkreisen sie ihn näher und näher, bis der Große, der Gewaltige, der Edle unter dem Undanke eines geliebten Wesens zusammenbricht!

Beethoven ging nach langem Krankenlager seiner Genesung wieder entgegen; freilich nur langsam und wenig freudig, da große Sorgen um seinen, als Sohn angenommenen Neffen ihn fortwährend niederbeugten. Und diese Sorgen waren ja doppelter Art: indem sie einmal die Richtung betrafen, die der Jüngling eingeschlagen, und dann die Auftreibung der Mittel, die nicht nur die Erziehung, sondern auch der Leichtsinn des Neffen in Anspruch nahmen.

Da sich nun Beethoven um das Honorar der Quartette betrogen sah, mußte er vor allen Dingen suchen, eine andere Quelle der Einnahme zu finden. Er schloß daher mit der Musikalien-Verlagshandlung Gebrüder Schott in Mainz einen Vertrag ab: laut welchem diese Herren ihm für die „große Messe“ und die „neunte Symphonie“ sechshundert Gulden Conv. M. zahlten; außerdem für fünf weitere Werke noch zweihundertundsechzig Dukaten.

So sah sich denn der Maestro mit einemmale in den Besitz einer Summe von mehr denn dreitausend Gulden gesetzt: einer Summe, die ihn über alle Schwierigkeiten des armseligen Lebens für lange hinwegheben konnte. Was aber that Beethoven?

„Du hast deinen Neffen als Sohn angenommen!“ — sagte er zu sich — „Du mußt also auch wie ein Vater für ihn sorgen;

*) Schindler: S. 161—163.

selbst wenn er, wie bisher, all deine Liebe und Güte mit schroffem Undanke lohnt."

Und Ludwig van Beethoven ging hin, legte im Stillen die ganze Summe in Staatspapieren an, und betrachtete sie von diesem Momente — sowie das Übrige, was er schon für den Neffen zurückgelegt — nicht mehr als sein Eigentum, sondern als das Erbe seines Adoptivsohnes.

Großes, edles Herz! Niemand sah diese Handlung, niemand wußte davon, bis zu dem Momente, da du zu schlagen aufhörtest, aber du genügtest dir selbst, und fandest deinen Lohn in dem Bewußtsein stiller Pflichterfüllung.

Und wie? . . . wie? . . . lohnte es dir der Neffe?

Beethoven hatte dem Knaben eine Erziehung geben lassen, wie sie der Sohn eines Grafen nicht besser hätte wünschen können. Mit ungewöhnlichen Geistesgaben ausgerüstet, entwickelte sich dieser denn auch, zur Freude Beethovens, körperlich und geistig mit überraschender Schnelle.

Beethovens ganzes Herz hing jetzt an seinem Pfleglinge. Einsam, wie er dastand, ruhte auf dem letzten Sprößlinge seiner Familie, dem Träger dieses großen, stolzen Namens, auch des Meisters letzte Erdenhoffnung. Des Jünglings Glück war sein Glück: für ihn sparte, für ihn darbte er selbst! Und wie freute sich Beethoven, in ihm der Welt einen tüchtigen, bedeutenden, würdigen Menschen zu erziehen, — einen Charakter: fest, offen, voll Wahrheit und Mannestugend.

Es zeigte sich indessen leider schon frühe, daß der große Maestro auch hierin Unglück haben werde. Gestaltete sich der Charakter des jungen Menschen doch geradezu umgekehrt, so daß Leichtsinn, Verschmitztheit und Unwahrheit als die herrschenden Eigenschaften an den Tag traten.

Schon in dem Anfange des Prozesses von einer Hand in die andere gehend, — unaufhörlich die Erziehungsarten wechselnd, — dann selbst von der Liebe des Oheims verwöhnt und verzogen, — durch geheimen Umgang mit der Mutter systematisch zu Verschmitztheit und Unwahrheit herangebildet, — durch zu vieles Geld an Verschwendung gewöhnt und endlich, in der neuesten Zeit, als Besucher des philosophischen Lehrcursus an der Universität, durch die Nachsicht und das Vertrauen Beethovens zu frühe selbstständig gemacht . . . . eilte der Neffe seinem völligen Verderben in die Arme.

Auf die allzugroße Güte des Oheims pochend — von dem

dämonischen Rachegelüste der Mutter gegen seinen Wohlthäter aufgehetzt — mißbrauchte er von Tag zu Tag seine Freiheit mehr und mehr, vernachlässigte seine Studien und sprach dem bestimmten Willen Beethovens: keinen Umgang mit der Mutter zu pflegen, mit empörender Undankbarkeit Hohn.

Wie ein dreischneidiges Schwert schnitt dies Betragen in Beethovens Seele. Durchwühlt von Schmerz schrieb der alternde, kaum einer schweren Krankheit entgangene, taube, einsam in der Welt dastehende Mann von Baden aus an den Mißratenen:

„Bisher nur Mutmaßungen, obschon mir von jemand ver„sichert wird, daß wieder geheimer Umgang zwischen Dir und „Deiner Mutter! — Soll ich noch einmal den abscheulichen Un„dank erleben? Soll das Band zwischen Dir und mir gebrochen „werden, nun so sei es. Du wirst von allen unparteiischen „Menschen, die diesen Undank hören, gehaßt werden. In die „alten Gemeinheiten sollte ich mich noch einmal mischen? — „Nein, nie mehr! Drückt Dich meine Liebe? In Gottes Namen! „Mein altes Herz, von zahllosen Schicksalsschlägen getroffen, wird „zwar diesem härtesten Schlage erliegen; aber mag es darum „sein .... es sehnt sich ohnedem nach Ruhe, die es dann bald „finden wird. Ich überlasse Dich der göttlichen Vorsehung, das „Meinige habe ich gethan. Ich kann frohen Mutes vor den „allerhöchsten aller Richter treten. Gott hat mich nie verlassen. „Es wird sich schon noch jemand finden, der mir die Augen „zudrückt.“

„Ich weiß, daß Du nicht Lust hast bei mir zu sein. Natür„lich! es geht etwas zu rein bei mir zu. Du brauchst daher „auch Sonntag nicht zu kommen, denn wahre Harmonie und „Einklang wird bei Deinem Benehmen nie entstehen können. „Wozu die Heuchelei? Wirf lieber den Deckmantel ganz ab; dann „brauchst Du Dich doch nicht zu verstecken, mich nicht zu belügen, „was immer noch besser für Deinen Charakter sein wird, als „die Falschheit, mit der Du Dich jetzt schmückst.

„Siehst Du, mein Sohn! ..... mein verlorener Sohn! „o wenn Du wüßtest, mit welchem namenlosen vernichtenden „Schmerze ich dies schreibe! so spiegelst Du Dich in mir ab!

„Aber was hilft das liebevollste Zurechtweisen!! Erbost „wirst Du noch obendrein.

„Übrigens sei nicht so bange — — — ich — ich werde für „Dich, wie jetzt, immer unausgesetzt sorgen!

„Lebe wohl! Derjenige, der Dir zwar nicht das Leben „gegeben, aber gewiß doch erhalten, und, was mehr als alles „andere, für die Bildung Deines Geistes gesorgt hat, väterlich, „ja mehr als väterlich — der bittet Dich noch einmal innigst: „kehre zurück auf den Weg des Guten und des Rechten.“

„Dein treuer, guter Vater.“

Vierundzwanzig Stunden nach Abgang dieses Briefes erhielt Ludwig van Beethoven die Nachricht: daß sein Neffe wegen Leichtsinns, vernachlässigten Studiums und Unmoralität von der Universität hinweggewiesen sei.

Nikolsk-Slobotskoi.

In einem reich, ja man kann sagen: fürstlich ausgestatteten Zimmer eines der ersten Gasthöfe Wiens lag ein vornehm aussehender Mann auf dem hellblauseidenen Divan. Er war, wenn auch in einen kostbaren Pelzschlafrock gehüllt, dennoch unter demselben völlig angekleidet, und zwar als Cavalier und auf das Feinste.

Weniger cavaliermäßig war die Art und Weise, wie er sich, eine gewaltige Meerschaumpfeife rauchend, hingestreckt hatte und das öftere ganz ungenierte Ausspucken auf den wertvollen Teppich, der den Fußboden des Gastzimmers deckte. Auch der Divan mußte gewaltig von dieser Nonchalance leiden, da die scharfen Sporen an den Füßen des Herrn fast bei jeder Bewegung Risse in das Seidenzeug machten, mit welchem derselbe überzogen war.

Übrigens gehörte der Mann, obgleich man ihn wirklich noch schön nennen konnte, keineswegs mehr zu den jugendlichen Erscheinungen; denn sein gewaltiger, zu beiden Seiten des Mundes weit herabhängender Schnurrbart war, wie sein volles dichtes Haar, ziemlich ergraut. Dagegen glänzte das Gesicht noch von Frische und die Haut desselben war fest und straff gespannt, während die Wangen ein hohes, lebendiges Rot schmückten, das selbst der etwas stark aufgestülpten Nase nicht so ganz fremd geblieben. Das Ganze belebte ein feuriges, wenn auch klein geschlitztes Auge, dessen Blick, im Vereine mit den unheimlichen Falten der Stirne, nur zu wild und gebieterisch war, um günstig zu wirken. Überhaupt war es eine gewisse rohe Vornehmheit, die sich hier charakteristisch geltend machte. Der erste Blick zeigte in der ganzen Erscheinung einen russischen Großen.

Übrigens hätte darauf auch noch so manches andere hingewiesen, was sich in dem Zimmer befand. So zum Beispiel das, neben dem Divan auf einem Tischchen stehende, dampfende Glas Grog, aus dessen Farbe und Geruch man auf seine Stärke schließen konnte. Ferner die kurzgriffige, aus Lederschnüren kunstvoll geflochtene Hundepeitsche, die — so recht zum jederzeitigen Gebrauche — neben dem Glase Grog lag, und endlich das einzige menschliche Wesen, welches sich neben ein paar, zu Füßen ihres Herrn hingekauerten, Hunden noch in dem Zimmer befand.

Gewissermaßen schien übrigens zwischen diesem Wesen und den Hunden eine Seelenverwandtschaft zu herrschen; denn wenn auch die Hunde am Boden kauerten und der Diener an der Thüre stand, so waren doch die vier Hunde- und die zwei Menschenaugen ganz mit derselben ängstlichen Gespanntheit auf das Gesicht des Herrn gerichtet. So oft die Hunde dabei ein Blick des vornehmen Russen traf, wedelten sie — ohne sich jedoch sonst zu rühren — mit den Schwänzen; so oft das Auge des Herrn über den Diener strich, bückte sich derselbe, mit dem übrigen Körper unbeweglich verharrend, um einen halben Zoll tiefer. Selbst bis auf die Physiognomie erstreckte sich diese Ähnlichkeit; da sich, neben den gemeinsamen abgeplatteten Nasen, in Iwans Zügen eine fast hündische Demut und in dem Ausdruck der Hunde ein fast menschliches Verständnis ausprägte. Beide Teile begegneten sich hier in der Mitte. In seelischer Beziehung war die Ähnlichkeit noch größer.

Der Wille des Menschen ist die selbsteigene Bestimmung seiner Thätigkeit und unterscheidet sich von dem tierischen Triebe dadurch, daß er auf geistigen Vorstellungen beruht, und daß er frei wählend verfährt. Gefühl und Gedanken sind in ihm stets vereint. Hier liegt größtenteils, was den Menschen vom Tiere unterscheidet. Wo aber wären bei Iwan selbsteigene Bestimmung seiner Thätigkeit, Vorstellungen, Gedanken und freier Wille zu finden gewesen? Er hatte ja kaum jemals eine Ahnung von diesen Dingen gehabt und hätte diese sich geltend machen wollen, der Kantschuj würde ihm das Überflüssige einer solchen Bestrebung bald merkbar genug gemacht haben.

So waltete denn zwischen dem Diener und den Hunden auch hier eine bewunderungswerte Seelenverwandtschaft.

„Iwan!“ — rief jetzt der Herr.

Iwan fuhr in sich zusammen, kreuzte die Hände auf der

Brust und rief, — tief gebückt und genau wie die zu den Füßen des Herrn liegende Diana von unten herauf blickend: „Was befehlen hochfürstliche Gnaden!“

„Esel!“ — entgegnete der Herr, die große Meerschaumpfeife aus dem Munde nehmend und auf den schönen Teppich speiend. — „Weißt Du nicht, daß ich hier nicht als Fürst auftreten will? — Laß mich nicht noch einmal . . . .“

Ein Blick auf die Lederpeitsche vollendete den Satz. Iwan verbeugte sich stumm.

„Hier bin ich General Postuchowski!“ — fuhr der Russe dann fort. — „Merke Dirs!“

Iwan verbeugte sich abermals, den ängstlich gespannten Blick auf jede Bewegung des Herrn gerichtet. Die Hunde spitzten zitternd die Ohren.

„Den Grog!“ — herrschte der Russe weiter.

Iwan sprang herbei und reichte dem General das Glas auf einem Teller. Es war auf einen Zug geleert; aber statt auf den Teller zurückzukehren, flog es in eine Ecke. Diana sprang auf, das Glas zu apportieren; aber schon bei dem zweiten Satze hatte sie einen solchen Hieb mit der Hundepeitsche empfangen, daß sie heulend um und um schlug.

„Warte!“ — rief der Russe, bei dem Jammergeschrei des armen Tieres heiter auflachend. — „Hats gut gethan? . . . . . Will Dich lehren, ohne meinen Befehl zu apportieren!“

Und mit der kurzgriffigen Peitsche drohend, erhob er sich halb von dem Divan. Diana kroch winselnd am Boden hin. Iwan folgte sichtlich dieser Bewegung in Gedanken.

Der Russe hatte sich während dessen ganz erhoben und hielt nun, ohne ein Wort zu sagen, die ausgerauchte Pfeife dem Leibeigenen hin. Dieser, der schon daran gewöhnt war, den Blick nie von seinem Herrn wegzuwenden, erfaßte die dargereichte sofort, klopfte sie aus und legte sie an ihren Platz. Dann trat er wieder ehrerbietig in den Winkel an der Thüre.

Der Russe ging jetzt mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, während ihm die Augen Iwans und der Hunde folgten. Er mußte dabei aber an etwas sehr Angenehmes und Heiteres denken; denn seine bisher finstere Stirne klärte sich bedeutend auf und ein freundliches, wenn auch von Bosheit nicht freies Lächeln spielte um die Winkel seines Mundes.

Plötzlich blieb er vor dem Tische stehen, der sich in der Mitte des Zimmers befand, strich sich mit beiden Händen die

beiden Spitzen des lang herunterhängenden Schnurrbartes und sagte mit wohlgefälliger Miene:

„Sie wird kommen und . . . meinen Wünschen entsprechen! Beim Himmel! ich kenne doch dies Weibervolk. Wann hätte noch eine weibliches Herz einem Diamantschmucke und der Aussicht auf eine fürstliche Existenz widerstanden . . . zumal . . . wenn es mit der Aussicht auf ihre Herrschaft zu Ende geht!"

Er lachte.

„Und hab' ich denn nicht gut schenken und versprechen!" — fuhr er fort. — „Wenn sie freilich mit der Geschichte des Schmuckes vertraut wäre . . ."

Der Russe brach ab. Dann nahm er ein zierliches Briefchen von dem Tische auf und las:

„Herrn General Postuchowsky!

„Wenn ich auch erstaunt sein muß, in Ihrer heutigen Zu-„schrift eine Einladung von einem mir gänzlich Unbekannten zu „erhalten, so vertraue ich doch auf die Versicherung der Ehren-„haftigkeit Ihrer Absicht und komme. Das wichtige Geheimnis, „welches Sie mir mitzuteilen haben, und dessen erste Fäden, wie „Sie schreiben, sich unter dem Verröcheln eines Sterbenden „zwischen Ihnen und mir angesponnen haben sollen, bin ich „unendlich begierig kennen zu lernen. Sobald es dunkel ge-„worden, werde ich die mir vorgezeichneten Vorsichtsmaßregeln „treffen und mit dem Schlage sieben Uhr auf Nummer 4 des „angedeuteten Gasthauses erscheinen. Die ich mich hochachtungs-„voll nenne:

„Betty van Beethoven."

„Vortrefflich!" — rief der Russe lachend — „Dies Briefchen garantiert mir wenigstens, daß ich nicht auf allzugroße Schwierigkeiten stoßen werde! Aber es wird bereits finster: Iwan!"

Der Leibeigene zuckte zusammen, die Hunde zitterten und spitzen die Ohren.

„Anzünden!" — herrschte der Russe — „hier und neben im Salon."

Iwan gehorchte; dann kam er, auf den Zehen schleichend, zurück und stellte sich wieder demütig in die Ecke neben der Thüre.

„Hierher!" — rief der Russe.

Jetzt aber sprangen Iwan und aus Mißverständnis auch Diana und Apollo herbei. Letztere freilich zu ihrem Unglücke, da jedes von ihnen mit einem furchtbaren Fußtritte und einem Knutenhiebe seine allzugroße Aufmerksamkeit heulend büßen mußten. Dem Leibeigenen warf der Russe seinen Pelz zu.

„Hm!“ — sagte er jetzt zu sich selbst, seiner Gewohnheit nach, wie vorhin, mit beiden Händen die zwei herabhängenden Enden seines Schnurrbartes streichend. — „Vergessen wir nicht, den Feinen zu spielen. Ich habe geraucht und Grog getrunken, . . . die Damen lieben den Geruch davon nicht. Mit der Zeit giebt sich das!“ — fuhr er roh lachend fort — „und noch manches andere; heute aber möchte es doch geraten sein, den Duftenden abzugeben. Ich will meinen Mund mit Eau-de-luc und Wasser ausspülen. Iwan, meinen Rock und mein Eau-de-luc!“

Der Leibeigene sprang; rasch war er mit dem, mit mehreren Orden und einem großen Sterne decorierten Rocke zurück und reichte ihn seinem Herrn, der gemächlich hineinschlupfte.

Ein Blick in den Spiegel überzeugte ihn, daß er in dem feinen, modischen Anzuge wirklich noch ein passabel hübscher Mann von noblem Ansehen sei.

„Jetzt das Eau-de-luc!“

Iwan sprang nach diesem; als er das Glas aber schon erfaßt hatte, schrie sein Herr: — „Wird es bald!“ — er fuhr entsetzt zusammen, das Glas entglitt vor Schrecken seiner Hand und zerschellte am Boden.

Aber welche Scene folgte jetzt! Wütend vor Zorn — die Hunde verkrochen sich heulend unter dem Divan — riß der Russe die kurzgestielte, ledergeflochtene Hundepeitsche vom Tische und nun fiel, von dem nervigen Arme des robusten Mannes geschwungen, Hieb auf Hieb über Kopf, Rücken, Arme und Füße des sich wie ein Wurm lautlos krümmenden Sklaven.

Dicke rote, von Blut unterlaufene Schwielen liefen ihm bereits quer über das Gesicht, bedeckten gewiß schon den ganzen Körper . . . . Der Russe ließ nicht nach . . . bis Iwan ohnmächtig zusammenbrach. Dann erst stieß er ihn mit einem Fußtritt auf die Seite; schlug Dianen, die sich winselnd und wie um Gnade bittend unter dem Divan hervorgewagt, seinen Sporn so tief in die Seite, daß das scharfe Rad desselben das Fleisch weit aufriß und das aus der Wunde des jammervoll heulenden Tieres fließende Blut den Teppich in einem langen Striche deckte.

In dem Augenblicke schlug es auf der Pendüle sieben Uhr, zugleich rollte ein Wagen vor. Der Russe warf die Peitsche weg, fuhr sich rasch mit dem Taschentuch über das Gesicht, mit der Hand durch die Haare und trat in den Salon.

Als er die Thüre hinter sich geschlossen, war er ein ganz anderer Mensch. Keine Spur leidenschaftlicher Erregtheit war in seinen Zügen zurückgeblieben. Die Falten der Stirne erschienen geglättet, der Blick feurig aber nicht mehr wild, der Ausdruck roher Despotie in jenen eines angeborenen aristokratischen Stolzes verwandelt. Die ganze Erscheinung war jetzt eine höchst feine und liebenswürdige.

Ein flüchtiger Blick in den Spiegel hatte den Russen überzeugt, daß die Metamorphose eine vollständige sei, als es an der Eingangsthüre des Salons pochte und auf sein „Herein!“ eine sorgfältig verhüllte Dame in das Zimmer trat. Kaum aber hatte diese ihren Schleier zurückgeschlagen, als sie erstaunt ausrief:

„Wie? sehe ich recht? Fürst Galitzin?“

„Nun, bei Gott! meine Schöne!“ — entgegnete der Fürst, fein lächelnd, mit einer artigen Verbeugung — „Sie haben einen scharfen Blick und ein treffliches Gedächtnis. So viel mir bekannt, haben wir uns bis jetzt erst einmal im Leben gesehen, nur auf wenige Minuten und in einer gegenseitig peinlichen Situation.“

„Allerdings, mein Fürst!“ — entgegnete Betty van Beethoven — „an der Seite des sterbenden Grafen Pallhorst. Sie waren Secundant des Grafen Gallenberg.“

„So ist es!“ — sagte geschmeidig Fürst Galitzin. — „Und doch waren diese Minuten für mein Leben entscheidend! . . . Das ist indessen das Geheimnis, worüber ich Ihnen Mitteilungen zu machen habe, die aber der Art sind, daß wir Muße und Zeit dazu bedürfen. Legen Sie daher ab, meine Liebenswürdige, und lassen Sie uns auf dem Sopha Platz nehmen.“

Betty gehorchte und der Fürst ging ihr mit einer so feinen Artigkeit und Gewandtheit dabei an die Hand, daß sie sich nicht wenig geschmeichelt fühlte.

„Und mit wem“ — sagte sie jetzt, als Beide auf dem Sopha Platz genommen, — mit wem wird mir eigentlich die Ehre der Unterhaltung, mit dem Fürsten Nikolas von Galitzin oder dem General Postuchowsky?“

„Für Sie, meine Verehrte!“ — entgegnete der Russe — „für Sie bin ich Fürst Galitzin; für jeden anderen Menschen

in Wien aber General Postuchowsky. Ich habe triftige Gründe für das strengste Incognito nach außen hin."

„Und Ihre Wünsche?"

„Madame!" — sagte der Fürst — „ich bin Soldat, und daher gewohnt, kurz und ohne Umschweife mit festem Schritt und sicherem Blick auf das Ziel loszugehen, das ich mir gesteckt. Dies Ziel und mein versprochenes Geheimnis fallen in Eines zusammen. Sie sollen daher beides jetzt kurz und bündig erfahren."

„Ich bin ganz Ohr."

„Als ich vor zwei Jahren das letztemal in Wien war, entspann sich jenes bewußte unselige Duell, dessen Sie vorhin erwähnten. Ich ward Gallenbergs Secundant und sah Sie in dem Augenblicke, als wir den Kampfplatz verließen. Es waren mir, wie vorhin schon bemerkt, nur Minuten gegönnt, Sie zu sehen, und doch — sage ich es gerade heraus — genügten diese Minuten, Ihr Bild meiner Phantasie so einzuprägen, daß ich es von da an nicht mehr vergessen konnte. Pallhorsts Tod erlaubte damals keine Annäherung, auch kehrte ich wenige Tage später nach Petersburg zurück und die Sache schien abgethan. Wer aber von allen Sterblichen ist Herr seiner selbst. Ich mußte auch im Norden Ihrer gedenken. Ein gewisses Etwas — gestehe ich es nur, ich kann selbst nicht mit Bestimmtheit sagen was? — erinnerte mich immer an Sie und stellte mir Ihren Besitz als beneidenswert dar. Da bekomme ich plötzlich — unter dem äußern Vorwande zur Armee nach Persien zu gehen — einen geheimen diplomatischen Auftrag, der mich über Wien führt. Ich trete die Reise an; aber je näher ich Wien komme, desto freundlicher und verführerischer malt mir meine Phantasie Ihr Bild aus. Der Auftrag selbst, nach Wien zu gehen, scheint mir ein höherer Wink, und so stellte sich bald der Entschluß fest — als tapferer Soldat geradezu Ihr Herz zu stürmen."

Betty hatte der ganzen Rede Galitzins mit Überraschung und Spannung zugehört. Ihr Herz klopfte heftig, ihr Busen wogte ungestüm, denn . . . es war ja ein Fürst . . . ein russischer Fürst, bekannt durch sein enormes Vermögen und seine Galanterie, der so zu ihr sprach.

„Sie setzen mich in Verlegenheit, Durchlaucht!" — sagte sie jetzt. — „Denn ich, eine nicht mehr junge, nicht mehr blühende Frau, kann Ihre Worte doch wohl nur für Scherz nehmen. Wie sollten mich die Blicke eines Mannes suchen, der — seiner

Stellung, seines Vermögens und seiner Erscheinung nach — über die jüngsten Herzen gebieten kann.“

„Das ist Geschmacksache!“ — sagte der Fürst mit einem Lächeln und einem Blicke, vor welchen Betty die Augen errötend niederschlagen mußte. — „Wir sind beide keine Kinder mehr und kennen die Welt. Von einem schwärmerischen Liebegirren kann ja daher auch zwischen uns nicht die Rede sein. Offen und ehrlich! .... Sie haben mein Herz und meine Phantasie gefesselt. Ich weiß von den Erkundigungen her, die ich bei meinem letzten Aufenthalte hier, noch vor meiner Abreise über Sie eingezogen, daß Sie Geist und Liebenswürdigkeit besitzen, um einem Manne das Leben in reichem Maße angenehm zu machen. Uebernehmen Sie, als Freundin, diese schöne Aufgabe bei mir. Ich kann Sie nicht zur Fürstin Galitzin machen, aber Sie werden auf meinen Schlössern und in meinem Herzen Herrin sein und ein fürstliches Leben führen.“

„Sie überraschen mich!“

„Hoffentlich nicht unangenehm.“

„Ich weiß Ihre Freundlichkeit zu schätzen.“

„Schwerlich!“ — rief der Fürst lächelnd, stand auf und holte aus dem Nebenzimmer ein kostbares Etui.

„Sehen Sie wenigstens hier, wenn Sie auf meinen Vorschlag eingehen wollen, den ersten Beweis für die Aufrichtigkeit meiner Verehrung. Dieser Brillantschmuck ist Ihr Eigentum, sobald Sie mir Ihr Herz schenken.“

Der Schmuck war wundervoll und von ungemeinem Werte. Bettys Atem stockte fast, als ihr die prächtigen Steine aus der überaus geschmackvollen Fassung entgegenblitzten. Ihre Augen funkelten mit den Diamanten um die Wette; zu sprechen aber war ihr für den Augenblick unmöglich.

„Ich werfe meiner Freundin außerdem für die Zeit ihres Lebens schriftlich einen Jahresgehalt aus, der sie über alle Verlegenheiten hinaussetzt und sie in ihren Einnahmen mancher deutschen Baronin gleichstellt.“

„Herr Fürst ...!“

„Sie haben auch einen Sohn?“

„Ja!“

„Wenn er Lust hat, eine militärische Carrière zu machen, werde ich für ein Lieutenant-Patent im russischen Heere für ihn sorgen.“

„Ihre Güte erdrückt mich.“

„O nein!“ — rief Fürst Galitzin, mit chevaleresquer Liebenswürdigkeit — „Sie soll Sie aufrichten; Ihnen einen heiteren Blick in eine schöne, reizende Zukunft gewähren!“

„Gönnen Sie mir Zeit, Durchlaucht . . .“

„Das nicht!“ — rief der Fürst immer freundlicher und zutraulicher, aber doch mit einer gewissen Bestimmtheit. — „Ihr Entschluß muß jetzt auf der Stelle gefaßt werden. Wir machen alsdann, zu Ihrer Sicherheit, alles schriftlich. Ich unterzeichne und untersiegele, und mit dem Grauen des Tages sind wir auf dem Wege nach Rußland.“

„Wie?“ — rief Betty aufs höchste überrascht. — „Noch heute!“

„Noch heute!“ — wiederholte der Fürst, indem er den Brillantschmuck bei dem Scheine der Wachskerzen wie spielend hin und her bewegte, so daß die Steine ein Meer von Lichtblitzen aller Farben aussandten. — „Vergessen Sie, meine Verehrte, nicht, daß ich incognito und auf einer diplomatischen Sendung hier bin, welche die größte Eile hat. Der Kaiser erwartet mich schon in den nächsten Tagen . . . . . und Sie . . . . das alte, prächtige und stolze Fürstenschloß der Galitzin: Nikolsk-Slobotskoi.“

„Aber wie könnte ich . . .“

„Packen Sie diese Nacht mit Hülfe Ihres Kammermädchens Ihre Kostbarkeiten, Ihr Geld, Ihre Garderobe und was Sie sonst an leichten Dingen mitnehmen wollen. Alles andere lassen Sie zurück,“ — fügte der Fürst stolz hinzu. — „Was soll Ihnen der Quark als Herrin der Güter eines Fürsten Galitzin!“

„Und mein Kind?“

„Ihren Sohn treffen Sie bei Ihrem Nachhausekommen. Ich habe ihn durch ein anonymes aber dringendes Schreiben dahin beordert.“

In Bettys Brust kämpfte es sichtlich. Der Antrag des Fürsten schmeichelte ihrer Eitelkeit nicht wenig; der prächtige Brillantschmuck reizte ihre Habgierde; die glänzenden Aussichten stachelten ihre alte nimmersatte Genußsucht auf, und dazu kam noch, daß sie Wien mit einem andern Aufenthaltsorte vertauschen sollte . . . Wien . . . das ihr im Laufe der Zeit in vielen Beziehungen verhaßt geworden und in welchem ihre Stellung des Peinlichen und Demütigenden übermäßig bot. Ohne die Trennung von ihrem Sohne wäre sie jetzt schon entschlossen gewesen. Und dann, und vor allen Dingen die glänzende Versorgung für die

Zukunft . . . jetzt, wo Schönheit und Reiz nahe daran waren, ihre Geltung zu verlieren.

Auf ihre Äußerung über das Schwierige, sich so ganz und so schnell von ihrem Kinde zu trennen, sagte der Fürst mit freundlicher Zuversicht:

„Beruhigen Sie sich darüber, meine Liebenswürdige, ich werde Sorge dafür tragen, daß das Lieutenants-Patent bald eintrifft und dann . . . . werden Sie Ihren Sohn, dafür bin ich Ihnen gut, bald in Petersburg sehen.“

Betty schwankte noch immer. Das ganz Unvorhergesehene des Vorschlages und das Dringende des Entschlusses verwirrte sie doch einigermaßen. Galitzin aber ließ nicht nach: er bat, malte die Zukunft mit den reizendsten Farben aus, sprach so beredt und war so liebenswürdig, daß Betty in der That nach einer fast stundenlangen Unterredung nachgeben mußte.

„Nun denn, so mag es sein!“ — rief sie endlich und reichte Galitzin die Hand.

„Abgeschlossen!“ — sagte der Fürst mit seltsam triumphirendem Blicke und küßte seiner neuen Freundin zärtlich die dargereichte Rechte. Betty hatte indessen Lebenserfahrung genug, um auf eine Feststellung des neuen Verhältnisses in Form Rechtens zu dringen. Man besprach daher gegenseitig die Einzelnheiten, über die man denn auch leicht übereinkam, da sich der Fürst sehr gentil zeigte.

Der vorsichtige Mann hatte aber, als feiner Diplomat in solchen Dingen, die Kontrakte schon vorbereitet, so daß es nur des Vorlesens und der gegenseitigen Unterzeichnung bedurfte.

„Und nun“, — sagte der Fürst, indem er das Etui mit dem Schmucke sorgfältig schloß und Betty hinreichte, — „wollen Sie den Schmuck entgegennehmen oder soll ich Ihnen denselben bis nach Petersburg in meinem Koffer aufbewahren?“

„Behalten Sie ihn bis dorthin immer bei sich!“ — entgegnete die neue Freundin des Fürsten. — „Er ist bei Ihnen besser und sicherer aufbewahrt, als bei mir.“

„Und im Kontrakt Ihnen zugeschrieben.“

„Ihr Wort und Ihre Neigung sind mir mehr als dies. Aber wie reisen wir?“

„Halten Sie sich Morgen früh um vier Uhr bereit. Ich hole Sie in meinem großen und bequemen Reisewagen ab . . . das heißt: ich, General Postuchowsky! . . . . Ihr Kammermädchen können Sie mitnehmen, wenn es Ihnen und ihr recht

ist. Aber eines nicht vergessen: Ihr Sohn darf vor der Hand meinen Namen nicht erfahren."

Beide nahmen jetzt, nach einer kurzen zärtlichen Ratifikation des Vertrages, Abschied, worauf die Dame dicht verhüllt und wohl verschleiert den Gasthof wieder verließ.

Kaum aber waren ihre Tritte auf der Treppe verhallt, als das feine, liebenswürdige Äußere des Russen mit Blitzesschnelle seiner wahren Natur wieder Platz machte.

„Holla!" — rief er, mit vor Lust wild funkelnden Augen — „das Vögelchen ist in die Schlinge gegangen. Ja! sie soll die Dame meines Herzens sein; aber mein Herz und meine Launen werden dabei, wie ich mich kenne, ihre Herren werden! O! wie wird sie sich umsehen, wenn ich sie erst mitten in Rußland auf meinem Schlosse Nikolsk-Slobotskoi habe! Meint die Thörin denn: die Kontrakte und Verträge, auf die sie so sehr drang, hätten dann noch mehr Wert, als irgend ein alter Wisch Papier? . . . . Die Närrin . . . dort bin ich Kaiser . . . und alles Andere ist mein, ist so gut als mir leibeigen!"

Und in das Nebenzimmer tretend, rief er donnernd nach einem neuen Glase Grog, wobei er mit wildem Triumphieren durch das Schwingen seiner kurzstieligen, ledergedrehten Hundepeitsche Iwan aufjagte, der, von unsäglichen Schmerzen zusammengekrümmt, leise jammernd, noch am Boden kauerte. — —

Als Betty das Haus erreicht, in welchem sich ihre jetzt ziemlich bescheidene Wohnung befand, denn mit dem Testamente des Grafen Pallhorst war es nichts gewesen und die Pretiosen gingen zu Ende — hörte sie schon unten einen wüsten Lärm. Wie Centnerlast fiel es auf ihre Seele: das war ihr Sohn, der heute wieder zuverlässig — wie so oft — des Guten zu viel gethan.

Und in der That, sie hatte sich nicht getäuscht. Der junge Mann, etwas angetrunken, balgte sich im Übermute laut lachend mit dem Kammermädchen herum, das sich vergeblich bemühte, seinen allzugroßen Artigkeiten zu entgehen.

Schon lagen einige Stühle umgestürzt am Boden, auch eine Wasserflasche hatte dies Schicksal geteilt, als Frau Betty eintrat.

„Aber um Gottes Willen!" — rief die Mutter — „was geht denn hier vor?"

„Gut, daß Sie da sind!" — keuchte das Mädchen — „der junge Herr sind wieder so ausgelassen!"

„Ausgelassen!" — schrie der junge Mann mit schallendem Lachen — „wie sie das richtig trifft! — Ausgelassen! . . . ja

ausgelassen! . . . oder noch richtiger gesagt . . . hinausgelassen . . . . bin ich heute im Sinne des Wortes! — Göttlicher Gedanke: ausgelassen! Hinausgelassen, so gut als fortschicken: relego, relavi, relatum, relare. Kann auch heißen: eine Schuld auf Jemanden schieben! Culpam in hominem!"

„Aber Louis!" sagte die Mutter.

Das Kammermädchen hatte die Stühle unterdessen aufgerichtet und entfernte sich jetzt mit glühendem Gesicht, die Glasscherben der zerbrochenen Wasserflasche hinauszutragen.

„Ausgelassen! . . . Hurrah! . . . der Ausdruck ist Goldes wert!" — rief der junge Mann und warf sich lachend in die Ecke des Sophas.

„Ich verstehe Dich nicht!"

„Aber ich verstehe es desto besser!" rief der Jüngling; und seine Mütze, die er bisher noch auf dem Kopfe gehabt, abziehend und bis an die Decke in die Höhe werfend, rief er:

„Es lebe die Freiheit! Die Freiheit soll leben!"

Betty erblaßte: — „Bist Du toll?" — sagte sie dann, sich ängstlich umsehend, — „willst Du Dich und mich unglücklich machen!"

„Nu!" — rief jener — „ich werde mich doch meines Lebens und meines Glückes freuen dürfen?"

„Welchen Glückes?"

„Meiner Freiheit!"

„Ich verstehe kein Wort."

„Nun denn, Mama, Du hast ja gehört, ich bin heute ausgelassen!"

„Das sehe ich wirklich!"

„Von der Universität und aller Schulfuchserei ausgelassen!"

„Wie denn?"

„Nun, zum Teufel! sie haben mich so gut als relegiert!"

„Was? — Louis!" — rief die Mutter entsetzt.

Der junge Mann aber lachte unbändig.

„Relegatio ist lateinisch!" — rief er dann mit einer Art bitterer Heiterkeit — „und heißt: Verweisung."

„Aber, du Gott . . . .!"

„Bei den Römern verstand man seit Augustus darunter: die Verbannung verdächtiger oder auch in Ungnade gefallener Personen nach einem bestimmten Orte und auf bestimmte Zeit."

„Aber . . . ."

„Bei uns ist sie Verweisung eines Studenten, wie Figura zeigt, von der Universität . . . ."

„Auf immer?“ — frug in seltsamem Gedankengange die Mutter, denn das angebotene Lieutenants-Patent fiel ihr ein, und kam ihr jetzt fast wie ein Fingerzeig des Himmels vor.

„Bei meiner Wenigkeit nur auf kurze Zeit . . . sonst aber Relegatio in perpetuum!“

„So höre doch!“

„Donnerwetter!“ — rief der Jüngling lachend — „ich muß doch beweisen, daß ich etwas gelernt habe.“

„Der Beweis für das Gegenteil scheint allerdings vorzuliegen!“ — meinte Frau Betty. Es lag indessen ein so unerwartet milder Ton in diesen Worten, daß der junge Mann über die nachsichtige Aufnahme dieses fatalen Berichtes staunte. Auch glaubte er an seiner Mutter eine ganz ungewöhnliche Aufregung und Unruhe wahrzunehmen, die sich namentlich in dem hastigen Abwerfen ihres Mantels, Hutes u. s. w. kund gab. Zugleich flüsterte sie dem zurückgekehrten Kammermädchen verschiedene Befehle in das Ohr, die dieses mit höchstem Staunen, aber sichtlich auch mit Freude aufnahm; worauf sie eine Ermahnung zur Eile wieder hinaustrieb.

„Was giebt es denn hier Rätselhaftes?“ — frug daher, jetzt etwas ernster, der junge Mann. — „Ich bin ohnedem durch ein anonymes Schreiben von fremder Hand zu Dir bestellt.“

„Und was denkst Du jetzt zu thun?“ — frug die Mutter, des Sohnes Worte nicht beachtend.

„Weiß noch nicht! — Vielleicht werde ich Kaufmann!

„Warum nicht gar!“

„Was sonst?“

„Militär!“

„Ja wohl!“ — rief Louis höhnisch. — „Da mich die pedantischen Tugendseelen von der Universität gewiesen, werden sie mich auch bei dem Militär nicht aufnehmen wollen.“

„Wäre Dir denn ein Lieutenants-Patent in der russischen Armee recht?“

„Welche Frage! Das versteht sich nun wohl von selbst.“

„Wenn ich Dir nun eins verschaffe?

Der junge Mann sah seine Mutter groß und zweifelnd an.

„Louis!“ — sagte diese dann, — „ich habe keine Zeit zu verlieren, da ich noch packen muß.“

„Packen?“

„Unter dem Siegel der Verschwiegenheit: ich reise noch diese Nacht ab.“

„Wohin?“

„In acht Tagen wirst Du es durch einen Brief erfahren. Wenn Du das Patent erhältst . . . kommst Du Deiner Mutter nach?“

„Also nach Rußland?“

„Stille!“

„Kommst Du nach?“

„Aber nicht gleich.“

„Nicht gleich? — Warum nicht?“

„Daß ich ein Narr wäre!! — rief Louis lachend. — „Denkst Du denn nicht daran, daß ich Onkel Ludwigs Erbe bin?“

„Unsinn!“

„Kein Unsinn! Der alte Brummbär hat wenigstens zehntausend Gulden für mich in Staatspapieren zurückgelegt.“

„Ich glaube es nicht.“

„Und ich weiß es! Ist er doch so unsinnig, wie ein Geizhals zu knausern und zu sparen, ... Alles für mich! . . . . Die ganze vorige Woche hat er wieder fast nichts als Brot zu Mittag gegessen!“ — rief Louis hell auflachend. — „Wenn er wüßte, wie flott sein Neffe indes gelebt, ich glaube . . . er wäre im Stande, mir den Laufpaß zu geben.“

„Aber bis Du ihn beerbst, das kann noch lange werden!“

„Nein!“ — sagte der junge Mann mit heiterer Zuversicht — „das dauert nicht mehr lange. Mit Onkel Ludwig geht es zu Ende; das wird jeder erkennen, der nur etwas Blick hat. Seine Züge haben sich seit der letzten Krankheit auffallend geändert, . . . und da er sich nicht in acht zu nehmen weiß, bin ich gut dafür: die Krankheit schlägt nächstens zurück. Es wäre, bei Gott! auch Zeit, denn es ist nicht mehr mit ihm auszuhalten.“

„Ich denke auch in anderer Beziehung.“

„Wegen meiner Schulden?“

„Ja!

„Nun, das macht sich. Die Leute warten schon, bis er schlafen geht und dann bleibt mir noch immer etwas Erkleckliches übrig.“

„Aber nun rasch zum Entschluß: was soll nun geschehen?“

„Schaffe mir nur das Patent. Vor der Hand spiele ich bei meinem Brummbär den Reuigen . . . hat er die Augen zugemacht, komme ich nach.“

„Gut!“

„Aber Du läßt mir doch noch ein Sümmchen zurück, wenn Du gehst? Der Alte rückt ohnedem nur spärlich heraus.“

„Leichtsinniger!“ — sagte die Mutter; aber sie hatte schon während des Gespräches ein Päckchen zu diesem Zwecke zurecht gemacht.

„Und darf man wirklich nicht wissen, wohin Du gehst?“

„Mein nächster Brief sagt es Dir.“

„Meinetwegen!“ — rief der junge Mann lachend — „ein Narr ist der, der sich um mehr bekümmert, als um die Minute der Gegenwart und ihren Genuß! Darin bin ich eben namentlich der Antagonist meines alten Brummbärs.“ — Und Louis fiel nun in eine schneidende Verhöhnung seines Oheims, in die die Mutter mit Bitterkeit einstimmte.

Indes die Zeit drängte. Clara hatte die Koffer schon herbeigeschleppt, der junge Mann erhob sich zum Weggehen.

„So lebe denn wohl!“ — rief jetzt Betty und zog den Sohn in ihre Arme. Aber in diesem Augenblicke machte sich auch das Mutterherz mit voller Kraft geltend. Heiß und stürmisch preßte sie unter Thränen den jungen Mann an ihre Brust; leidenschaftlich küßte sie Mund, Stirne und Wangen, indem sie ein über das anderemal fast mit Beklemmung rief: „Komme bald, Louis! . . . komme ja bald nach! . . laß Deine Mutter nicht umsonst rufen. Ich würde verzweifeln!“

Dann plötzlich sich fassend und die Thränen aus den Augen wischend, sagte sie mit einem Feuerblick: — „Und räche mich auch ferner an Deinem Onkel! — — — —“

Als es vier Uhr schlug, fuhr vor Bettys Wohnung ein mit vier Postpferden bespannter Reisewagen vor. Es war noch dunkle Nacht. Schweigend wurden die Koffer aufgepackt. Schweigend stieg Betty mit dem Mädchen in den Wagen. Als Iwan den Schlag zugeworfen . . . . waren des Schicksals Würfel für Betty gefallen. Man hörte nie wieder ein Wort von ihr . . . aber die Mauern von Nikolsk-Slobotskoi sollen viel . . . . viel zu erzählen wissen! —

Ein edler großer Mensch.

Ludwig van Beethoven saß in seiner Wohnung im sogenannten Schwarzpanierhause, am Glacis der Vorstadt Währing gelegen. Sie war sehr gut für ihn geeignet, hatte viel Sonne und gewährte eine weite und freundliche Aussicht nach der Hauptstadt und mehreren Vorstädten.

Aber die freundliche Aussicht lag für den großen Beethoven eben leider auch nur nach außen hin, in seinem Inneren hatte es sich gar finster und trübe gestaltet. Ernst, fest und kalt schritt sein tragisches Schicksal seiner Erfüllung entgegen.

Was aber hatte auch Beethoven wieder in der letzten Zeit an seinem Neffen erlebt!

Wie ein Donnerschlag war die Nachricht der Wegweisung seines Adoptivsohnes von der Universität wegen Leichtsinn, Studienversäumnis und Unsittlichkeit, über sein Haupt dahingerollt. Beethoven war außer sich gerathen: so war denn sein Name, auf den er so unendlich viel hielt, — den er so groß und berühmt gemacht, — dessen Reinheit immer sein Stolz gewesen .... zum zweitenmale auf eine schmähliche Weise kompromittiert! — So waren denn alle die schönen Hoffnungen, die er auf seinen von Natur so glücklich begabten Neffen gesetzt, vollständig zerstört! — So hatte er erleben müssen, daß alle die Opfer, die er freudigen Herzens für diesen, ihm so teuren Jüngling gebracht, vergebens, — alle die Liebe und Güte, alle die herzlichen Bitten und Ermahnungen, die er an ihn verschwendet, umsonst gewesen seien.

Ein namenloser Schmerz zehrte an des Meisters Seele. Tiefer sanken dabei die Augen in ihre Höhlen, schärfer noch markierten sich die Züge, welker und magerer ward die Gestalt;

— aber fest aufgerichtet blieb der Geist, unwandelbar in seiner Größe und Liebe das Herz Beethovens.

Als sich der Neffe voll Reue wieder schriftlich an ihn wandte, antwortete ihm der Meister:

„Mein teurer Sohn!“

„Nur nicht weiter! — Komm nur in meine Arme, „kein hartes Wort wirst Du hören!

„O Gott! gehe nicht in Dein Elend! Liebend wie immer „wirst Du empfangen werden. Was zu überlegen, was zu thun „für die Zukunft, dies werden wir liebevoll besprechen. Mein „Ehrenwort, keine Vorwürfe, da sie jetzt ohnehin nicht mehr „fruchten würden; nur die liebevollste Sorge und Hilfe darfst „Du von mir erwarten.

„Komm nur! komm an das treue Herz Deines Vaters.“

„Beethoven.“

„Folge mir nur, und Liebe wie Glück der Seele, mit irdischem Glück gepaart, wird uns zur Seite sein, und Du wirst ein intensives Dasein mit dem Äußeren paaren; doch besser, daß ersteres über letzteres oben anstehe.

„Tausendmal umarme ich Dich und küsse Dich, nicht mein verlorener, sondern neugeborener Sohn. Für Dich Wiedergefundenen wird Dein liebevoller Vater immer sorgen.“ *)

Welche Seelengröße! welcher nicht zu erschöpfende Quell der edelsten Liebe in dieser gequälten und gemarterten Brust! .... und welcher Lohn dafür? — —

Als der Neffe nun gedrängt wurde, mehrere rückständige Prüfungen nachzutragen, endigte er damit .... daß er Hand an sein Leben legte!

Ludwig van Beethovens Herz .... hatte den Todesstoß erhalten; er hatte ihn empfangen von dem einzigen ihm noch verwandten lieben Wesen auf Erden!

Freilich .... die That mißlang; aber der junge Mensch fiel als Selbstmörder — den Landesgesetzen zufolge — in die Hände der Justiz; da die Gesetze annehmen, daß nur Mangel an Religion zu solchem gewaltsamen Schritte der nächste Anlaß sein

*) Wörtlich nach den Originalbriefen. Schindler: S. 175. 176.

könne. Von Staats wegen wird daher jeder dieser Unglücklichen in sichern Gewahrsam gebracht, um dort für seine religiöse Erziehung das Nötige zu thun. So geschah es auch hier mit dem Neffen Beethovens.*)

Als die Zeit herannahte, wo man ihn der Obsorge seines Vormundes wieder anvertrauen zu können glaubte, ging bereits der Monat Oktober des Jahres 1826 zu Ende. Aber Beethoven wollte, konnte den Neffen nicht in Wien wiedersehen. Bruder Johann bot demzufolge Ludwig sein Landgut zum einstweiligen Aufenthalte mit dem Neffen an, bis es Hofrat von Breuning — der jetzt von der Regierung als Mitvormund des unglücklichen jungen Menschen ernannt worden — gelungen sein würde, für diesen ein anderweitiges Unterkommen zu finden.

Es war ein recht trüber unfreundlicher Tag, als Ludwig in einem alten Mietwagen nach dem Gute des Bruders abfuhr. Er hatte zwar Johann gebeten, ihm doch seine eigene geschlossene Equipage zu schicken; aber der Gutsbesitzer schrieb zurück: „Ein Mietwagen wird's auch thun, meine Pferde sind krank und bedürfen der Ruhe. Kugler bringe nicht mit, denn ich habe keinen Platz für ihn."

Ludwig van Beethoven legte diese kurze, unfreundliche Antwort desjenigen Menschen, der ihm alles zu danken hatte, was er geworden und was er besaß, ruhig beiseite. Die Schläge des Schicksals hatten ihn nachgerade für solche Dinge stumpf gemacht. Er lebte nur noch abgeschlossen in seinem Innern mit sich selbst. Auch war das, was ihn jetzt geistig niederbeugte, eine so schwere Last für sein Herz, daß ihm fast die Empfindung für andere Schmerzen abging. Außerdem sah er niemals die kleinlichen Jämmerlichkeiten des einstigen Apothekers für etwas anderes, als für eine fortwährende Abwesenheit des klaren seelischen Bewußtseins an, für eine zu bemitleidende Verfinsterung der Seele.

Der Tag war, wie gesagt, trübe und unfreundlich. Kalte Herbstnebel deckten so dicht die Felder, daß jede Fernsicht den Blicken entzogen ward, während die Feuchtigkeit der Luft selbst die winterliche Kleidung des Meisters allmählich völlig durchdrang und ihn oft schaudern machte.

Beethoven knöpfte sich dichter zu und legte sich in die Ecke des Wagens zurück. Wie so oft, wenn er unangenehmen Gedanken entgehen wollte, konzentrierte er dabei seine ganze geistige

*) Thatsache. Schindler: 177. 178.

Kraft auf eine seiner musikalischen Schöpfungen. Heute war es sein neuestes Werk, was er überdachte, die zunächst nach seiner Krankheit entstandene Schöpfung: das Quartett Nr. 12 mit dem merkwürdigen Adagio: „Canzona di ringraziamente in modo lidico offerta alla divinità da un guarito."

Beethoven versank bald so tief in diese Geistesarbeit, daß ihm die Welt verschwand und Schmerz und Trauer völlig für ihn untergingen. Es war schon tief in der Nacht, als er auf dem Gute ankam. Aber sonderbar, als der Wagen vor dem sehr schönen und eleganten Herrenhause hielt, war, außer einem Knechte, niemand da, der ihn empfing. Bruder Johann benachrichtigte ihn durch einen Zettel, welchen der Knecht übergab, daß er mit seiner Familie zu einem Balle in die Nachbarschaft gefahren sei. Sein Zimmer sei bereit.

Was bedurfte Ludwig van Beethoven mehr! Er war müde und freute sich auf Ruhe in einem guten Bette; — auf die Behaglichkeit in einem der schönen Zimmer, deren Bruder Johann so viele in seinem Haupthause hatte. Aber was ist das?

„Wo führt er mich denn hin?" — frug der Meister jetzt den Knecht, der eben mit einer Stalllaterne dem Ankömmling über den Hof leuchtete.

Der Knecht deutete nach dem Nebenhause, das gewöhnlich der Gärtner bewohnte.

„Ach was!" — rief Beethoven finster — „Er kennt mich wohl nicht?"

„Warum denn nicht!" — brummte der Knecht faul und mürrisch; schritt aber ohne sich umzuwenden vorwärts.

„So hör' er doch!" — schrie jetzt Beethoven wieder — „was soll ich, zum Teufel, denn bei dem Gärtner thun?"

Aber auch das war umsonst. Der Leuchtende schritt bis zu dem Nebenhause, schloß die Thüre auf, stellte dann — als er sah, daß Beethoven nicht folgte — die Stalllaterne auf die Erde, steckte die Hände in die Taschen, lehnte sich an die Pfosten der Thüre und pfiff sich, Beethovens Nachkommen abwartend, ganz gemütlich ein Liedchen.

Der Meister war indessen, zornig über die Borniertheit des Menschen, nach der Thür des Haupthauses gegangen. Sie war verschlossen. Er zog die Schelle, niemand öffnete. Die Mägde und Dienstboten hatten sich die Abwesenheit der Herrschaft zu nutze gemacht und tanzten im nahen Wirtshause.

In früheren Zeiten wäre Ludwig van Beethoven im stande gewesen, nach solchen Vorkommnissen, ohne weiteres zu Fuße nach Wien zurückzukehren und hätte er die ganze Nacht durchlaufen müssen. Wirklich wandelte ihn dieser Gedanke auch jetzt an; aber .... er fühlte, daß die Kräfte nicht mehr ausreichten. Außerdem fuhr der kalte Nachtwind so empfindlich durch seine total durchnäßten Kleider, daß er am ganzen Leibe zu zittern anfing. Was war zu thun? Beethoven unterdrückte den Aufschrei seines Innern über solch' brüderlichen, solch' liebevollen, solch' aufmerksamen Empfang .... und ging nach dem Nebenhause.

Als der Knecht ihn kommen sah, nahm er ganz gemütlich seine Laterne wieder auf und schritt die schmale Treppe voran, die zu der Gärtnerwohnung führte. Der Meister folgte. Oben angekommen, öffnete der Führer eine Thüre, trat ein, zündete ein Licht an, ließ Beethoven herein und ging dann pfeifend wieder fort.

Der Maestro schaute sich um: Wirklich! .... wirklich! .... dies niedere ganz ordinär eingerichtete Zimmer war für ihn bestimmt. Dort stand ein aufgedecktes Bett und hier auf dem Tisch war das Nachtessen serviert: etwas Butter, Brod und Käse, — auch ein Teller mit fünf dünngeschnittenen Scheibchen Wurst und eine Flasche gutes Dünnbier.

Ludwig van Beethoven sagte nichts. Es war ihm, als griff eine Marmorfaust in seine Brust und zerknirsche sein Herz mit einem einzigen furchtbaren Drucke. Aber gleich darauf überkam ihn ein sonderbares, noch nie gehabtes Gefühl .... es war ein Heimweh .... ein Heimweh nach seinem eigenen Zimmer in Wien! .... ein Heimweh .... noch weiter, noch tiefer begründet .... fast .... wie nach ewiger Ruhe und ewigem Vergessen!

Beethoven rührte das Essen nicht an — und ging zu Bette. — — —

Als er den kommenden Morgen aufgestanden war und an das Fenster trat, sah er die schöne, bequem eingerichtete und elegante Equipage seines Bruders vor dem Haupthause vorfahren. Wenige Augenblicke später trat Johann selbst bei ihm ein.

Es war ein stattlicher, von Behäbigkeit strahlender Mann geworden, dieser Gutsbesitzer, dem man ansah, daß er das Wort „Sorgen“ gar nicht kenne. Sein rötlich schimmerndes Gesicht glänzte jetzt vor Stolz, als wolle er sagen: „Habe ich Dir's

nicht schon lange voraus verkündigt, daß Du es in der Welt nie so weit bringen würdest, wie ich?" Und diese hieroglyphische Frage des Gesichtes kommentierte noch genügend das boshafte Lächeln, welches um die Mundwinkel des einstigen Apothekers spielte.

Er nickte dem Bruder gnädig zu.

„Guten Morgen, Johann!" — sagte dieser ernst und ruhig.

„Ich fahre jetzt weg" — schrieb Johann auf den mitgebrachten Bogen Papier — „Louis abzuholen."

„In der Staatsequipage?" — frug Ludwig.

Der Gutsbesitzer bejahte.

„Ich dächte die Pferde seien krank?"

„Sind wieder gesund geworden!" — schrieb Johann.

„Merkwürdig!" — meinte Ludwig. — „Warum bin ich denn hier in das niedere Loch im Gärtnerhause gesteckt worden, während Du doch im Haupthause eine Menge behaglicher Zimmer frei hast!"

„Weil Du mit Deinem Waschen und sonstigem Unfug jedes ordentliche Zimmer ruinierst!" — schrieb Johann.

„Ich dächte, das Haus samt den Zimmern und alles, was darin ist, verdankt der Herr Bruder Gutsbesitzer doch eigentlich nur mir. So sollte ich meinen, ich sei doch wenigstens auch wert, daß ...."

Johann drehte sich um und verließ, ohne ein Wort weiter zu sagen, das Zimmer. Zwei Minuten später rollte die Equipage den schönen, geräumigen, mit allen Arten Federvieh belebten Hof hinaus.

Louis sollte dem Oheim bis auf halbem Wege entgegengebracht werden.

Als Herr Gutsbesitzer Johann van Beethoven den Neffen in Empfang genommen, fuhren beide gemütlich mit einander zurück.

Louis strahlte vor Freude, seiner Gefangenschaft enthoben zu sein. Mit unaussprechlicher Behaglichkeit in einer Ecke der eleganten Equipage lehnend, gab er sich, eine feine Zigarre rauchend, diesem lang entbehrten Genusse voll stillen Entzückens hin; während er den Oheim mit einer köstlichen Schilderung der Bemühungen unterhielt, welchen sich, während seiner Korrektionszeit, die geistlichen Herren unterzogen hätten, um ihn fromm und heilig zu machen. Louis sprudelte dabei von Witz und Spott,

ja er richtete diese sogar auch auf das jetzt bevorstehende Zusammentreffen mit Onkel Ludwig, seinem alten bissigen Brummbär.

„Mußt' die Sache nur vernünftig anpacken!" — sagte spöttisch der Gutsbesitzer. — „Der Alte ist ein Narr, mit dem man nicht viel Umstände machen muß. Seine Eigenheiten sind nachgerade zu Verrücktheiten geworden, wie ja auch alle Welt weiß und seine letzten Kompositionen schlagend darthun."

„Davon war ich längst durchdrungen!" — versetzte der Neffe mit Gleichmut.

„Eben deshalb muß man ihn aber auch wie einen schwachsinnigen Menschen behandeln;" — fuhr Bruder Johann fort. — „Du kannst also nichts besseres thun, als ganz auf seine Denkungsweise eingehen. Er ist nun einmal von jeher ein Idealist, ein Tugendschwärmer, ein unpraktischer Phantast. So schwärme meinetwegen auch einmal für Tugend, was Dir allerdings etwas Neues sein wird. Spiele den Reuigen, wirf Dich an seinen Hals, gelobe ihm ein wahrer Heiliger zu werden, und Du wirst sehen, sein Herz wird gleich wieder gerührt und er bittet Dich noch selbst, die Sache zu vergessen."

„Ist immer eine langweilige Geschichte."

„Aber die beste Art, rasch über die Sache hinauszukommen."

„Giebt am Ende gar eine Familienszene."

„Nein! dafür habe ich gesorgt: er ist im Nebenhause untergebracht."

„Köstlich!" — rief Louis lachend. — „Hat er nicht getobt, weil Du ihn nicht in die Staatszimmer einquartiert hast?"

„Er wollte anfangen, aber ich drehte ihm den Rücken und ließ ihn allein. Da wird er am ersten zahm."

„So wird unser erstes Zusammentreffen ohne Zeugen sein?"

„Versteht sich!"

„Nun, ich werde Deinem Rate folgen, Oheim!" — sagte Louis — „aber laß uns jetzt von etwas anderem reden, die Sache ekelt mich an."

Das Gespräch nahm also eine andere Wendung. Louis frug, ob denn noch immer keine Nachrichten von seiner Mutter eingetroffen seien. Johann verneinte: man wisse nicht das Geringste von ihr.

„Also ist es auch noch nichts mit dem Lieutenantspatent!" — dachte der Neffe.

Man sprach nun noch viel über Bettys rätselhaftes Verschwinden. Louis erzählte von seiner letzten Zusammenkunft mit der Mutter, und daß er überzeugt sei, sie habe sich nach Rußland begeben. Im Übrigen blieb nichts zu thun, als Briefe von ihr abzuwarten. Der Leichtsinn des jungen Mannes war so groß, daß er — wenn es in seiner Macht stand — auch das Leiseste, was ihn unangenehm berührte, über Bord warf.

Um über die peinliche Szene des Zusammentreffens von Oheim und Neffe eines behaglichen Mittagsmahles nicht verlustig zu gehen, hielt man auf der letzten Station vor dem Gute an. Das Essen war schon im voraus bestellt worden und schmeckte den beiden Reisenden vortrefflich. Louis war wie im Paradiese und Johann, der eine heitere Gesellschaft sehr liebte, wollte sich über die ausgelassene Fröhlichkeit des so lange zu Beten und Kasteiungen Angehaltenen fast krank lachen.

Endlich indes mußte doch aufgebrochen — und der fatale Schritt gethan werden.

Aber mit welchem milden Ernste, mit welcher großartigen Selbstverleugnung, mit welch' einem Schatz unerschöpflicher Liebe und Güte trat nun Ludwig van Beethoven dem in Reue zerknirscht scheinenden Neffen entgegen. Keine Vorwürfe kamen über seine Lippen — es war ja nichts mehr zu ändern — nur trösten, ermutigen und aufrichten wollte er den so tief gefallenen, aber auch augenscheinlich so schmerzlich niedergebeugten jungen Mann. Nie stand Beethoven als Mensch größer, herrlicher, vollendeter da! Hatte er doch — mit wirklich staunenswerter Seelengröße — all' die zahllosen Unbilden vergessen, all' den himmelschreienden Undank aus seinem Gedächtnisse gestrichen, all' die namenlosen Qualen verschmerzt, die ihm sein Adoptivsohn schon zugefügt.

Hier zeigte sich die Frucht eines mühsam und heiß durchkämpften Lebens, das Resultat der nie ermatteten Verehrung antiker Größe, das Ergebnis eines still in sich selbst verschlossenen Ringens nach sittlicher Vollendung.

Aber es kam auch in diesem Momente ein ganz unerwartetes, ganz ungewöhnlich beglückendes und erhebendes Gefühl über den Meister. Es war ihm, als habe sich seine Brust in alle Unendlichkeit erweitert, als schaue sein Geist in die Tiefen ewiger Weisheit, als müsse sein Herz die ganze Menschheit umschlingen.

Milde legte er die Hand auf des Neffen Schulter, faßte mit der anderen die Rechte Louis', drückte sie leise und sagte:

„Und somit sei die Sache abgemacht! Merke Dir nur eines, mein Sohn: es ist nicht genug, gute Vorsätze zu fassen, die Vorsätze zum Guten, zur Thätigkeit, zur Besserung und zu den die Besserung fördernden Arbeiten müssen niemals verschoben, sondern sogleich ausgeführt werden. Besser, es mißlingt manches, als daß alles unterbleibt. Wer etwas thut, hat dadurch an sich schon ein gewisses Verdienst — wer sich immer gegen das Handeln wehrt, hat gar keines. Die Menschenklasse der letzteren Art ist ungeheuer groß: es sind die matten Seelen, die thatlosen Träumer, die dennoch und eben deswegen niemals des Lebens froh werden.

„Sieh! ich will ja nicht, daß Du Dir irgend eine erlaubte Lust, irgend ein angenehmes Gefühl versagen sollst. Du sollst keins, das Dir die Natur zugedacht hat, entbehren. Ich bin ja himmelweit von dem Unsinn und der Unnatur entfernt, die den Menschen zerstören wollen, um — eitles, lächerliches Bestreben, einen Gott aus seinen Trümmern hervorzuziehen.

„Alles, um was ich Dich bitte, mein Sohn, ist Mäßigung! Aber auch diese aus keinem anderen Grunde, als weil sie unentbehrlich ist, um Dich vor Schmerzen und Reue zu bewahren. Es verdient ja nichts den Namen eines Vergnügens, was mit dem Schmerze eines anderen oder mit den Vorwürfen der eigenen Brust bezahlt wird. Laß Herz und Verstand an jeder sinnlichen Lust und die Sinne an den Vergnügungen Deines Verstandes und Herzens teil nehmen und . . . . Du wirst wahrhaft glücklich sein. Der Mensch auf der einen Seite den Tieren des Feldes, auf der anderen der Gottheit selbst verwandt, ist ebenso unfähig, ein bloßes Tier, als ein bloßer Geist zu sein.

„Nur dann lebt er seiner Natur und seiner Bestimmung gemäß, wenn er immer emporsteigt; jede höhere Stufe der Weisheit und der Tugend, die er erstiegen hat, erhöht, nach innen und nach außen hin, sein wahres, sein wohlverstandenes Glück!“

Beethoven schwieg und entließ den Jüngling mit einem innigen, warmen Druck der Hand.

Als Louis die Thüre hinter sich geschlossen, lachte er frech auf — und doch rief eine Stimme in seinem Innern: „Schäme

Dich, Unwürdiger! wie jammervoll stehst Du dieser großen Seele gegenüber!“

Und Beethoven? — in seinem Herzen war es wieder ruhig und still freudig geworden.

Das Bewußtsein eigener Güte ist ja ein beglückendes, himmlisches Gefühl. Sei edel und Dir ist wohl! Die Gewitter des Daseins erschrecken Dich nicht! Sicher und ruhig wandelst Du die Pfade der Nacht und selbst das Unglück kann die Hoheit Deiner Seele nur erheben!

Nichtswürdigkeit.

Da Louis, dem Gesetze nach, Wien nicht mehr betreten sollte, war ein längeres Verweilen Ludwig van Beethovens auf dem Gute seines Bruders verabredet worden. Unterdessen wollte Hofrat von Breuning, der neue Mitvormund, alles aufbieten, um einerseits die Rücknahme dieses Verbotes zu bewirken; andererseits aber — da der Neffe nun darauf bestand, Soldat zu werden — wo möglich den Feldmarschall-Lieutenant Stutterheim soweit für den jungen Mann zu interessieren, daß er ihm einen Platz als Kadett in einem Regimente einräume.

Bald meldete ein Brief Stephan von Breunings, daß ihm beides gelungen sei. Beethoven war höchst erfreut darüber und bewies sofort seine Dankbarkeit gegen den Feldmarschall-Lieutenant dadurch, daß er ihm sein großes Quartett in Cis-moll dedicierte.*)

Aber es stand nicht in Beethovens Sternen geschrieben, daß ein freundliches Licht den Abend seines Lebens verkläre. Schon an dem Tage nach seiner Ankunft schien ihn der Neffe ebenso sehr zu vernachlässigen, als Bruder Johann, und was dem Meister noch tiefer in das Herz schnitt: es kam ihm fast vor, als sei es mit der Reue und den guten Vorsätzen des jungen Mannes schlecht bestellt. Statt sich seines so liebevollen Pflegevaters jetzt einigermaßen anzunehmen, schwärmte der Jüngling, unbekümmert um den Alten und um seine eigene Zukunft, mit Oheim Johann Tag für Tag in der Umgegend herum. Die

*) Schindler: S. 178. 179.

elegante Equipage des Gutsbesitzers war beständig mit beiden unterwegs und brachte sie oft erst spät in der Nacht zurück.

Wollte Beethoven alsdann am anderen Morgen ein warnendes Wort vorbringen, drehte ihm Louis — nach dem Beispiele seines Onkels Johann — den Rücken und überließ den tauben einsamen Mann seinem stillen Schmerze.

O wie wahr erschien doch jetzt, was Kugler einst zu der Haushälterin in betreff des Neffen geäußert:

„Ich habe einmal eine Geschichte gelesen" — sagte Kugler damals — „in der glaubte ein Königssohn seine Geliebte zu entführen. Aber es war nicht diese, die er in seine Arme schloß, sondern das Rachegespenst der blutenden Nonne .... und nie! .... nie! .... konnte er sich wieder von diesem unseligen Gespenste losmachen. — So geht es gerade dem Herrn mit dem sauberen Neffen!" — setzte er dann hinzu; aber er wußte nicht, daß er in seinem ganzen Leben kein wahreres Wort gesprochen.

Übrigens schien Bruder Johann es geradezu darauf anzulegen, Ludwig so bald als möglich wieder nach der Stadt zu treiben; die Rücksichtslosigkeit gegen seinen älteren Bruder und Wohlthäter ging in das Unglaubliche.*) Dazu war das Herbstwetter so unerträglich, daß es Ludwig van Beethoven in der That nicht mehr auf dem Gute aushalten konnte.

Offen erklärte er dies seinem Bruder und da er sich ohnedem — niedergebeugt durch den Kummer, der seine Seele drückte und den er tief in sich verschloß — unwohl fühlte, — die Rückreise, der vorgerückten Jahreszeit wegen, auch nicht mehr in einem Tage gemacht werden konnte, bat er Johann: ihn in seiner geschlossenen Equipage nach Wien bringen zu lassen.

Johann zog die Stirn in düstere Falten:

„Geht nicht!" — schrieb er dann als Antwort auf den Konversations-Bogen — „die Wege sind zu schlecht, der Wagen wird mir ruiniert. Du kannst mit meinem alten Wagen fahren."

„Aber der ist offen!" — entgegnete Beethoven, — „das Wetter ist abscheulich und ich fühle mich unwohl."

„Schrullen!" — schrieb Johann — „Einbildung! Du bist so wohl wie der Fisch im Wasser. Kannst auch meinen alten Mantel noch haben."

---

*) Thatsache. Schindler: S. 179.

Als Ludwig van Beethoven diese Worte gelesen, versagte ihm im ersten Augenblicke die Sprache; aber aus seinen Augen zuckte ein so furchtbarer Blitz auf Johann, daß dieser erblich.

„Nimm einen Schinderkarren!“ — rief jetzt Ludwig mit Donnerstimme — „es ist mir gleich! .... aber ich verlange, daß auf der Stelle angespannt wird; denn nicht eine Stunde mehr will ich mit Dir den gleichen Boden treten!... Und Louis fährt mit!“

Eine halbe Stunde später fuhr der alte offene Wagen vor dem Gärtnerhause vor.

Ohne ein Wort zu sagen, ohne Abschied zu nehmen, ohne einen Blick auf den Neffen zu werfen, der sich in finsterem Zorne dem Gebote des Oheims gefügt, setzte sich Ludwig ein, — — der Bauernknecht, der kutschierte (es war derselbe, der Ludwig seiner Zeit empfangen), hieb auf die Pferde ein .... und fort ging es, Wien zu.

Das Antlitz Ludwig van Beethovens war wie von Marmor und Eisen ... in seinem Innern herrschte Nacht und Todeskälte.

Als er in Wien ankam, fühlte er sich krank. Ein furchtbarer Husten drohte ihn fast zu ersticken. — —

Vier Tage waren seit der Rückkunft Ludwig van Beethovens nach Wien verflossen, das Unwohlsein hatte sich nicht gehoben, sondern gesteigert, und der Meister — war allein!

Allein! ... denn Kugler lag im Spital; der Neffe ging regelmäßig gleich nach dem Frühstücke aus und kam erst spät in der Nacht wieder; Schindler und Breuning wußten von des Meisters Rückkunft noch nichts und die alte, stumpf gewordene Frau Schnaps hing zwar noch mit gleicher Treue und aufopfernder Liebe an ihrem armen guten Herrn, aber es fing ihr doch an schwer zu werden, ihren Dienst durchzuführen; auch fesselte sie dieser an Küche und Haushaltung.

Beethoven war allein! ... und blieb es, ... denn er vermochte jetzt nicht mehr auszugehen. Bald schüttelte Frost seine Glieder, bald überkam ihn eine lang anhaltende Hitze, in deren Begleitung sich alle wesentlichen Fieberzufälle befanden. Hierzu gesellte sich ein Gefühl der Schwere, das ihm in den Gliedern lag und namentlich auf die Brust drückte. Ein häufiger, kurzer, abgebrochener Husten mit schmerzlichen Stichen in der Lunge peinigte ihn. Sein Gesicht glühte von starkem Blutzudrang nach

dem Kopfe und eine beängstigende Beklommenheit steigerte sich oft bis zu einem Erstickung drohenden Grade.

Beethoven war allein! ..... Er hatte nach seinen Ärzten geschickt, ... sie waren nicht gekommen. Er hatte seinen Neffen gebeten, ihm einen anderen Arzt zu senden .... es erschien keiner.

Beethoven war allein! .... Er saß matt, trübe, von Husten und Schmerzen gefoltert auf seinem Zimmer. Draußen auf der Straße bewegte sich das wilde, lustige Wiener Leben: die Peitsche knallte, die Wagen rollten dahin; Militär zog vorüber und ein stolzer fröhlicher Marsch erklang wie Siegesjubel; Kinder sangen und jauchzten; Verkäufer riefen ihre Waren aus; der Postillon einer vorbeieilenden Extrapost schmetterte lustig auf seinem Horne ... Beethoven hörte von allem dem nichts ... er war ja jetzt seit dreizehn Jahren taub! .... und das ihn seit dreizehn Jahren umgebende Schweigen des Todes umfing ihn auch jetzt.

Beethoven war allein! ... Seine Gedanken weilten in fernen Zeiten, die jetzt vor seine Geistesblicke wie sein verlorenes Paradies traten. Er sah sich neben Eleonoren von Breuning, und ihrer Mutter, der kleinen Rosa und den Freunden auf dem schönen Godesberg; ... die Sonne senkte sich und dort! dort! lag das herrliche Siebengebirge mit seinen Felsen und Mauerkronen! — dort zog der alte ehrwürdige Vater Rhein majestätisch seine silbernen Wogen! ... Ach! er hatte die schöne, liebe Heimat nicht wiedergesehen; so sehr er sich auch darnach gesehnt, so oft er es sich auch vorgenommen, eine Erholungsreise dahin zu machen! .... Warum er nur den einen Spaziergang nicht vergessen konnte .... jenen, bei welchem der Adler über sein Haupt gerauscht und er ihn beneidet hatte um seinen kühnen Flug nach den einsamen ..... einsamen ..... lautlosen ..... sonnennahen Regionen.

Beethoven saß allein, ... in lautloser Stille, in Grabeseinsamkeit ... und sann nach, ... und dachte .... wie sich doch das Leben oft wunderbar gestalte ..., und wie es doch manchmal fast scheinen wolle, als ob eine Hand aus den Wolken auf eine bestimmte Zukunft hindeute.

Und der Gang seiner Gedanken leitete ihn in die Totengruft auf dem Kreuzberge bei Bonn. Da standen sie rings an den Wänden, die ausgetrockneten Leichname der längst verstorbenen Klosterbrüder, und er hörte noch seinen eigenen Ruf der Über-

raschung auf die Frage nach seiner Zukunft, ... den Ruf: „Tod unter den Lebendigen!“ . . . . und alles war still wie im Grabe und das Schweigen der Einsamkeit lag auf der ganzen Umgebung . . . . aber keine süße, freundliche Stimme rief wie damals: „Oder lebendig unter Toten!“

„Jeannette!“ — seufzte Beethoven — und ein flüchtiges, leises, seliges Lächeln flog über seine harten Marmorzüge. Aber wunderbar . . . . er konnte sich Jeannette nicht mehr anders denken, als an jenem Abende, an dem man seinen Geburtstag gefeiert und sie bei dem sinnigen Schlußbilde die Phantasie vorgestellt. Wie strahlte ihm jetzt noch ihr liebes, herziges Angesicht entgegen, wie freundlich zeigte sie ihm den Lorbeerkranz ewigen Ruhmes.

Ewigen Ruhmes! — Ludwig van Beethoven seufzte tief auf. In demselben Augenblicke aber löste sich in seiner geistigen Anschauung das Bild Jeannettens leise wie in Nebel auf . . . aber die Nebel schienen fort zu arbeiten . . . . es gestaltete sich wieder etwas in ihnen . . . . jetzt ward es ein Mädchenkopf . . . . ein Bild: zart, bleich, ätherisch . . . . ja! . . . . er kannte das Bild . . . . es war das seiner kleinen Komtesse Eugenie. Aber was hielt denn ihre Hand? . . . es war nicht zu erkennen, doch schien es fast . . . . eine Dornenkrone. Mit einemmale ward das zarte Gesichtchen leichenblaß . . . . die Augen starrten geisterhaft, ... die Arme streckten sich wie abwehrend aus . . . . . und mit den Worten: „die Wolke! die schwarze Wolke!“ . . . . versank das Bild selbst im dunklen Schatten.

Wer Ludwig van Beethoven jetzt hätte sitzen sehen, der würde wohl geschworen haben, er stehe vor einer Figur aus Erz.

Aber noch zogen Erinnerungen an seiner Seele vorüber: Jetzt mischten sich Töne in dieselben, herrliche Melodien rauschten . . . . Schlachtendonner und Siegesjubel . . . . und ein Haus bauete sich auf, gefüllt mit zahllosen, blitzenden, blinkenden Menschen . . . . . mit herrlichen Damen . . . . . Kaisern und Königen . . . . Herzogen und Fürsten . . . . und alle jubelten . . . . und alle grüßten . . . . und Jubel und Gruß . . . . . galt ihm . . . . ihm . . . . dem Meister der Töne . . . . dem Herrscher im Reiche der Musik . . . . ihm . . . . ihm . . . . Ludwig van Beethoven!

In diesem Momente fielen des Maestros Blicke auf einen alten, dürren Lorbeerkranz, der zwar im Sturm der Zeiten und

bei Ludwigs vielen Überzügen aus einer Wohnung in die andere schon manches Blatt verloren hatte, aber doch noch mit Sorgfalt über dem englischen Flügel an der Wand aufgehängt war. Und wie Beethovens Blicke fort und fort auf den Kranz starrten, belaubte er sich wieder, und ward grün und frisch und voll ... und eine herrliche Frauengestalt trat hinzu, nahm ihn von der Wand ... und drückte ihn auf Beethovens Haupt.

Da verklärten sich des Meisters Züge, seine bis dahin matten Augen schossen Blitze der Begeisterung, die Muskeln spannten sich und ein wundervolles stolzes, seliges Lächeln umspielte seinen Mund.

Aber dies war nur für die Dauer eines Augenblickes; dann erblaßte das Sonnengold und das Lächeln erstarb in dem Ausdrucke einer unbeschreiblichen Wehmut; Beethoven fuhr mit der Hand über die Stirne, stand auf und rief:

„Genug! genug! — Da ewiges, furchtbares Schweigen, ewige Grabesstille, schauerliche Einsamkeit mich Armen umgiebt, so schweigt auch ihr Stimmen meiner holden Erinnerungen; werdet stumm für mich ... flieht mich, wie die Welt, wie die Menschen!

Ein starker Hustenanfall ergriff ihn und steigerte sich bis nahe zum Ersticken. Beethoven sah sich verzweifelnd um — — er war allein! .... Er wollte die Haushälterin rufen, aber er konnte nicht. Die Beklemmung stieg, sein Gesicht schwoll an und ward feuerrot, die Augen traten hervor, die Rechte drückte sich auf die Brust ... die Linke griff krampfhaft nach der Lehne des Sessels .... da .... da ließ es nach ....!

Aber .... die Kräfte waren erschöpft, Beethoven sank in den Sessel zurück und die Augen schlossen sich, während er leise lispelte:

„So sterbe ich denn ganz .... ganz allein .... und von aller Welt .... vergessen .... und verlassen!“

Eine Viertelstunde später stieg der Herr Musikdirektor Schindler wohlgemut die Treppe herauf.

Als er an die, von der Wohnung etwas abgelegene Küche kam, trat er ein und grüßte Frau Streng freundlich.

„Nun!“ — sagte er dann heiter, — „wie steht es, Frau Streng? Sind noch keine Briefe von dem Herrn Kapellmeister gekommen?“

„Briefe?“ — entgegnete die Haushälterin erstaunt; aber

plötzlich fiel ihr ein, daß ja der Herr Musikdirektor seit den letzten Tagen noch gar nicht dagewesen.

„Nu ja!" — rief sie daher, — „Briefe, Herr von Schindler? — Drinn sitzt der Brief selbst, lebendig, aber gar nicht gut."

„Was? wie?" — entgegnete Schindler erstaunt — „Herr van Beethoven ist wieder hier und ich weiß nichts davon?"

„Seit vier Tagen!" — versetzte die Haushälterin starr vor Staunen. — „Hat es Ihnen denn der Herr Louis nicht mitgeteilt?"

„Kein Wort!" — rief Schindler.

„Ach! und der Herr ist so unwohl!"

Aber jetzt hörte Schindler nichts mehr. Rasch eilte er nach dem Zimmer des geliebten Lehrers; als er aber die Thüre aufriß, raubte ihm Entsetzen für den Moment die Fähigkeit der Sprache und des Weiterschreitens.

Beethoven lag bewußtlos in dem Sessel.

„Gerechter Gott!" — rief Schindler, als er die Sprache wiedergefunden, und stürzte auf den Freund hin.

„Ei du allmächtiger, grundgütiger Himmel!" — jammerte Frau Streng, die ihm gefolgt.

Glücklicherweise schlug in diesem Augenblicke Beethoven die Augen wieder auf. Er war noch sehr matt, und es bedurfte einiger Zeit, ehe er sich auf dasjenige besinnen konnte, was vorgefallen.

Aber wie erfreute ihn jetzt der Anblick des treuen Freundes und Schülers; mit welcher liebevollen Sorge bemühte sich dieser im Vereine mit Frau Streng, den Meister zu stärken und zu erfrischen.

„Und warum sind Sie nicht früher gekommen?" frug jetzt Beethoven mit schwacher Stimme, aber ohne allen Groll.

„Weil ich kein Wort von Ihrer Rückkunft wußte!" — schrieb Schindler.

„Mein Neffe hätte Sie nicht davon benachrichtigt?"

„Ich sah auch ihn noch mit keinem Auge."

Beethovens Haupt sank auf seine Brust.

Schindler, welchen der Zustand des Freundes nicht wenig ängstigte, ließ sich jetzt von Frau Streng, — die eben geschäftig eine Tasse des Brustthees herbeibrachte, mit dem sie bisher Tag

und Nacht in Ermangelung irgend einer ärztlichen Pflege, den Herrn bedacht, — Beethovens Leiden auseinandersetzen.

„Aber um des Himmels willen!“ — schrieb er jetzt in das Konversationsbuch — „warum haben Sie denn nicht zu Ihrem alten Arzte, Herrn Doktor Braunhofer, geschickt?“

Beethoven las; dann sagte er, den Blick mit bitterer Ironie auf Schindler gerichtet:

„Frau Schnaps war bei ihm. Wollen Sie hören, was er geantwortet?“

„Er antwortete: der Weg sei ihm zu weit!“*)

„Was?!“ — rief Schindler mit einem fragenden Blick auf Frau Streng, und ein edler Zorn blitzte in seinen Augen.

„Ja!“ — entgegnete diese mit gefalteten Händen — das hat mir derselbe Herr Doktor Braunhofer geantwortet, der so lange unseres guten, armen Herrn Arzt war, und dem ich so oft um Neujahr Hände voll Dukaten gebracht habe.“

„Aber warum sandten Sie alsdann nicht nach Doktor Staudenheim? der hat Sie doch auch lange behandelt? — frug der Musikdirektor schriftlich.

„Die Schnapsin war auch bei dem!“ — antwortete Beethoven. — Er werde kommen, war die Antwort.“

„Und?“ . . . .

„Er kam nicht!“**) — sagte Beethoven und sein Haupt sank abermals auf seine Brust.

Es giebt Erfahrungen im menschlichen Leben, die alles Denkbare soweit übersteigen, daß sie jenen Zustand herbeiführen, von dem der gewöhnliche Mensch sagt: „Der Verstand steht mir still!“ Das Staunen über Unglaubliches hemmt dann momentan die Denkkraft in ihrer Funktion. Schindler erging es hier so. Wie war es möglich, daß Menschen, — daß Ärzte, — so gefühllos, so undankbar, so pflichtvergessen sein konnten — selbst bei dem geringsten Menschen und hier . . . . bei einem der ersten und bedeutendsten Männer des Jahrhunderts!

Schindler hatte sich indessen noch nicht von seinem Staunen erholt, an dessen Stelle eine gerechte Indignation Platz griff, als es anklopfte.

Frau Streng öffnete und ein feiner Mann trat ein. Er war nicht mehr jung, auch nicht schön; aber ein Ausdruck von

---

*) Historisch.

**) Historisch.

Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit sprach sehr empfehlend für ihn.

„Wen haben wir die Ehre?“ — frug Herr Musikdirektor Schindler.

„Doktor Wawruch, Professor der Klinik!“ — entgegnete der Neueingetretene. — „Ich komme, um Herrn Kapellmeister van Beethoven meine Dienste anzubieten.“

Schindler sah Beethoven staunend an; weder der eine noch der andere kannte Herrn Wawruch. Auf das Konversationsbuch hin sagte indessen Beethoven, der sich sehr schlecht fühlte:

„Sie sind mir willkommen!“

Wawruch prüfte nun die Krankheit: es war nicht zu verkennen, eine Lungenentzündung — herbeigeführt durch die Reise in dem offenen Wagen — war im Anzuge. Der Arzt traf mit Energie die nötigen Vorkehrungen. Beethoven mußte sofort in das Bett.

Als Schindler Doktor Wawruch hinausbegleitete, sagte dieser lächelnd:

„Ich bin Ihnen jetzt auch noch die Erklärung schuldig, wie ich — als Ihnen und Herrn van Beethoven ganz fremd — zu diesem Besuche komme.“

„Ich gestehe“ — entgegnete Schindler, — „daß ich, gerade weil er uns so unendlich willkommen kam, doppelt neugierig darauf bin.“

„Nun denn“ — sagte der Arzt — „heute morgen wurde ein kranker Kellner aus irgend einem hiesigen Kaffeehause in meine Klinik gebracht. Als ich ihm die nötige Arznei verschrieben, schien ihn noch etwas zu drücken. Ich frug und erfuhr: daß der Neffe des Herrn van Beethoven ihm vor zwei Tagen beim Billardspielen aufgetragen habe, irgend einen beliebigen Arzt für seinen kranken Onkel zu suchen. Da er nun selbst unwohl geworden, sei ihm dies unmöglich gewesen. Er bitte nun mich darum. Es versteht sich von selbst“ — setzte Doktor Wawruch hinzu, — „daß ich auf der Stelle hierher eilte und es war wahrlich die höchste Zeit.“*)

Schindlers Angesicht glühte vor Scham. Kaum vermochte er dem freundlichen, sich jetzt empfehlenden Manne seinen und des Meisters Dank auszusprechen.

---

*) Thatsache.

War es denn möglich, was er gehört?! — Der Mensch, der Beethoven alles verdankte, — den dieser als Sohn angenommen, geliebt, gehegt, gepflegt, erzogen hatte, für den er sparte und darbte, — den er mit Liebe und Güte überschüttete . . . der . . . lebte lustig in Saus und Braus, spielte Billard, lachte und zechte wohl — während sein Wohlthäter, sein zweiter Vater, daheim in Gefahr war, einsam zu sterben . . . . . und . . . . . beauftragte einen Kellner . . . . irgend einen beliebigen Arzt dem Kranken zu senden!!

Schindlers edles Herz blutete. Beide Hände vor das Gesicht gedrückt, stand er lange in schmerzlicher Erregtheit über des Lehrers, über des Freundes furchtbares tragisches Geschick! — — —

Des Adlers letzter Flügelschlag.

Es war am 2. Dezember des Jahres 1826 gewesen, als Ludwig van Beethoven mit seinem Neffen — der Schlange, die er am eigenen Busen groß gezogen — von dem Gute seines „unbrüderlichen Bruders“ in einem alten, schlechten und offenen Wagen krank nach Wien zurückkam.

Vier Tage später hatte ihn Schindler, fast erstickt vor Husten, auf seinem Zimmer gefunden und Dr. Wawruch erklärt: daß dem großen Meister, den auch er hoch verehrte, eine Lungenentzündung erfaßt habe. Die Sache gestaltete sich aber bald noch schlimmer. Es stellten sich sofort Zeichen der Wassersucht ein, und schon am 18. Dezember mußte die erste Punktion vorgenommen werden. Die zweite erfolgte am 8. Januar, die dritte am 28. desselben Monats, und die vierte am 27. Februar.*)

Gegen Ende Januars nahm sich auch noch, nach langen Bitten von seiten Schindlers — der sich überhaupt an treuer Sorge für den Kranken erschöpfte — der berühmte Dr. Malfatti Beethovens an. Von nun an erhielt der Leidende, nach Übereinstimmung beider Ärzte, als einziges Arzneimittel täglich eine bedeutende Quantität Punscheis, wovon seine, bereits von drei Operationen gänzlich erschlafften Lebensgeister dermaßen aufgeregt wurden, daß er sich schon für ganz gesund hielt, die Lektüre des Walter Scott, mit der er sich bis dahin die Zeit vertrieben, mit dem Ausrufe von sich warf: — „Der Kerl schreibt doch blos für's Geld!“ — und an der vierhändigen Sonate Diabelli weiter arbeitete, obgleich die Ärzte ihm jede geistige Beschäftigung untersagt hatten.

---

*) Schindler: S. 181—183.

Ein heiterer, warmer Sonnenstrahl war ja noch einmal, wie ein wehmütiger Abschiedsgruß des Schicksals, über sein hinabsinkendes Leben gefallen: Der Neffe hatte sich — da keine Briefe, keine Nachrichten von der Mutter eingetroffen, auch das russische Lieutenantspatent vergeblich auf sich warten ließ, — entschlossen und war zu dem ihm angewiesenen Regimente abgegangen.

Beethoven atmete hoch auf; seine Liebe war nicht erschöpft, aber sie war in sich selbst zusammengeschrumpft. Sein armes, von diesem Neffen so schmählich gefoltertes und zermartertes Herz bedurfte, für seine letzten Schläge, der Ruhe. Beethoven, um den sich einst der ganze hohe Adel Wiens gestritten, den Kaiser und Könige gesucht, dem die wahren Musiker und Kunstfreunde der ganzen Welt huldigten und begeistert engegenjauchzten — — Beethoven sah jetzt niemanden mehr um sich, als seinen alten Jugendgenossen, Hofrat von Breuning, und seinen treuen Schüler und Freund, Musikdirektor Schindler. Wenn aber diese beiden durch ihre Berufspflichten verhindert waren, um Beethoven zu sein, so hatte der große, herrliche, edle Meister doch noch einen Lieblingsgesellschafter und treuen Pfleger, und dies war: der elfjährige Sohn Breunings.

Wie oft erheiterte der schöne, muntere und verständige Knabe — dessen feine Züge Ludwig so sehr an Eleonore und damit an die glücklichen, im Breuningschen Hause verlebten Jugendjahre erinnerte — wie oft erheiterte er in seiner Sorglosigkeit und Nichtkenntnis der Gefahr, in der Beethoven schwebte, diesem die einsamen Stunden.

Wie einen großen, gewaltigen Ring faßte hier das Schicksal den Anfang und das Ende eines bedeutsamen Menschenlebens zusammen, und ließ beide sanft ineinander verlaufen. Wenn Beethoven den kleinen Breuning anschaute, lag sein ganzes Leben vor ihm, von dem Aufjauchzen der Jugend mit der von zahllosen Hoffnungen, anzustrebenden Idealen, zu erringenden Zielen angeschwellten Brust, bis zu dem, von allen Hoffnungen und Erwartungen entblätterten Alter. Und doch! . . . . konnte er denn nicht mit gutem Gewissen sagen, daß er sein Ziel erreicht?

Wer von allen Musikern der Welt stand größer da, als er? — Wer von allen Tonschöpfern hatte sich so hoch, hatte sich so titanenhaft gewaltig bis zu den äußersten Grenzen menschlichen Denkens und Schaffens erhoben? — Wo war der Sterbliche, der in Reiche der Harmonien ihn an majestätischer Erhabenheit übertraf!

Und standen nicht in seinem Herzen und in seinem Geiste noch alle die Ideale hochaufgerichtet, welchen das große, edle Streben der Jugend Altäre gebaut?!

Ja! — Ludwig van Beethoven schaute über einen unabsehbaren Todtenacker versunkener Hoffnungen, rasch gewelkter Freuden! — — — aber es war doch ein stolzes, edles, majestätisches Lächeln, was über Ludwig van Beethovens Züge glitt, wenn er, sein Leben überschauend, sich mit freudigem Bewußtsein sagen durfte: Du hast die Aufgabe deines Lebens, als Künstler und als Mensch, redlich gelöst! Du hast dem Ewigen, dem Göttlichen in deiner Brust treu gedient; — dein Wirken war groß und segensreich und sein Lohn ist: Deines Namens Unsterblichkeit!

Wenn nur das Elend und der Jammer der Erde nicht gewesen wären! Auch ihn, auch den großen Beethoven verfolgten, wie so manches gewaltige Genie, die Sorgen bis zu der Pforte des Grabes. Die Welt schien ihn ja vergessen zu haben; er war so viel benutzt, beraubt und betrogen worden; ein langer Krankheitszustand dehnte sich vor seinen Blicken und mehr wie je vermehrten sich die Ausgaben für ihn, den Kranken, und .... für seinen Neffen. Beethoven erbebte in seinem Inneren: der Mangel klopfte an die Pforten!

Da gedachte der Meister der Philharmonischen Gesellschaft in London, die ihn schon manchmal freundlich eingeladen, ihm immer liebevoll und begeistert entgegengekommen war, und — Ludwig van Beethoven, der Stolz seines Jahrhunderts, — — kam bei ihr um eine Unterstützung ein!

Aber warum sich nicht an den eigenen Bruder wenden? — an Johann, den Gutsbesitzer, den durch ihn reich gewordenen Mann?

Warum?

Als in dem Laufe der Krankheit, die Ludwig infolge der Ungefälligkeit Johanns überfallen hatte, dem Maestro ein Heudunstbad verordnet wurde, und Ludwig den Bruder freundlich ersuchen ließ, ihm doch von seinem Heu einiges zukommen zu lassen, verweigerte es Johann und entschuldigte sich damit: „Sein Heu sei zu schlecht!“ *)

Beethoven schrieb an die Herren Moscheles und Sir G. Smart in London: sich für ihn bei der Philharmonischen

---

*) Thatsache.

Gesellschaft dorten, die immer so freundlich gegen ihn gewesen, zu verwenden. Welche Sensation mußte dieser Brief des ersten deutschen Komponisten bei seinen Verehrern in London machen?! Rasch folgten hundert Pfund Sterling und die Versicherung der Gesellschaft: zu allen weiteren Diensten bereit zu sein.

Aber die Parzen, die unerbittlichen Schwestern, welche das Schicksal des Menschen in dem werdenden Faden spinnen, — hatten sich bereits erhoben. Atropos war bereit, ... den Faden eines großen Lebens durchzuschneiden! — — —

Der Morgen eines schönen Märztages lag freundlich über der Erde. Beethoven war von dem Genusse seines Punscheises ungewöhnlich angeregt, obgleich auch dieses Mittel jetzt schon für gewöhnlich nicht mehr wirken wollte.

Eine eigentümliche, fast beängstigende Heiterkeit war über ihn gekommen. Es ward ihm plötzlich so leicht, als sei er wieder ganz wohl, oder werde es wenigstens zuversichtlich in kürzester Zeit. Kam er sich doch wie ein Mensch vor, dem sich die schwere eiserne Thüre eines dumpfen Gefängnisses plötzlich geöffnet und der nun — alles Leid, allen Schmerz, alles Niederdrückende hinter sich lassend — mit einem Jubelrufe die Freiheit begrüßt.

„Ich werde wieder gesund werden", — sagte er zu sich selbst — „ich fühle es! Und dann will ich ein Leben führen in Ruhe, fern von der Welt in ungetrübter Stille: will die Natur erforschen, will nachdenken über die alten ewigen Wahrheiten und beiden Ausdruck geben in neuen großen Tonschöpfungen."

Ach! der Arme, er fühlte nicht, wie die Flügel des Todes schon über ihn hinrauschten und die knöcherne Hand allmählich den lastenden Schleier des Irdischen sanft hinwegzog.

Sein Auge ruhte mit Wohlbehagen auf den kindlichfreundlichen Zügen des kleinen Breuning, der, unfern von ihm, die Kupferstiche eines alten Folianten durchblätterte und um dessen blondes Haupt die durch die Fenster einfallenden Strahlen der Frühlingssonne jetzt den Heiligenschein unschuldsvoller Kindlichkeit legten. Er sah so glücklich in das Leben hinein, der liebe Knabe — und — „kann denn das Leben nicht auch noch für mich ein bischen freundlich werden? —" dachte Beethoven. — „Ich habe doch eigentlich noch wenig Glück genossen. Glück? — Unglück? —" frug er denkend sich selbst: — „Es giebt ja, von einem höheren Standpunkte aus gesehen, gar kein eigentliches Unglück in der Welt. Was sind denn Glück und Unglück mehr, als Hindernisse des Stromes, den unser inneres, geistiges Leben

bildet? Sie wollen, sie müssen überwunden werden, damit der Strom nur mächtiger und geläuterter durchbricht."

Beethoven blickte wieder auf den Knaben, der jetzt ebenfalls die leuchtenden blauen Augen aufschlug und den Kranken freundlich ansah. Der Blick des Kindes bewegte den Meister tief. Wie einen Lebensbalsam zog er ihn in sich und es kam ihm vor, als stärke er ihn wunderbar: als gehe die Frische, der Lebensmut, die Kraft und der Jugendtrotz des Kindes auf ihn selbst über. Da kam ihm das Verlangen, wieder einmal zu komponieren. Die Skizze einer zehnten Symphonie war ja von ihm bereits entworfen. Der Gedanke, an ihr, da er sich besser fühlte, weiter zu arbeiten, elektrisierte ihn. Der Genius hob wieder das stolze Haupt, der Adler regte aufs neue die Schwingen.

Beethoven ließ sich von dem erstaunten kleinen Breuning die Skizze reichen.

„Aber Sie sollen ja nicht arbeiten!" — schrieb dieser in das Buch.

„Ich fühle mich wieder fast ganz wohl!" — entgegnete der Maestro und fuhr sanft über die blonden, leicht gekräuselten Haare des Knaben. — „Ein wenig arbeiten wird mich zerstreuen."

Die innere Bewegung und Aufregung hatte indessen in der That auch der äußeren Erscheinung Beethovens eine solch' erhöhte Lebensthätigkeit und Energie aufgeprägt, daß sie den kleinen noch so ganz unerfahrenen Breuning täuschen mußte.

Der Knabe reichte die Skizze, die der Meister mit wunderbar flammenden Augen und seltsam hastiger Bewegung hinnahm. Jetzt war für ihn wieder alles verschwunden und vergessen: Welt, Leben, Krankheit, Freud und Leid .... denn .... er komponierte. Ludwig van Beethoven saß an seiner zehnten Symphonie!

Wenn Beethoven nach langem und tiefem Nachdenken ein Symphoniethema gefunden hatte, das vollkommen zu dem Objekt paßte, das er darstellen wollte, so beeilte er sich nicht anzufangen. Er wandte erst das Thema lange hin und her, um die Umwandlungen, deren es fähig wäre, zu erkennen. Er schrieb die Gedanken, sowie sie sich seinem Geiste darboten, auf, ohne Ordnung und Auswahl und ohne sich um die Stelle zu bekümmern, die sie später in der Symphonie einnehmen sollten, weil sie ihm immer in größerer Fülle zuströmten, als er für die umfangreichste Komposition nötig hatte. Ging er dann ans

Werk, so wählte er unter den vorbereiteten Blättern, was ihm das Beste schien, und entwarf dann, entweder im Geiste oder mit Hilfe einer notierten Skizze, den allgemeinen Plan des Werks, in welchem dann die einzelnen gesammelten und sortierten Materialien sich in passender Reihe ordneten und verbanden. Dann kamen die Details der Instrumentierung und Rhythmisierung daran.

Wirklich strömten ihm auch heute herrliche Gedanken zu. Er sann — er schrieb — kühn und gewaltig rauschte es noch einmal in seinem Innern auf; — und wie das echte Schaffen des Künstlers allein von der Idee ausgeht, die für ihm das Bestimmende und der Inhalt ist, der glänzende zauberhafte Widerschein des Phantasiegebildes, das er tief in seinem Geiste trägt, während die Form ihm nur als die Verwirklichung im Reiche des sinnlich Wahrnehmbaren gilt, so auch hier wieder bei Beethoven.

Der Adler hob noch einmal stolz und gewaltig seine Schwingen, — aber — es war sein letzter Flügelschlag!

Plötzlich warf Beethoven die Feder weg — Todtenblässe bedeckte sein Gesicht — ein Schrei — und er brach ohnmächtig zusammen.

Als er wieder zu sich kam, standen Frau Streng, der Knabe und Hofrat Breuning neben ihm. Ein ernster, trauriger Blick schweifte über die wenigen Lieben hin . . . . dann sagte er mit Grabeston:

„Das war die letzte Täuschung! Es ist vorbei mit mir.“ — —

Von jenem Tage an sah Beethoven seinem Tode mit sokratischer Weisheit und Seelenruhe entgegen. Platon und seine hohen Ideen von Sittlichkeit und einer weltregierenden Vernunft traten ihm näher denn je.

„Nun wird mir bald Ruhe werden!“ — sagte er schon den kommenden Tag mit stillem Lächeln zu Freund Schindler. — „Und dies Herz hat wahrlich der Ruhe nötig; denn die Menschen und das Schicksal haben gar viel an ihm gezerrt und gerissen. Aber ich schließe die Augen doch mit dem schönen Bewußtsein, eine leuchtende Spur auf Erden zurückzulassen. Von Glück habe ich freilich wenig zu erzählen. Aber das wahre Glück ist ja auch unter dem Monde nirgends zu finden, bei dem Dorfpfarrer ebenso wenig, als bei dem Premierminister: der eine zählt Linsen, der andere Erbsen; das ist der ganze Unterschied. Wahres Glück ist nur das Bewußtsein: du bist in deiner Lebens-

aufgabe, in deiner Bestimmung, in würdiger, den Anforderungen des Ewigen entsprechender Weise, aufgegangen!"

Jetzt ersuchte Beethoven den Musikdirektor noch, für die Dedikation seines letzten Quartetts zu sorgen, und einen seiner würdigsten Freunde hierzu zu wählen. Schindler sagte dies gerne zu und versprach das Nötige einzuleiten, mit Bewunderung den Mann anschauend, der — trotz so vieler selbsterfahrenen, himmelschreienden Undankbarkeiten — bis zum letzten Hauche seines Lebens besorgt war, sich gegen seine wenigen Freunde und Gönner dankbar zu bezeugen.

Und nun — schrieb Ludwig van Beethoven eigenhändig sein Testament nieder — — seinen letzten Willen, kraft welchem er, alles ihm angethane Böse vergessend, seinen Neffen und Adoptivsohn als Erben seines Gesamtnachlasses einsetzte. Dieser Nachlaß aber war jenes kleine Vermögen, welches Beethoven schon seit langer Zeit im stillen von seinen Einkünften für jenen Unwürdigen, den er Sohn nannte, zurückgelegt, und das er eben darum nie, selbst nicht in der größten Not, angetastet: es bestand in zehntausend Gulden C.-M.*)

So brach der vierundzwanzigste März an, und mit ihm tauchten die ersten Anzeichen zur Endigung all der Qualen und Leiden auf, die sein Zustand naturgemäß zur Folge hatte. Ein langer, ein furchtbarer Kampf zwischen Tod und Leben begann! Stephan von Breuning und Schindler verließen Beethoven nicht; auch aus der Ferne war ein Freund und Verehrer desselben, auf einen Brief Schindlers hin, herbeigeeilt. Es war der, als Komponist rühmlich bekannte Anselm Hüttenbrenner, der den geliebten hochverehrten Sterbenden noch einmal sehen wollte.

Und der Todeskampf dauerte fort, ... fort, den kommenden und den darauf folgenden Tag: die gewaltige Natur Beethovens rang hart mit dem Tode.

„Schindler!" — sagte am Nachmittage des 26. März Hofrat von Breuning traurig und von den Nachtwachen und dem Anschauen des Entsetzlichen bleich und selbst zum Sterben angegriffen — „Schindler! Er wird den Abend nicht mehr sehen. Lassen Sie uns eilen, wegen eines Begräbnißplatzes auf den Währinger Friedhof zu gehen. Der Weg ist ziemlich weit und ich möchte bald zurück sein."

---

*) Näheres: Schindler S. 191 u. fg.

Da im Augenblicke der Kampf nachgelassen und Hüttenbrenner zurück blieb, erklärte sich Schindler einverstanden. Beide Männer gingen. Es war für die Frühe der Jahreszeit ungemein schwül; auch hatten sich an dem fernen Horizonte dichte schwarze Wolkenmassen aufgetürmt. Ein Gewitter war im Anzuge.

Schindler und Breuning schritten schweigend neben einander her; die Wucht des Momentes, die Größe des Schmerzes, die traurige Aufgabe dieses Ganges: dem geliebten Freunde, dem angebeteten Meister die letzte, stille, nicht mehr zu wechselnde Wohnung zu suchen, drückte ihr Herz krampfhaft zusammen, schloß ihren Mund wie mit Eisenbanden.

Schindler aber konnte nur eines denken, es war das Gedicht Hardenbergs, das Beethoven noch den Morgen mit lispelnder Stimme citiert:

„Zur Hochzeit ruft der Tod,
Die Lampen brennen helle;
Die Jungfrau'n sind zur Stelle,
Um Öl ist keine Not.
Erklänge doch die Ferne
Von deinem Zuge schon,
Und ruften uns die Sterne
Mit Menschenzung' und Ton!

Getrost, das Leben schreitet
Zum ew'gen Leben hin;
Von inn'rer Glut geweitet
Verklärt sich unser Sinn.
Die Sternwelt wird zerfließen
Zu gold'nem Lebenswein,
Wir werden sie genießen,
Und lichte Sterne sein!"

Sie waren am Friedhofe angekommen, als sie ein Leichenzug am Weiterschreiten hinderte. Unwillkürlich und nur um seine Gedanken etwas zu zerstreuen, frug Breuning einen der Begleitenden: wer der Todte sei, den man hier beerdige.

„Ein alter Geizhals!" — entgegnete der Gefragte — „der ein kolossales Vermögen hinterläßt, ... ein gewisser Doktor Fenchel!" — Und der Zug schritt weiter.

Schindler und Breuning besorgten nun das Nöthige; aber es war, als ob das Heute ein Unglückstag in jeder Beziehung sei. Das Gewitter brach mit solcher furchtbaren Gewalt los, daß sie auf dem Heimwege abermals aufgehalten wurden.

Während dessen trat der Tod dem Haupte Beethovens in seiner kalten und furchtbaren Majestät immer näher.

Aber Ludwig van Beethoven lag jetzt ruhig. Seine dichten, grauen, mähnenhaften Haare waren feucht vom Todesschweiß; — seine harten markierten Züge traten durch das Eingefallene seines Gesichtes noch schärfer hervor; — seine, sonst so seelentiefen Augen starrten jetzt weit geöffnet und regungslos vor sich hin; — sein Mund war fest geschlossen.

Todtenstille herrschte in dem Zimmer. Hüttenbrenner saß neben dem Sterbenden und verwandte kein Auge von ihm; die alte treue Haushälterin kniete zu Füßen des Bettes und betete.

Draußen aber war es, als wisse die Natur, was jetzt hier geschehen werde; — als wolle sie in ihrer unerreichbaren Größe und Majestät den ernsten Augenblick mitfeiern, in welchem einer der gewaltigsten und herrlichsten der Erdensöhne zu ihr zurückkehre.

Der Himmel stand in Feuer und Flammen. Furchtbare Blitze durchzuckten die Luft; der Donner rollte mit einer Gewalt, als wolle er die Erde zertrümmern; der Sturm heulte wie Weheruf dahin und der Hagel schlug wie zürnend an die bebenden Scheiben.*)

Beethoven lag ruhig — still — einsam — auf seinem Sterbebette.

Die Welt dachte nicht an ihn, den großen, den gewaltigen Beethoven, dem sie einst in glühender Begeisterung gehuldigt; aber die Elemente schienen seiner zu gedenken. Wie sein Geist in den gewaltigen Tonschöpfungen, die er der Welt hinterließ, oft, einem furchtbaren Blitze gleich, aus der Wetterwolke hervortrat, so schossen jetzt Blitze aus dunkler Wolkennacht über die Häupter des Menschengewürms dahin und die weithin rollenden Donner riefen: „Zittert und sinkt in den Staub! — Beethoven! ... Beethoven stirbt! Der Besten einer, den ihr schmählich vergessen, haucht unter unseren Schlägen seinen Geist aus!“

Und Erde und Himmel bebten und der Sturm heulte: „Amen!“ — „Amen!“

Aber auch der Tod sagte: „Amen!“ — Beethovens Züge verzerrten sich, die Augen starrten noch weiter, noch glasiger, noch schrecklicher. Die Brust hob sich gewaltsam im letzten furchtbaren Kampfe; die Hände zuckten wie in Todesangst umher; die Brust röchelte . . . .

*) Thatsache.

Da fuhr ein Feuermeer über den Himmel, ein gräßlicher Donnerschlag folgte, ein Windstoß warf die Fenster auf — — — ein geigender, röchelnder Schrei — — — und Ludwig van Beethoven war nicht mehr.

Die Glocke schlug ein Viertel vor sechs Uhr. Der Meister war in seinem sechsundfünfzigsten Jahre gestorben.

Hüttenbrenner drückte ihm unter heißen Thränen die Augen zu; die alte treue Streng hatte sich weinend über die Leiche geworfen.

Als nach einer Viertelstunde Breuning und Schindler eintraten, tönte ihnen ein: — „Es ist vollbracht!" — entgegen.

Ludwig van Beethovens Züge aber waren friedlich geworden; ein schönes, edles, beglücktes Lächeln verklärte sie. Der Große hatte ausgelitten, ausgerungen; er war nicht mehr unter den Lebenden . . . . . aber über sein Haupt hielt ein strahlender Genius den Lorbeerkranz der Unsterblichkeit!

Druck von W. Hartmann in Leipzig-Reudnitz.